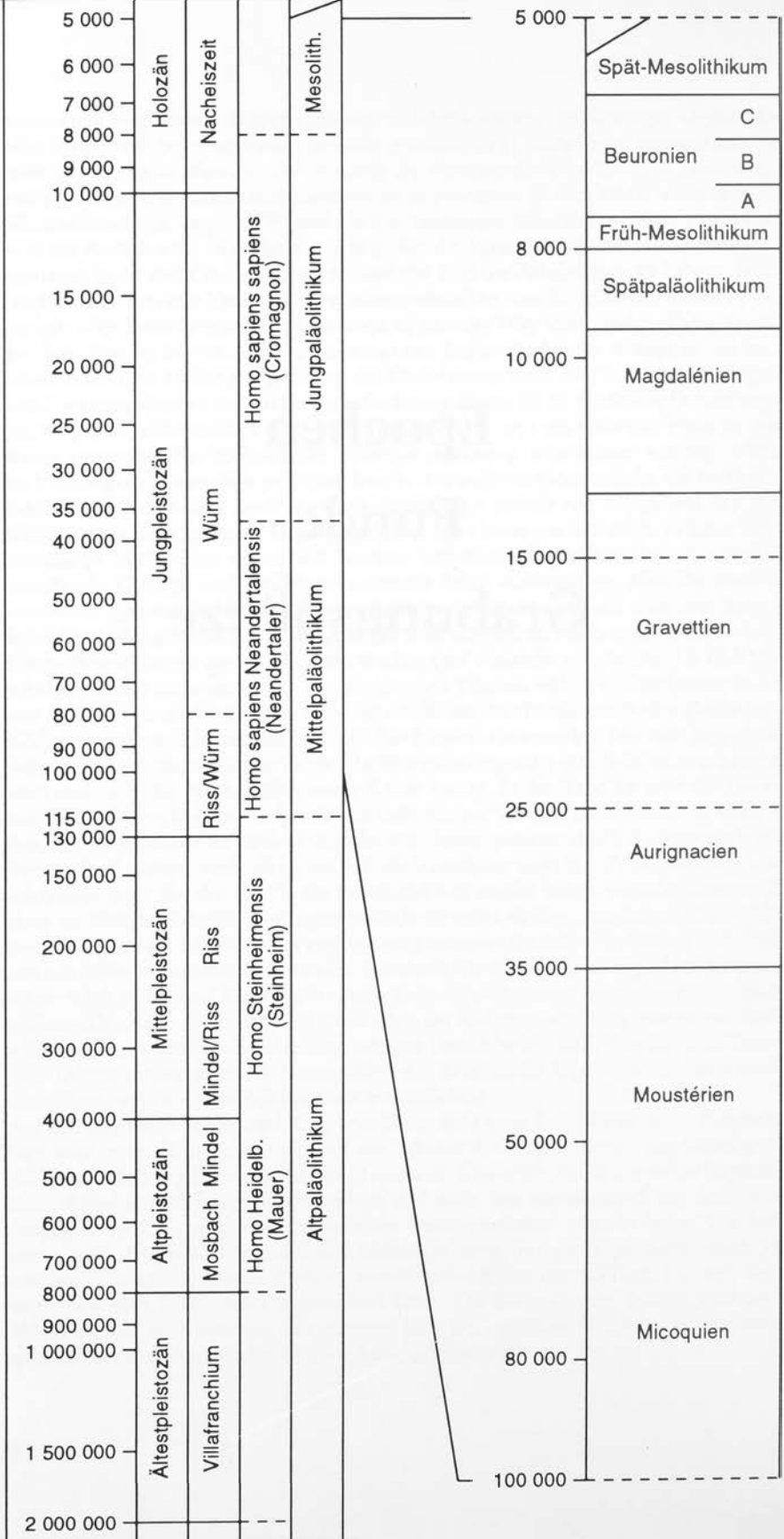
Epochen
Funde
Grabungsplätze


5 000
6 000
7 000
8 000
9 000
10 000
15 000
20 000
25 000
30 000
35 000
40 000
50 000
60 000
70 000
80 000
90 000
100 000
115 000
130 000
150 000
200 000
300 000
400 000
500 000
600 000
700 000
800 000
900 000
1 000 000
1 500 000
2 000 000
Holozän
Nacheiszeit
Jungpleistozän
Würm
Riss/Würm
Mittelpleistozän
Riss
Mindel/Riss
Altpleistozän
Mindel
Mosbach
Ältestpleistozän
Villafranchium
Homo sapiens sapiens (Cromagnon)
Homo sapiens Neandertalensis (Neandertaler)
Homo Steinheimensis (Steinheim)
Homo Heidelb. (Mauer)
Mesolith.
Jungpaläolithikum
Mittelpaläolithikum
Altpaläolithikum
5 000
8 000
10 000
15 000
25 000
35 000
50 000
80 000
100 000
Spät-Mesolithikum
Beuronien
C
B
A
Früh-Mesolithikum
Spätpaläolithikum
Magdalénien
Gravettien
Aurignacien
Moustérien
Micoquien

Paläolithikum und Mesolithikum

Das Paläolithikum (Altsteinzeit) umfaßt den unvorstellbar langen Zeitraum vom ersten Erscheinen des Menschen vor über einer Million Jahren bis zum Ende der Eiszeit vor 10.000 Jahren. In dieser Zeit entwickelt sich der Mensch vom Pithecanthropus (homo erectus), dem auch der älteste menschliche Skelettrest Mitteleuropas, der Unterkiefer von Mauer bei Heidelberg nahe steht, über den Neandertaler zum heutigen Menschen (homo sapiens). Die Eiszeit brachte mit ihrem Wechsel von Kalt- (Glazial) und Warmzeiten (Interglazial) gerade in Europa große Umweltveränderungen mit sich. Diese verlangten vom Menschen, dem Jäger und Sammler, eine ständige Anpassung an die wechselnden Bedingungen, die zwar dem einzelnen nicht bewußt wurde, sich aber in den Kulturprodukten, wie im Zeitraffer gebündelt, niedergeschlagen hat. Die Kulturleistungen sind Gegenstand der archäologischen Forschung; und sie müssen uns für die lange Zeit gering erscheinen, zumal die wenigen Jagdwaffen und Geräte des Jägers/Sammlers nur in Auswahl erhalten sind. Von den Werkstoffen Stein, Knochen, Holz konnten nur die ersten beiden Jahrzehntausende überdauern. An den Unterschieden der Feuerstein- und Knochengeräte lesen wir Gemeinsamkeiten der Herstellung und technischen Fortschritt ab.

In Südwestdeutschland fehlen bisher, abgesehen vom Fund von Mauer, Belege des Altpaläolithikums. Erst das Mittelpaläolithikum ist greifbar, da mit dem Beginn der Würm-Eiszeit in den Höhlen die Sedimentbildung einsetzt und damit der Schutz der eingelagerten Artefakte. Die Abfolge der Sedimentschichten ermöglicht die zeitliche Reihung der eingelagerten Geräte aus den Techno-Komplexen Micoquien/Moustérien, Aurignacien, Gravettien, Magdalénien. Geräte von Rastplätzen im Freiland fielen der durch die Klimaschwankungen verursachten Erosion zum Opfer, gerieten in Flußschotter und Sande, wo nur ein Zufall sie auffinden läßt. Im Laufe der Entwicklung erlauben die Funde ständig genauere Aussagen: Die Geräte werden verbessert, Geschoßspitzen und Schäftungen werden variiert, der Bogen und die besonders wirksame Speerschleuder werden erfunden. Knochennadeln verraten die Herstellung der Fellkleidung. Im Jungpaläolithikum gestatten die Quellen die Rekonstruktion von Jäger-Sammler-Gesellschaften, die vieles mit rezenten subarktischen Jägern gemeinsam haben. Die Entwicklung ist nicht nur an den zur Deckung der Grundbedürfnisse geschaffenen Objekten erkennbar. Schon der Neandertaler bestattete seine Toten, ein Hinweis auf Sozialverhalten über den Tod hinaus, für Auseinandersetzung mit dem Phänomen Tod. Ab dem Aurignacien gibt es Zeugnisse der Kunst, die im Magdalénien ihren Höhepunkt erreicht. Dargestellt werden die Jagdtiere, so lebensnah, daß differenzierte Benennung, d.h. Sprache, vorausgesetzt werden darf. Nur stark stilisierte Frauenfiguren aus Gagat von der Petersfelshöhle vertreten die sicher kultische Kunst, die sonst in Mensch-Tier-Mischwesen die Identifikation des Menschen mit dem Tier spiegelt.

Mit dem Ende der Eiszeit wird die letzte Anpassung nötig. Dem zurückweichenden Eis folgt die eisnahe Tundra, mit ihr verschwindet das Ren und der spezialisierte Rentierjäger. Aus Rückzugsgebieten dringen Wald und Waldfauna ein. Nichtspezialisierte Jäger stellen die Jagd auf Waldtiere (Hirsch, Reh u.a.) um. Sie haben Kompositwaffen aus Holz und Knochen, in die als Schneiden winzige Silexklingen (Mikrolithen) eingesetzt sind. Die Zeit der nacheiszeitlichen Jäger nennen wir Mesolithikum. Das typische Kulturinventar, weiter aus Höhlen bekannt (Beuron, Beuronien), ist nun in Freilandstationen häufiger. Die Mesolithiker scheinen die Erfahrungen jahreszeitlich günstiger Sammelgebiete genutzt und einen Jagd-, Fischfang-, Erntezyklus eingehalten zu haben. Erst eindringende Bauern störten ihre Jagdgründe. E.S.

Werkzeug des Neandertalers – der Faustkeil

In der Grabenfüllung des Michelsberger Erdwerks in der Flur Aue bei Bruchsal kam ein überaus seltener Fund zutage, ein Faustkeil aus der Stufe des Micoquien. Er ist 7,5 cm lang, 3,1 cm breit, 1,6 cm dick und besteht aus rotbraunem, grobkörnigen, sedimentären Hornstein; an der dicksten Stelle im Bereich des Knaufs ist einseitig ein kleiner Rest graubrauner poröser Knollenrinde erhalten. Die Grundform ist ein Abschlag. An der Basis ist noch ein kleiner Rest der Schlagfläche erhalten. Der typische S-Schwung der ehemaligen Ventralfläche ist trotz Überarbeitung noch deutlich erkennbar. Die Form ist lanzettförmig, die Spitze dünnflach ausgezogen. Beide Ansichten sind annähernd symmetrisch. Die bis auf den kleinen Schlagflächenrest ringsumlaufende Schneide ist kaum gezackt und nur wenig geschweift. Die Form ist also ausgesprochen ebenmäßig. Die randlichen Retuschen sind fein, die flächigen, zumindest im Bereich des verdickten Knaufes, teilweise stark getreppt. Dieser Typ gehört zum Inventar des Micoquien, das in den Höhlen der Alb die Basiskultur bildet. Charakteristisch für diese Formengruppe sind Faustkeile mit verdicktem Knauf und betont herausgearbeiteter, dünn auslaufender Spitze. Auffällig ist die Bindung dieser Kulturstufe an den Höhlenreichtum der deutschen Mittelgebirge, während das norddeutsche Flachland merkwürdig fundleer erscheint. Zu den Micoque-Fundstellen auf der Schwäbischen Alb in der Großen Grotte, der Heidenschmiede und in der Vogelherdhöhle kommt besonders die Hauptkultur der Bocksteinschmiede im Lonetal, in der für mitteleuropäische Verhältnisse ein außerordentlich reiches Micoque-Inventar mit ähnlichen Typen vorliegt. Funde aus dem Freiland sind außerordentlich selten, und werden, wie das Stück von Bruchsal, zudem meist nicht in primärer Lagerung angetroffen.

Träger des Micoquien ist der europäische Neandertaler zu Beginn der Würm-Eiszeit vor etwa 80.000 Jahren. Am Beginn dieses Zeitraums setzt die Sedimentbildung in den Albhöhlen ein, die zusammenfällt mit dem Übergang der Vegetation von den interglazialen zu den kaltzeitlichen Bedingungen. Dieser Wechsel vollzog sich in mehreren Schritten, gesteuert durch klimatisches Geschehen und interstadiale Wärmeschwankungen, von denen die Interstadiale Amersfoort und Brörup am ausgeprägtesten sind. Im wesentlichen dominierten Kiefer und Fichte, während anspruchsvolle Laubholzarten verschwunden waren.

Zur Tierwelt des Micoquien gehören die Charaktertiere der baumlosen Tundra mit dichter Bodenvegetation wie Mammut, Fellnashorn, Eisfuchs, Schneehase, Rentier und Lemming. Zu diesen eiszeitlichen Tieren kommen noch Rotfuchs, Hyäne, Wildpferd, Rothirsch, Wildkatze, Marder und Mauswiesel. Diese Tiergesellschaft wird man kaum unter arktischen Bedingungen vermuten. Sie ist vielmehr kennzeichnend für subarktischen Wald.

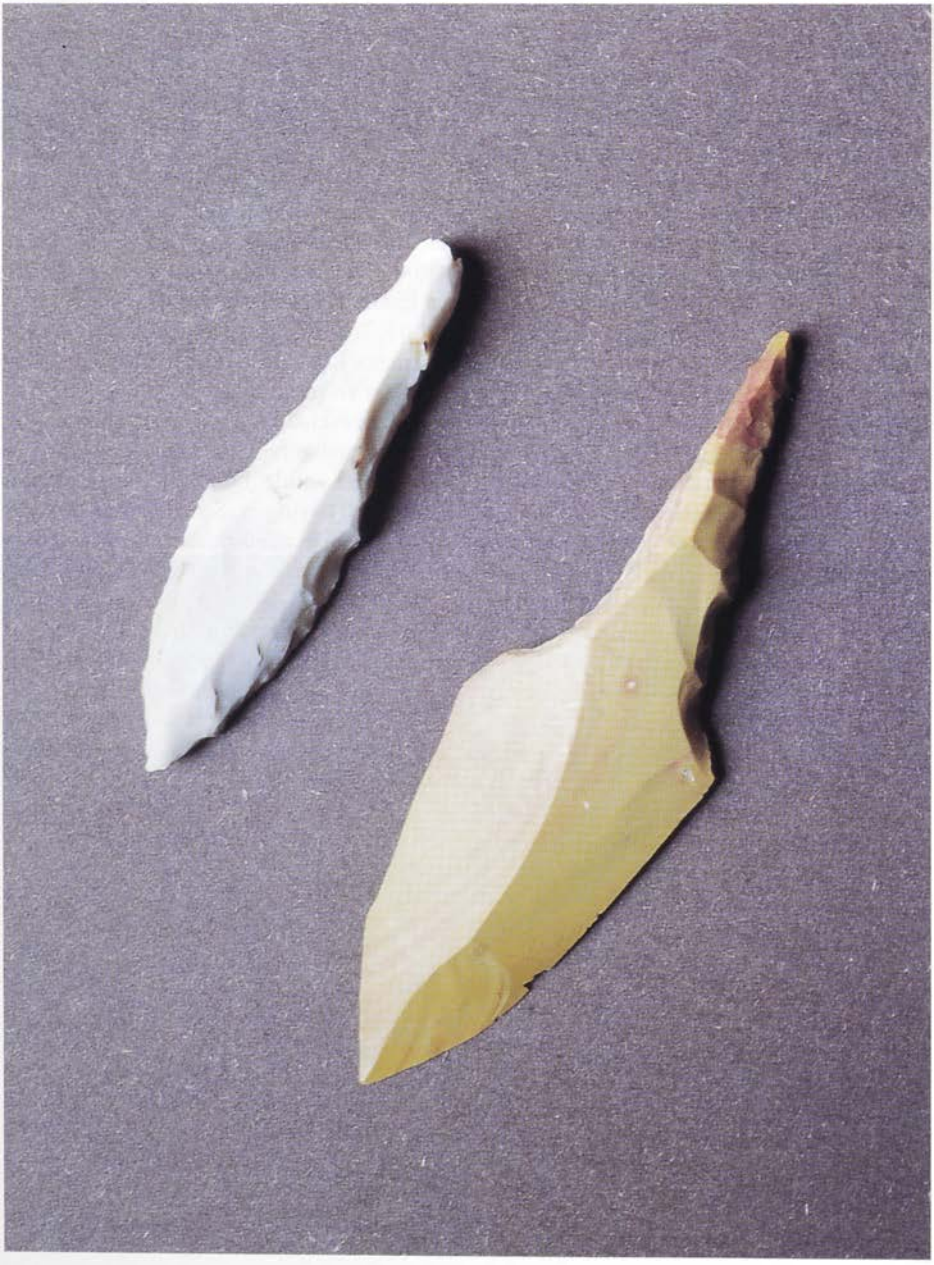
Wie der Faustkeil in die Grabenfüllung des neolithischen Erdwerks gelangt sein kann, ist nicht eindeutig nachvollziehbar. Er gehört zeitlich nämlich nicht in den Würm-Löß sondern an seine Basis.

Die einfachste Erklärung wäre, daß der Faustkeil irgendwo aufgesammelt wurde. Seine auffällige Erscheinung, die ihn in Form, Farbe und Material vom übrigen Silexinventar der neolithischen Anlage völlig abweichen läßt, könnte dafür sprechen. Hierfür gäbe es zahlreiche Beispiele.

Eine andere Möglichkeit wäre, daß er von höheren Hangpartien durch Sedimentbewegung in den Grabenbereich gelangte. Dies wäre ebenfalls denkbar, weil in der umgebenden Landschaft eine erhebliche Reliefumkehr stattgefunden hat. E.W.

Rastplatz jungpaläolithischer Jäger und Sammler

Daß ganze Ansammlungen paläolithischer Feuersteingeräte, die auf längere Anwesenheit von Menschen und wiederholtes Aufsuchen des Platzes hindeuten, außerhalb von Höhlen im Freiland angetroffen werden, geschieht eher selten. Denn die vielfältigen Klimaveränderungen der Eiszeit haben die Erdoberfläche so stark angegriffen, daß Reste menschlicher Tätigkeit fast immer verschwunden sind. Erst in der ausgehenden Eiszeit ändern sich die Bedingungen, so daß aus der jüngsten, der Würm-Eiszeit, gelegentlich Rastplätze der Eiszeitjäger zutage kommen. Hier sind es besonders die oft viele Meter hohen Lößablagerungen, in denen sich die wärmeren Zwischenphasen durch Bodenbildungszonen abzeichnen. Im Löß auf alten Oberflächen eingelagerte menschliche Kulturreste konnten so erhalten bleiben, da die nacheiszeitliche Erosion oft nicht bis zu diesen Horizonten vordrang.
Bei dem Ort Feldberg im Markgräflerland wurde ein solcher Platz dadurch bekannt, daß auf einem begrenzten Areal immer wieder Jaspisgeräte und Abfallstücke aufgesammelt wurden. Nähere Überprüfung ergab, daß sie aus einer dicht unter der Ackerkrume liegenden Lößschicht ausgepflügt waren, die stark verlehmt ist. Indizien weisen darauf hin, daß die Verlehmung nicht erst mit der nacheiszeitlichen Waldbodenbildung zusammenhängt, sondern im Alleröd-Wärme-Intervall entstand. In dieser Zeit war die Umgebung mit lichtem Kiefern-Birken-Wald bedeckt, und die Temperaturen lagen wenig unter den rezenten. Die in diesem zwischen 12.000 und 11.000 Jahren vor heute entstandenen Boden eingelagerten Jaspisgeräte und -abfälle - sonstige Kulturreste, wie die zur Rekonstruktion der Umwelt und der Lebensumstände des Menschen so wichtigen Tierknochen, haben sich nicht erhalten - verraten, daß Menschen diesen Platz offenbar wiederholt besucht haben, möglicherweise um im nahegelegenen Steinackerbuck anstehenden Bohnerzjaspis zu suchen und am Ort zu verarbeiten. Wir hätten es dann weniger mit einem Rastplatz während der Jagdsaison zu tun als mit einem "Schlagplatz" zur Gewinnung von Feuersteingerät. Die Fundstelle erweitert unsere Kenntnis vom späten Jungpaläolithikum, das bisher von zwei etwas nördlicher gelegenen Fundstellen bei Bollschweil und Ehrenstetten, vor allem aber durch die Rentierjägerstation von Munzingen am Tuniberg bekannt war.
Die bestimmbaren Geräte zeigen ein typisch jungpaläolithisches Spektrum. Es herrschen schmale Klingen vor, aus denen Stichel, Rückenmesser u.a.m. gearbeitet wurden. Da sich Knochen kaum erhalten haben, kann nicht gesagt werden, ob die für das jungpaläolithische Magdalénien charakteristischen Geschoßspitzen aus Knochen und Geweih vorhanden waren. Dagegen gibt es unter dem Silexinventar Geschoßspitzen (Abb.), die die Tradition der Stielspitzen fortführen, besser gesagt wiederaufnehmen, die im Perigordien, einer Fazies des Gravettien, üblich waren. Die größere Spitze ist fast 6 cm lang und aus einer recht breiten Klinge gefertigt. Der Stiel ist von der Unterseite her durch kräftige Retuschen herausgearbeitet.
Wenn man heute der Geräteansammlung vom Steinacker bei Feldberg eine Zeitstellung am Ende des Jungpaläolithikums, aber ein "gravettoides" Gepräge zuschreibt, ist das eine reine Beschreibung des geologischen Befundes und der nächst vergleichbaren Kulturprodukte. Was es bedeutet, daß nach einer Unterbrechung von rund 5.000 Jahren Stielspitzen - und die dazugehörige Schäftung - wieder aufgenommen werden, ist kaum zu umreißen. Lebte eine technische Tradition verdeckt so lange fort? Oder wurde eine zweckmäßige Jagdwaffenform neu erfunden? Wir müssen es wohl bei den Fragen belassen. E.S.



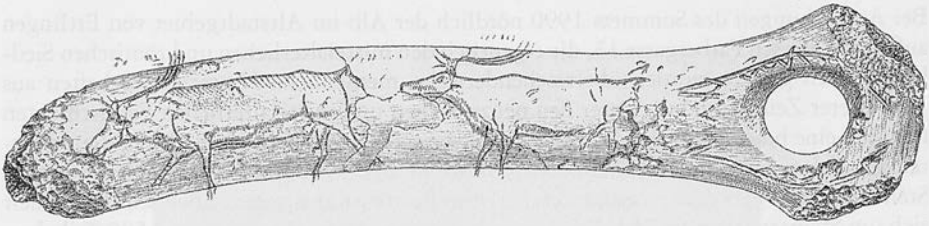
Rentierjäger vom „Petersfels"

Die bisher wichtigste Fundstelle des späten Jungpaläolithikums in Baden ist die Höhle vom Petersfels bei Engen, die in und außerhalb der Höhle in ausgedehnten Schichten reiches Fundmaterial erbrachte. Es weist alle charakteristischen Merkmale des Magdalénien (13.000-9.500 v. Chr.) auf, zumal sich auch Knochen- und Geweihgeräte in großer Zahl erhalten haben.

Die Höhle war für die paläolithischen Jäger offenbar sehr günstig gelegen. Wie sich an der Zusammensetzung der Tierknochen ablesen läßt, wurde hier das Rentier - außer dem Wildpferd das wichtigste Großwild dieser Zeit - in den Monaten September/Oktober gejagt. Offensichtlich führte der jahreszeitlich festliegende Wanderweg der Rentiere durch das Tal unterhalb der Petersfelshöhle, welche damit geschützten Wohnplatz und Lage an einem sicheren Jagderfolg versprechenden Wildwechsel bot. Wenn man hier während der relativ kurzen Zeit Jagdbeute in einem Umfang machen konnte, der über den akuten Bedarf hinausging, ist zu erwägen, ob nicht Rentierfleisch durch Trocknen oder Räuchern konserviert wurde. Das hätte eine Anwesenheit auch über die engere Jagdsaison hinaus erfordert. Doch ist keinesfalls mit ganzjähriger Bewohnung des Platzes zu rechnen.

Wie sehr das wichtigste Jagdwild, das Ren, den Jäger beschäftigte, zeigt die Darstellung zweier hintereinandergehender Rentiere auf einem Lochstab (oben.), einem Gerät, das vermutlich beim Geraderichten von Speerschäften verwendet wurde. Das Bild, dem aus unserem Raum nur die Rendarstellung vom Keßlerloch bei Thayingen, Schaffhausen/CH, zur Seite zu stellen ist, gilt als eines der schönsten Beispiele spätpaläolithischer Kunst, soweit sie auf beweglichen Gegenständen gezeichnet ist. Inwieweit diesen Kunstäußerungen kultische Bedeutung, etwa in der Jagdmagie, zukommt, sei offengelassen. Sehr wahrscheinlich ist kultische Bedeutung bei den sog. Venusstatuetten, die in sehr stark stilisierter Form, aus Gagat geschnitzt, im Petersfels zahlreich gefunden wurden. Einige von ihnen sind am Kopfende durchbohrt; sie konnten als Anhänger getragen werden und waren vielleicht Amulette. Als Amulette und/oder Schmuck wurden auch Muscheln und Schneckenhäuser, zumal fossile, gesammelt und zum Aufhängen oder Aufnähen auf die Kleidung durchbohrt. Sie waren so beliebt und wichtig, daß man sie auch in Knochen nachschnitzte, was hauptsächlich für Dentaliumgehäuse gilt, die man durch dünne Röhrenknochen nachahmte. Auch Raubtierzähne wurden als Anhänger getragen. Die Herkunft der fossilen Schnecken und Muscheln, aus denen Schmuck hergestellt wurde, läßt auf erstaunlich weite Beziehungen schließen. Die am Petersfels gefundenen stammen zwar meist aus der Molasse der näheren Umgebung, es gibt aber auch solche aus dem Mainzer und Steinheimer Becken, ja aus dem Mittelmeerraum. Das ist umso interessanter, als die Menschengruppe, die ebenfalls in der Zeit des Magdalénien saisonweise die nahe Gnirshöhle aufsuchte, Schnecken aus dem Pariser Becken und vom Atlantik besaß. Dies zwingt entweder zur Annahme auch weiträumiger Wanderungsbewegungen oder zur Vorstellung der Weitergabe begehrter Objekte von Hand zu Hand bei der Begegnung einzelner Jägergruppen miteinander.

So lebendig sich das Bild dieser Jäger und Sammler auch schon zeichnen läßt, wir dürfen nicht vergessen, daß wir nur Momentaufnahmen aus einem mehr als hundert Generationen übergreifenden Geschehen besitzen. E.S.



Ein mesolithisches Gerät aus Bergkristall

Bei Ausgrabungen des Sommers 1990 nördlich der Alb im Altstadtgebiet von Ettlingen auf dem Anwesen Färbergasse 13, die eigentlich den mittelalterlichen und römischen Siedlungsspuren galten, wurden überraschenderweise menschliche Hinterlassenschaften aus weit älterer Zeit gefunden. Unter den neuzeitlichen und mittelalterlichen Fundschichten ließ sich eine braune Schicht von angeschwemmtem Sandmaterial beobachten, die unmittelbar auf dem hier gebildeten Albschotterhorizont lagerte. Auf dieser Sandschicht wurden Steinfragmente geborgen, die charakteristische Bearbeitungsspuren aufwiesen. Es handelt sich um Steinartefakte des Mesolithikums. Insgesamt ließen sich annähernd 500 Teile bergen, die über ein Areal von mehreren Quadratmetern streuten.

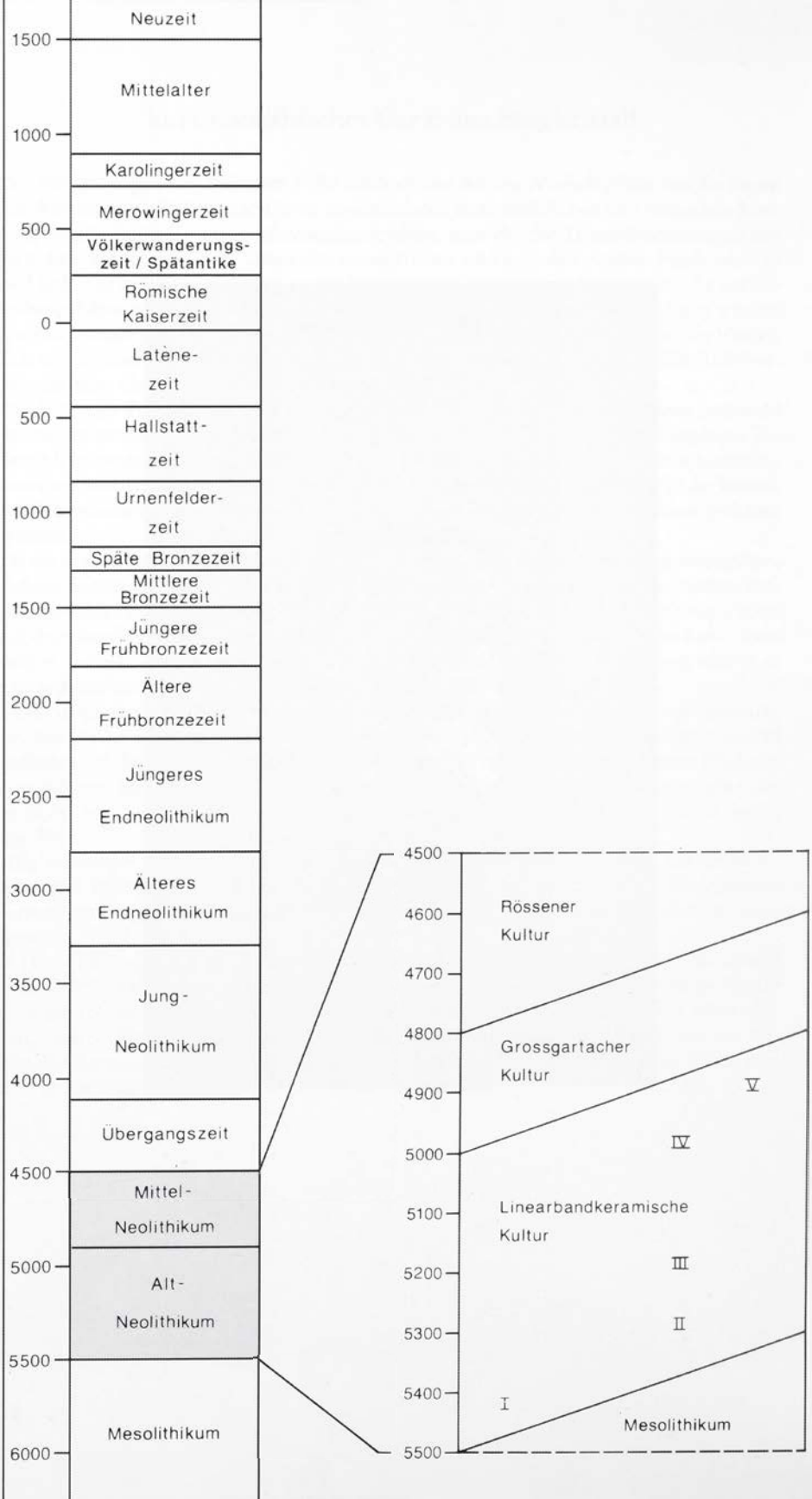
Die Ettlinger Funde ermöglichen es, den Sandhorizont, der in der Färbergasse und wohl überall im nördlich der Alb gelegenen Gebiet auftritt, zu datieren. Es ist jene Sandzone, die den Albschotter nach oben hin abschließt und stellenweise durch erneute Aufschotterung unterbrochen ist. Im unteren Bereich der Fundzone lassen sich Erscheinungen in der Bodenstruktur erkennen, die an anderen Orten als Relikte endeiszeitlicher Frostrisse gedeutet wurden.

Da die Ettlinger Fundstücke keinerlei Verrollungsspuren aufweisen, ist davon auszugehen, daß die kantenscharfen Stücke an Ort und Stelle benutzt und auch verloren wurden. Insgesamt ist der Ettlinger Fundbestand als Hinweis auf eine Freilandstation der Mesolithiker auf dem Sandhorizont des Albschwemmfächers zu deuten. Im nordbadischen Raum handelt es sich damit um den ersten in einer systematischen archäologischen Ausgrabung in situ angetroffenen Freilandfundplatz der mittleren Steinzeit.

Unter den Fundstücken fällt ein längliches Klingengerät auf, das aus Bergkristall gefertigt ist. Auch wenn Bergkristallgeräte in mesolithischen Fundinventaren immer wieder einmal auftreten, ist das Stück in unserem Raum einmalig. Es läßt schon auf den ersten Blick ein ausgeprägtes ästhetisches Empfinden seiner Hersteller erkennen, denn es zeigt trotz der zunächst etwas unregelmäßig erscheinenden Abschläge und Retuschen eine schöne, gefällige Form.

Möglicherweise stammt der Bergkristall in seiner Rohform als Steinimport aus der nahegelegenen Pfalz oder dem Schwarzwald. Denkbar wäre auch, daß ein mit den Rheinsanden verlagerter Bergkristallknollen vor beinahe 10.000 Jahren aufgefunden und verarbeitet wurde.

Bei dem Ettlinger Fundplatz dürfte es sich um eine Lagerstätte von Jägern und Sammlern gehandelt haben, die an der Alb Fischfang betrieben, Beeren, Wurzeln und sonstige eßbare Pflanzen auf der Vorbergzone sammelten und das Wild der Rheinebene und des Albtaleingangs jagten. Der Lagerplatz im Bereich der heutigen Färbergasse in Ettlingen war von den Mesolithikern sehr gut gewählt, da von hier aus sowohl das Rhein- als auch das Albtal und der vordere Nordschwarzwald begangen werden konnten. E.Sch.


Neuzeit
1500
Mittelalter
1000
Karolingerzeit
Merowingerzeit
500
Völkerwanderungs-
zeit / Spätantike
Römische
Kaiserzeit
0
Latène-
zeit
500
Hallstatt-
zeit
1000
Urnenfelder-
zeit
Späte Bronzezeit
Mittlere
Bronzezeit
1500
Jüngere
Frühbronzezeit
Ältere
Frühbronzezeit
2000
Jüngeres
Endneolithikum
2500
Älteres
Endneolithikum
3000
Jung-
Neolithikum
3500
4000
Übergangszeit
4500
Mittel-
Neolithikum
5000
Alt-
Neolithikum
5500
Mesolithikum
6000
4500
4600
4700
4800
4900
5000
5100
5200
5300
5400
5500
Rössener
Kultur
Grossgartacher
Kultur
Linearbandkeramische
Kultur
Mesolithikum
I
II
III
IV
V

Alt- und Mittelneolithikum

Mit dem ersten Anbau von Nutzpflanzen und frühester Tierhaltung läßt die Archäologie eine neue große Epoche, das Neolithikum (Jungsteinzeit) beginnen. Vom Nahen Osten her breitete sich die neue Wirtschaftsform nach Europa aus. In Baden erscheinen erste Bauern um 5.500 v. Chr. und schaffen für ihre Felder und die Weiler aus Langhäusern Rodungsinseln im parkartigen Urwald. Sie bringen eine auf Weizenanbau (Emmer, Einkorn) und Rind- und Schweinehaltung spezialisierte Wirtschaft mit und entwickeln kulturspezifische Geräteformen in neuen Werkstoffen und Techniken (geschliffener, gebohrter Hartstein, Keramik). Nach der Verzierung der stets rundbodigen Tongefäße wird von der Kultur der Linearbandkeramik (LBK) gesprochen. Sie ist anfangs im ganzen mitteleuropäischen Verbreitungsgebiet gleichartig. Kulturtypisch ist auch der Grabkult (Hocker mit Beigabe von Steingerät und Muschelschmuck, selten Keramik) und das Vorkommen menschengestaltiger Idole oder von Tiergefäßen in Siedlungen. Mit der Zeit ändert sich die Keramikverzierung im ganzen Siedlungsgebiet gleichsinnig, im Detail aber von Region zu Region verschieden, so daß Zeit- und Lokalstile erkennbar werden. In Baden gibt es je eine Lokalgruppe am nördlichen und am südlichen Oberrhein, sowie im Hegau. Die Aufgliederung in Lokalgruppen war anscheinend Folge einer Ausweitung der Siedlungskammern, wobei die (mesolithischen) Jäger und Sammlerinnen fortschreitend zurückgedrängt worden sein müssen. Soweit diese nicht akkulturiert wurden, gab es wohl friedliche Koexistenz, indem die Jäger die für erfolgreichen Feldbau notwendige Schutzjagd ausübten.

In Teilräumen Badens tritt an die Stelle der LBK bald etwas Neues, die Hinkelsteingruppe. Sie weicht durch die Keramikverzierung, vor allem aber durch die Bestattungssitte ab: Die Skelette liegen gestreckt auf dem Rücken, neben Keramik werden Wirtschaftsgüter (Teile von Haustieren, Mahlsteine u.a.m.) mitgegeben. Die Fundorte sind, außerhalb Rheinhessens, so locker gestreut, daß eher von einer jüngeren Lokalgruppe der LBK zu sprechen wäre, wenn die Veränderungen dafür nicht zu groß wären.

An Hinkelstein schließt sich hinsichtlich der Verzierung wie auch der Grabsitte die Großgartacher Kultur an, die in allen drei Siedlungsräumen die LBK ablöst. Während bei Hinkelstein noch die Linearbandverzierung fortzuwirken scheint, ist die Großgartacher Verzierung durch ein teppichartiges Muster aus Formstichen und Stichfurchen charakterisiert; die Gefäße bekommen einen Standring. Hausform, Siedlungslage und Wirtschaft bis hin zur Wahl der Ackerflächen bleiben die der LBK.

Erst mit der nächsten Kulturphase, der Rössener Kultur, ändert sich auch das gesamte Kulturbild: Die flächig-gefäßdeckende Verzierung und die Gefäßformen sind ohne Reminiszenz an die LBK, ebenso die Steingeräte; neben die Flachland- treten Höhensiedlungen, Viehhaltung scheint den Getreideanbau zu übertreffen, Jagd wird von den "Rössenern" selbst betrieben. Auch die Haus-und Wohnform scheint geändert zu werden, vermutlich als Folge einer veränderten Sozialstruktur.

Ungeklärt sind noch die Ursachen des Kulturwandels innerhalb der LBK und von ihr bis zur Rössener Kultur. Mindestens drei Komponenten könnten - außer der kulturimmanenten Veränderungskraft - zusammengewirkt haben: Ein Einfluß akkulturierter Mesolithiker, ein Zustrom von Menschen aus dem Gebiet der Stichbandkeramik im Osten, besonders aber wohl Kontakte zum französischen Neolithikum der Abdruckkeramik. Dieses hatte außer der Ziertechnik, gewissen Ziermotiven und Steinschmuckformen auch eine etwas andere bäuerliche Wirtschaftsweise (Bevorzugung der Kleintierhaltung, Nutzung aller natürlichen Ressourcen) anzubieten und könnte den Anstoß gegeben haben, auch in Mitteleuropa zu einer angepaßten Landwirtschaft überzugehen. Damit wäre auch die Nutzung weniger ertragreicher Böden möglich geworden. E.S.

Ein Dorf der ersten Bauern am Hohentwiel

Wer von Stuttgart nach Schaffhausen/Schweiz fährt, passiert zwischen Hohentwieltunnel und der Abfahrt Hilzingen die Stelle, an der 1985 die gleichnamige bandkeramische Siedlung ausgegraben wurde. Hier wohnten zwischen ca. 5.300 und 4.800 v.Chr. die ersten Bauern. Die Siedler/innen suchten den Standort ihres Dorfes sehr sorgfältig aus und bauten die meisten Häuser auf einer kleinen Erhebung mit kiesigem Untergrund, die an zwei Seiten von kleinen Bächen begrenzt war. Die Böden waren fruchtbar, möglicherweise besaß auch der markante Vulkanschlot des Hohentwiel eine besondere Anziehungskraft.

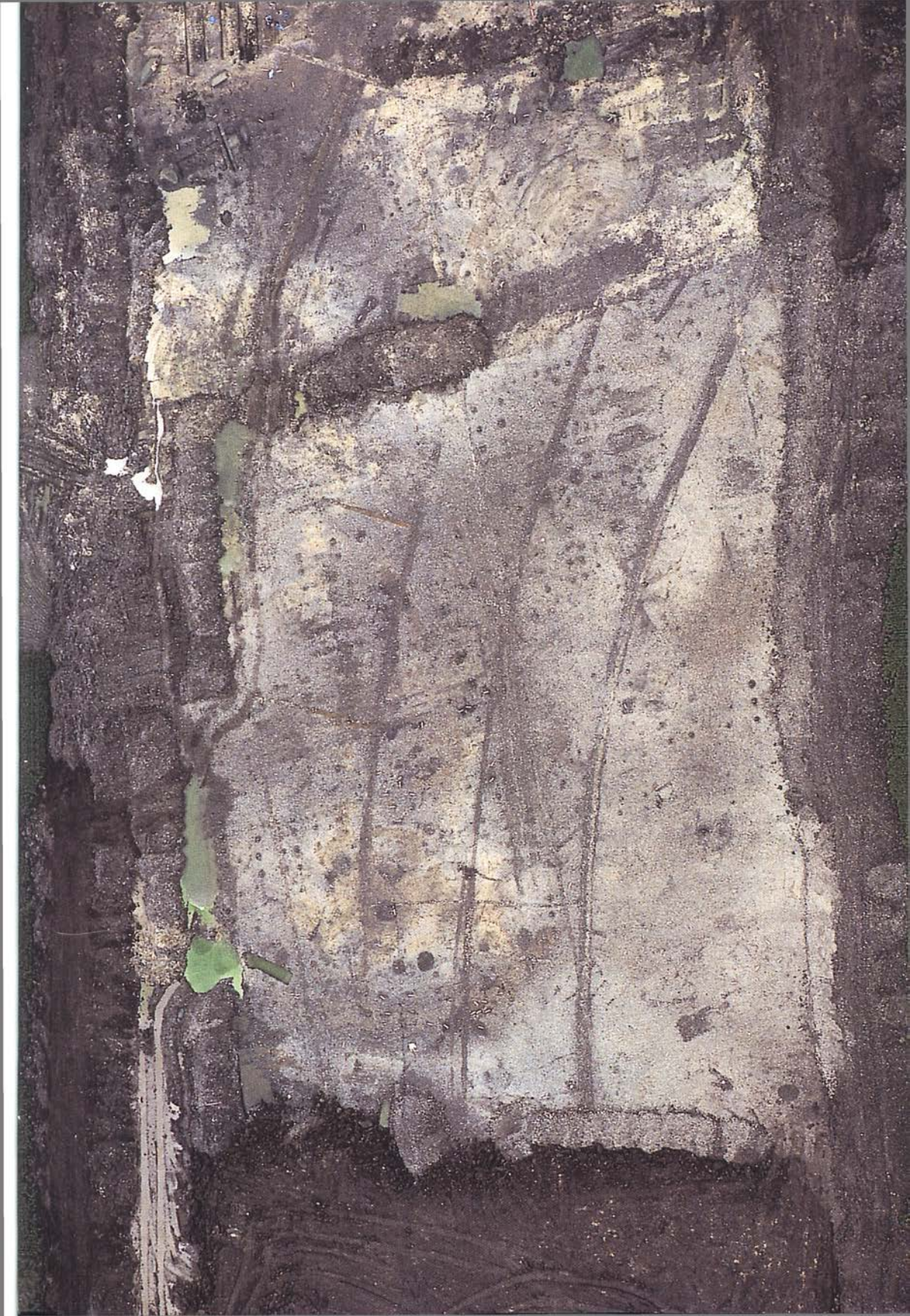
Alle benötigten Rohstoffe fanden sie in der näheren Umgebung: Silex für Werkzeuge, Felsgestein für Mahl- und Reibsteine bzw. Dechsel. Das für den Hausbau (und für Geräte, Brennstoff, Möbel usw.). benötigte Holz stammt aus den zu der Zeit noch dichten Wäldern des Hegaus, den Lehm für Wandbewurf und Gefäße holten sich die Bewohner/innen überwiegend aus 30 bis 100 m Entfernung von den Häusern. Hier besteht der gewachsene Boden aus Beckentonen, die hervorragend für diese Zwecke geeignet sind. Getreide wurde auf siedlungsnahen Äckern angebaut, Haustiere in den nahen Wald oder auf abgeerntete Felder zur Weide getrieben. Fischfang, Sammeln und vor allem Jagd in den nahen Wäldern spielte eine große Rolle.

Überliefert sind uns über 700 Pfostenlöcher, von denen jedoch nur ein Teil den 15 rekonstruierbaren Hausgrundrissen zugeordnet werden konnte, und etwa 250 Gruben sowie große Grubenkomplexe. Die meisten dienten hauptsächlich oder ausschließlich der Lehmentnahme, nur wenige Gruben können als "Funktionsgruben" für nicht mehr rekonstruierbare Zwecke angesprochen werden.

Eine Untersuchung der Fundverteilung ergab folgendes Bild: Die für uns so wichtigen Artefakte waren zur damaligen Zeit "Müll", der zusammen mit anderen nicht mehr benötigten Dingen (organische Materialien, wie beispielsweise Küchenabfälle) aus den Häusern gekehrt wurde oder, wenn im Freien gearbeitet wurde, einfach liegen blieb. Abfall bedeckte vermutlich alle unbebauten Flächen in der Siedlung. Befand sich an einer Stelle eine Grube, geriet der Abfall mehr oder weniger zufällig hinein. Nur bei den besonders tiefen Funktionsgruben waren die Menschen "ordentlicher": diese wurden (vielleicht aus Angst vor Unfällen) schnell verfüllt, sobald sie nicht mehr benötigt wurden.

Die Verteilung der unterschiedlichen Fundgattungen (Keramik, verziegelter Lehm, Knochen, Silex, Felsgestein) in der Siedlung läßt auf die Art der Müllbeseitigung schließen: unhygienische, stinkende Essens- und Schlachtabfälle, spitze Silexartefakte sowie zerbrochene Mahlsteine, über die man leicht stolpern kann, wurden meist weit von den Häusern entfernt "deponiert", in oder nahe dem großen Lehmgrubenkomplex. Zerbrochene Gefäße, Brocken von verziegeltem Lehm, also "ungefährlicher" Müll, wurde nicht entsorgt, sondern blieb dort liegen, wo er anfiel; d.h. viele der hausnahen Gruben enthalten besonders viel Keramik oder Hüttenlehm.

Zwischen Hegau und Württemberg bzw. Oberelsaß bestanden zur Zeit der Bandkeramik rege Verbindungen, für uns faßbar vor allem an stilistischen Merkmalen der verzierten Keramik. Am Ende der Hilzinger Besiedlung mehren sich Belege für Kontakte zu weiter entfernt liegenden Gebieten, die vermutlich zur Herausbildung der "Hinkelstein-Stichbandkeramik-Gruppe" im Hegau führten. Die Siedlung selbst wurde am Ende der linearbandkeramischen Kultur aufgegeben, doch Lesefunde zeigen, daß ein mittelneolithischer Ort in der Nähe folgte. B.F.



Gräber der ersten Bauern

Im Herbst 1988 wurde südlich des Schloßgartens von Schwetzingen mit den Erschließungsarbeiten für ein riesiges Baugebiet begonnen. Ein ehrenamtlicher Mitarbeiter der Archäologischen Denkmalpflege entdeckte in einem Kanalgraben Teile menschlicher Skelette und wenige Scherben von Tongefäßen. Sie erwiesen sich schnell als Reste von Gräbern der Linearbandkeramik, die den Bauarbeiten zum Opfer gefallen waren. Eine Ausgrabung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg konnte 1989 noch etwa 200 Gräber retten, ungefähr 25 waren bereits zerstört.

Die meisten Toten waren in Hockstellung auf der Seite liegend in einfachen Erdgruben beigesetzt. Daneben fanden sich wenige Brandgräber, ursprünglich dürften sie zahlreicher gewesen sein. Da sie jedoch recht flach angelegt waren, sind im Laufe der Jahrtausende vermutlich einige durch Erosion und Landwirtschaft vernichtet worden.

Knapp die Hälfte der Gräber enthielt Beigaben in Form von Tongefäßen, Stein- und Knochengeräten, Waffen oder Schmuck. Verschiedene Beigabentypen waren jeweils nur in einem Grab vertreten. Das trifft auch auf die beiden hier vorgestellten Schmuckstücke zu. Sie entstammen dem Grab 48, in dem sehr wahrscheinlich eine Frau im Alter von 30-40 Jahren bestattet war. Sie sind aus der Schale der Spondylus-Muschel herausgeschnitten, die auch heute noch an wenigen Stellen im Mittelmeer vorkommt. Den Ring trug die Tote am linken Oberarm, während die ovale Muschelplatte im vorderen Beckenbereich lag. Die beiden Durchbohrungen lassen darauf schließen, daß diese offenbar an einer um die Taille geschlungenen Schnur getragen wurde oder von einem Gürtel herabhing.

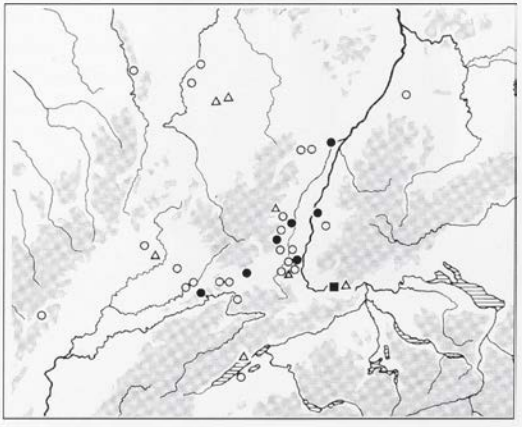
Gegenstände aus Spondylus finden sich in Gräberfeldern der Bandkeramik immer wieder, doch sind stets nur wenige Gräber damit ausgestattet. Sie dürften einen beträchtlichen Wert dargestellt haben, der allein schon durch den langen Transportweg des Rohmaterials erklärlich wird. So ist es sicher kein Zufall, daß Grab 48 zu einer Gräbergruppe gehört, die sich insgesamt durch eine gute Ausstattung mit Beigaben auszeichnet. Vielleicht wurden hier die Angehörigen einer sozial herausgehobenen Sippe auf engerem Raum beieinander beigesetzt.

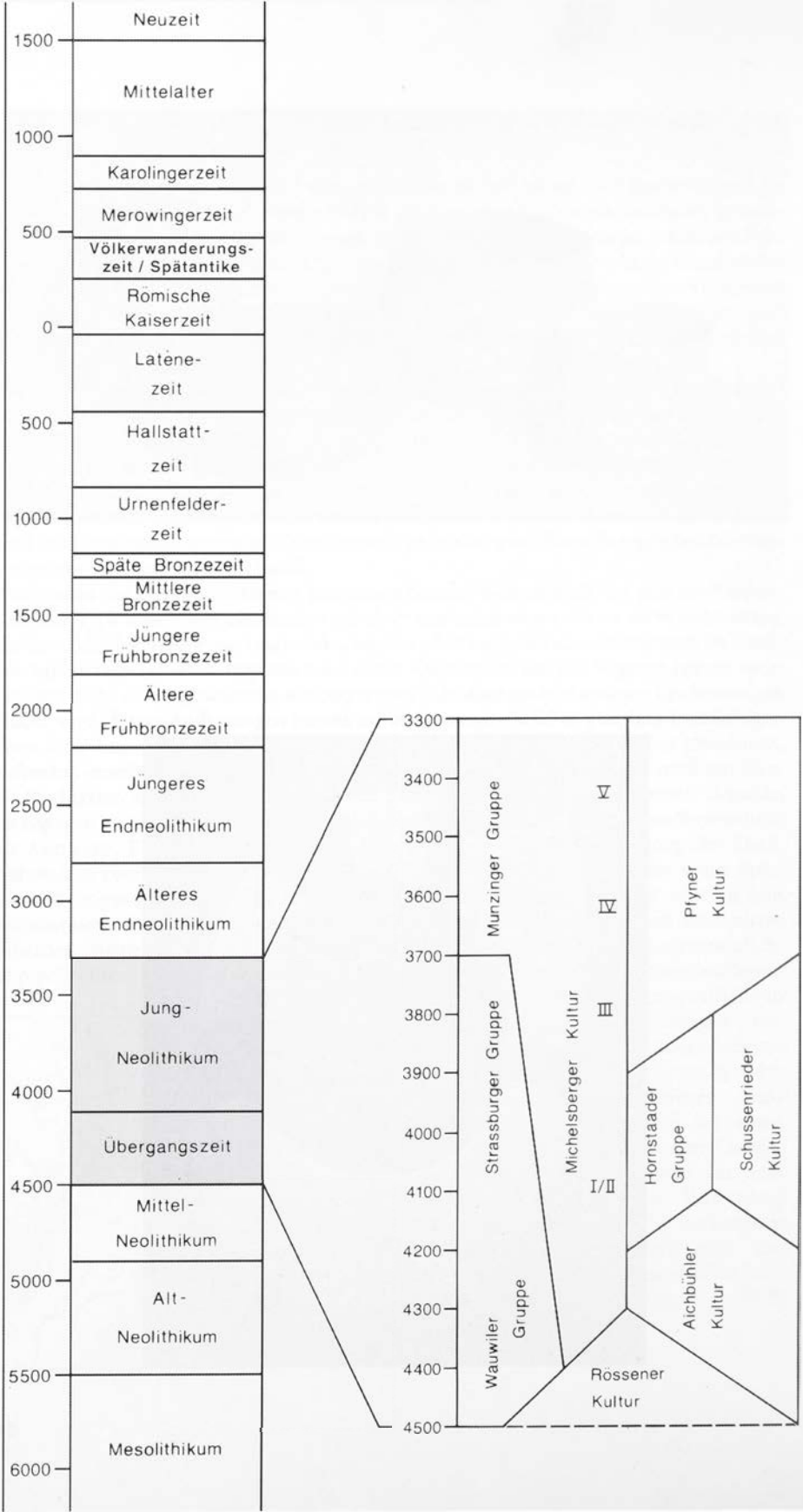
Zahlreiche Gräber waren mit Gefäßen ausgestattet, die stets in der Nähe des Kopfes der Toten standen. Wahrscheinlich waren sie ursprünglich mit einem Getränk gefüllt, das dem Toten auf dem Weg ins Jenseits als Erfrischung dienen sollte. Mit einer Ausnahme enthielten die Gräber nur ein Gefäß, das in den weitaus meisten Fällen demselben Typ angehörte wie die beiden hier abgebildeten. Es sind Kümpfe mit gleichmäßig gerundeter Wandung und rundem Boden. Die Verzierung zeigt die typischen bandförmigen Muster aus eingeritzten Linien und Einstichen. Die feine, dünnwandige Machart dieser Keramik deutet darauf hin, daß sie dem gehobenen Bedarf diente. Der Stil der Verzierung gibt einen Hinweis auf die Zeitstellung des Gräberfeldes: Es gehört ans Ende der Entwicklung der Bandkeramik.

R.-H.B.

Ein großes steinzeitliches Gräberfeld am Kaiserstuhl

Das mittelneolithische Gräberfeld von Jechtingen ist mit seinen 102 Bestattungen das größte Gräberfeld seiner Art. Dessen Gefäße gehören zwei klar unterscheidbaren keramischen Gruppen an, der Großgartacher und der Rössener Kultur. Erstere ist gekennzeichnet durch Gefäße mit markantem Bauchknick und lockerer Stichverzierung in horizontalen Zonen, die sich am Umbruch orientiert. Rössener Gefäße sind kugeliger, ihre Verzierung kann durch flächig dicht gesetzte Einstiche einen teppichartigen Eindruck erzielen und Muster aussparen. Sie kann aber auch auf wenige Zierzonen aus Ritz- und gewinkelten Stichlinien reduziert sein und tritt dann vor allem an Kugelbechern auf.
Die verschiedenen Keramikstile werden üblicherweise als Zeitphasen gedeutet. Noch feinere Unterteilungen wurden in der älteren Forschung vor allem als regionale Ausprägungen verstanden, neuerdings überwiegt eine feinchronologische Deutung.Im Gräberfeld singulär sind die nichtkeramischen Beigaben aus Grab 64: Fragmente zweier unregelmäßiger Scheibenringe vom sog. elsässischen Typ aus Grünstein. Flache Scheibenringe aus teilweise "edlem" Gestein kommen seit dem Frühneolithikum in verschiedenen Kulturen vor, sie sind stets regelmäßig gerundet. Die eigenwillige "elsässische" Form dagegen besitzt einen ausgeprägt asymmetrischen Umriß.
Auch wenn die Zuweisung kleiner Fragmente fraglich bleiben muß, hat sich die Verbreitung des Typs dank vieler Neufunde verdichtet und ausgeweitet. Sie ist nicht mehr streng auf den südlichen Oberrhein beschränkt, hat ihren Schwerpunkt aber immer noch im Elsaß. Unregelmäßige Scheibenringe zeichnen einen Kulturraum um die Vogesen herum nach, der sich nicht an die gewohnten Kulturgrenzen hält, aber auch in anderen Erscheinungen faßbar wird. Ältere Auffassungen hielten diese Armringe - wohl wegen ihrer fremdartigen Form - für Importe. Außerhalb des Kartenausschnittes ist die Form aber fast unbekannt, außerdem wurde in Bad Säckingen ein Herstellungsplatz nachgewiesen. So muß von lokaler Produktion ausgegangen werden. Bei den meisten Stücken fehlen datierende Befunde, oft dagegen kommen sie paarig vor, entsprechend der zweimal nachgewiesenen Verwendung als Armringe. Einige Exemplare stammen aus einer Großgartacher Siedlung des Elsaß, während in zwei französischen Höhlen der Zusammenhang mit Rössen bzw. seiner Spätphase nicht ganz sicher ist. Grab 64 von Jechtingen war zwar stark zerpflügt, aber aus dem rekonstruierbaren Oberkörperbereich stammen neben den Ringfragmenten auch kleine Scherben, von denen zwei in Rössener Manier verziert sind. Ableitungen der eigentümlich-unregelmäßigen Form sind problematisch. Knochenringe mit leicht unregelmäßigem Umriß kommen gelegentlich in Rössener Zusammenhängen vor. Ausgeprägt unregelmäßige Umrisse besitzen jedoch nur die aus Spondylusmuscheln geschnittenen Armringe der Bandkeramik, bei denen die Form durch den Rohstoff vorgegeben ist. Ein Neufund aus dem Elsaß könnte diese Vermutung bestätigen: Eine Grube mit jüngster Bandkeramik enthielt auch das Fragment eines wahrscheinlich "unregelmäßigen" Steinringes. W.P.




Neuzeit
1500
Mittelalter
1000
Karolingerzeit
Merowingerzeit
500
Völkerwanderungs-
zeit / Spätantike
Römische
Kaiserzeit
0
Latène-
zeit
500
Hallstatt-
zeit
1000
Urnenfelder-
zeit
Späte Bronzezeit
Mittlere
Bronzezeit
1500
Jüngere
Frühbronzezeit
Ältere
Frühbronzezeit
2000
Jüngeres
Endneolithikum
2500
Älteres
Endneolithikum
3000
Jung-
Neolithikum
3500
Übergangszeit
4000
Mittel-
Neolithikum
4500
Alt-
Neolithikum
5000
Mesolithikum
5500
6000
3300
3400
3500
3600
3700
3800
3900
4000
4100
4200
4300
4400
4500
Munzinger Gruppe
Strassburger Gruppe
Wauwiler Gruppe
Michelsberger Kultur
V
IV
III
I/II
Pfyner Kultur
Hornstaader Gruppe
Schussenrieder Kultur
Aichbühler Kultur
Rössener Kultur

Jungneolithikum

Mit dem Beginn des Jungneolithikums, das ursprünglich nur durch einen Keramikstil umschrieben wurde, setzen neue Entwicklungen ein, die das Leben der Bevölkerung stark veränderten. Sie wirken sich zwar nur langsam aus und beginnen zu verschiedenen Zeiten, doch stehen sie in Wechselwirkung, so daß ein Zusammenfassen des Zeitabschnittes von 4.100 bis 3.300 v. Chr. gerechtfertigt erscheint. Er wird eingeleitet von einem trockenen, kälteren Klima, in der Mitte des Jahrtausends wird es merklich feuchter, was zu einem Ansteigen der Seespiegel führt, doch bleibt es relativ kühl bis zum Ende des Jungneolithikums.

Der Siedlungsraum wird im Jungneolithikum erweitert: Bevorzugt werden nicht nur die guten Lößböden der großen Flußtäler, man zieht auf erhöhte Lagen wie Terrassen, Hänge, auch auf die Höhen; vor allem beginnt man, an den Seeufern zu siedeln. Die dortigen gut erforschten Dörfer bestehen aus 10 bis 50 Häusern, von denen jedes einer selbständig wirtschaftenden Familie zuzuordnen ist. Eine soziale Gliederung ist in den einheitlichen Plänen zwar nicht zu erkennen, doch nehmen wir an, daß ein "Dorfältester" einer Siedlung vorstand. Im Gegensatz dazu kennen wir wenig über die Siedlungen zu Lande. Überliefert sind lediglich Gruben und Grabenanlagen, die die Höhensiedlungen schützten. Eine wichtige Erscheinung sind die Erdwerke der Michelsberger Kultur, die wohl zu übergeordneten Siedlungen gehören und belegen, daß es auch Strukturen mit zentralörtlicher Bedeutung gab. Gräber fehlen aus diesem Zeitabschnitt, und das kann kein Zufall sein. Zwar findet man immer wieder Skeletteile in den Gräben der Erdwerke, vereinzelt sogar eindeutige Bestattungen, aber diese können nicht auf die damals geübten Grabsitten hinweisen, sie sind die Ausnahme. Vermutlich versorgte man die Toten in einer Weise, die im Boden keine Spuren hinterlassen hat.

Die Wirtschaftsweise des Jungneolithikums unterscheidet sich von der früheren durch differenzierten Anbau, indem vor allem der ertragreichere, anspruchslosere Nacktweizen deutlich zunimmt; auch die Tierhaltung wird gezielter, denn das am meisten Fleisch liefernde Rind wird dominierend, wogegen Jagdwild kaum eine Rolle spielt. Die Rohstoffversorgung war überregional organisiert: Das Jaspiswerk von Kleinkems belieferte mehrere Siedlungen am Oberrhein, und die nicht seltenen Kupferobjekte in der Pfyner Kultur belegen, daß auch das Rohkupfer weiträumig eingehandelt werden mußte.

Belege für kultisch-magische Vorstellungen im Jungneolithikum gibt es kaum. Durch Befunde in den Erdwerken wissen wir, daß Stiergehörne eine kultische Bedeutung besaßen; bemalte Brüste aus Ton zierten die Wand eines großen Hauses bei Ludwigshafen. Beide Indizien passen zu einem im Balkanraum bekannten, durch dualistische Vorstellungen geprägten Kult, der sich differenzierter äußert als der frühneolithische Fruchtbarkeitskult.

Das Jungneolithikum wird durch ein nach klarem Formprinzip aufgebautes Keramikinventar definiert, in dem der Henkelkrug dominiert. Die Gefäße zeichnen sich durch eine glatte Oberfläche aus. In krassem Gegensatz zur flächenhaften Verzierung des Mittelneolithikums steht jetzt der Verzicht auf Ornament; und wenn einmal ein Muster angebracht wird, betont es die Gefäßform.

Das Jungneolithikum stellt sich uns als recht einheitlicher Abschnitt dar, der in einige nach Keramikstilen unterschiedene Kulturen aufgegliedert wird. Die fließenden Übergänge zwischen diesen, die vielen gemeinsamen Formen, die überregionale Verbreitung von Rohstoffen weisen darauf hin, daß die Kommunikation intensiv war, daß Kontakte und Austausch zwischen den Gruppen stattfanden und reger Handel herrschte. Als Beispiel dafür sei die Kupferscheibe von Hornstaad genannt. Ch.St.

Die Steinaxt im Grab – Gerät oder Statussymbol?

Im Gewann "Wörthstück" wurde 1972 eine NW-SO orientierte Körperbestattung entdeckt. Links neben dem Kopf des in gestreckter Rückenlage beigesetzten Toten fanden sich Scherben einer flachbodigen konischen Schüssel, an der rechten Schulter eine Axt und am linken Unterarm ein Meißel.

Die Stichverzierung der mit zwei gegenständigen Ösenpaaren versehenen Schüssel erfolgte mit einem dreizinkigen Gerät. Sie besteht aus zwei parallelen, umlaufenden, nur von den Ösen unterbrochenen Bändern, zwischen denen eine schmale Freizone ausgespart ist. Beidseitig der Horizontalbänder setzen gegenständige Stichfelder an, die zu Rand und Boden hin mit kurzen Bandsegmenten begrenzt werden, so daß ein fransenartiger Abschluß entsteht. Mangels direkter Parallelen für dieses Stück kann die kulturelle Zuweisung nur durch Analyse der Verzierungsmerkmale erfolgen, wobei besonders das streng horizontal/vertikal organisierte Mustersystem auffällt. Zusammen mit der Verwendung dreizinkiger Stichgeräte werden diese Elemente, die vereinzelt bei Neufunden der Straßburger Gruppe von Riegel auftreten, besonders bei den Wauwiler Kugelbechern beobachtet. Benannt nach dem nordschweizer Wauwiler Moos, wo sie aus Siedlungen der Egolzwiler Kultur stammen, ist für sie eine vom klassischen Rössen abweichende Zierweise charakteristisch: Ein bis zu 10 mm breites, oben meist von Stichen begleitetes Spatelband bildet, auf der Becherschulter mit Stichfeldern kombiniert, eine schmale Zierzone. Hinzu kommen rechtwinklig dazu verlaufende Stichbänder, die aus Einzelstichen zusammengesetzt sind, häufig aber auch mit bis zu vierzinkigen Geräten hergestellt wurden. Bei der Sasbacher Schüssel fehlt dieses Spatelband, allerdings wirkt der freie Streifen zwischen den Stichflächen als eigenständiges Motiv und nimmt im Mustersystem eine entsprechende Position ein.

Der Meißel mit abgerundet-quadratischem Querschnitt besteht aus einem sehr harten geschichteten Gestein (ritzt Glas!), wohl Kieselschiefer, wobei diese Schichtung fast rechtwinklig zur Schneide verläuft. Wegen der Härte ist ein Transport als Rheingeröll aus den Alpen oder Vogesen möglich. Gut datierte Vergleichsstücke fehlen, doch kommen kleinere Bruchstücke mit ähnlichem Querschnitt in Befunden der Straßburger Gruppe vor, so daß eine entsprechende Zuordnung dieses Grabes denkbar wäre, jedoch ist durch die Schüssel auch ein starker Bezug zur Wauwiler Gruppe gegeben.

Die mit einer oberständigen Bohrung versehene Axt ist aus grünlichem, weitgehend in Speckstein umgewandelten, mit schwarzen Magnetiteinsprenglingen durchsetzten Serpentin hergestellt. Wegen der geringen Härte des Gesteins ist eine praktische Verwendung dieser Axt unwahrscheinlich und eine andere Funktion, etwa als Statussymbol, zu erwägen. Für die Herkunft des Rohmaterials kommen die Alpen, hier Disentis in Graubünden und das benachbarte Hospental in der Nähe des St. Gotthard, in Frage. Da ein natürlicher Transport als Geröll bis an den Oberrhein auszuschließen ist, kann eine Herstellung nahe der Rohmateriallagerstätten angenommen werden. An Vergleichsfunden aus Süddeutschland sind die ähnlich geformten Aichbühler Hammeräxte zu nennen, die wiederum mit Formen aus dem ungarischen Gräberfeld von Zengövarkony eine große Übereinstimmung aufweisen. Weitere Stücke sind aus Zentralfrankreich bekannt, die aber leider ohne keramische Begleitfunde geborgen wurden, so daß eine kulturelle Zuordnung nicht möglich ist. Diese Vergleiche belegen ein weite Räume umspannendes Beziehungsgeflecht, dessen Intensität und genaue Ausgestaltung nur schemenhaft zu erahnen ist, und in dem der Sasbacher Rheinübergang von je her eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte. B.D.

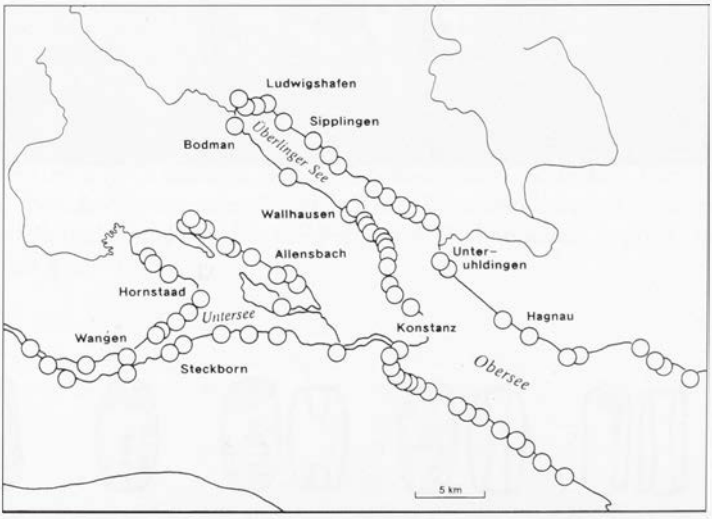
Jungsteinzeitliches Schmuckhandwerk am Bodensee

Hornstaad-Hörnle I ist der namengebende Fundplatz der Hornstaader Gruppe, die am westlichen Bodensee bisher mit 15 Fundplätzen vertreten ist. H. Schlichtherle führte 1973-1980 mehrere Sondagen durch, die einerseits die großflächige und hervorragende Erhaltung der steinzeitlichen Siedlungsoberfläche belegten, andererseits aber auch die starke Gefährdung durch Schilfsterben und folgende Ufererosion erkennen ließen. Diese Kulturschicht gehört zu der bisher ältesten am Bodensee bekannten bäuerlichen Besiedlung um 3.900 v.Chr. Neben Keramik, die z.T. derjenigen der älteren Pfyner Kultur ähnelt, ist es besonders der noch ganz in mittelneolithischer Tradition stehende Schmuckreichtum dieser Siedlung, die ihre kulturelle Sonderstellung begründet.
Von 1983-1993 wurden in Hornstaad die am stärksten gefährdeten Bereiche ausgegraben. Es gelang, Einblick in die innere Struktur der Ansiedlung zu gewinnen, wozu besonders auch die naturwissenschaftlichen Arbeiten beitrugen. Demnach steht hinter jedem der etwa 30-50 gleichzeitigen Gebäude eine vollständige Wirtschaftseinheit (Familie?), ohne daß bisher Spezialisierung auf bestimmte Tätigkeiten nachweisbar wäre. Dies gilt auch für die im ganzen Dorf verbreitete Herstellung von Perlen aus weißem Marmor, die in verschiedenen Fertigungsstadien vorliegen. Besonders faszinierend ist die feine, exakte Durchbohrung, die von beiden Seiten her erfolgte (Abb. unten): Mit dem nach einem nordschweizer Fundort bezeichneten "Dickenbännlibohrer" war es möglich, Lochungen von 2-4 mm Weite herzustellen. Der Bohrer, wohl in einen Stab eingesetzt, wurde von Hand oder mit einem Fiedelbogen in Drehung versetzt. Nach Versuchen mit entsprechenden Bohrern kann abgeschätzt werden, daß je Perle 10-15 Minuten nötig waren. Erst wenn die Gefahr eines Ausbrechens der Perlenwand gebannt war, erhielten die tönnchenförmigen Rohlinge auf Schleifplatten mit Rillen ihre endgültige zylindrische Form. Erheblich aufwendiger war die Herstellung roter Kettenschieber aus Radiolarit, mit denen die Perlen zu mehrteiligen Colliers zusammengefaßt wurden. Hier erbrachten Versuchsbohrungen des sehr harten Silikatgesteins einen Aufwand von etwa zehn Stunden je Loch bei einer Bohrtiefe von 3 mm. Außer einer reinen Schmuckfunktion kann den Perlen auch eine Bedeutung als Prestige- und Zahlungsmittel zugekommen sein. Hierfür spricht ihre weite Verbreitung von den Fertigungszentren am Bodensee bis ins Neckarbecken, nach Bayern und ins Schweizer Mittelland. Gewissermaßen im Gegenzug finden sich beim Schmuck aber auch Fremdformen, wie etwa Dentaliumperlen und Columbella-rustica-Gehäuse, die aus dem Mittelmeer oder vom Atlantik stammen. Bei der Kupferscheibe, die zu den ältesten Kupferfunden des mitteleuropäischen Raumes überhaupt zählt, kann aufgrund der Verunreinigungen mit anderen Metallen eine Herkunft aus dem Gebiet der heutigen Slowakei erschlossen werden. Zu den selteneren Schmuckformen gehören Scheibenperlen, rechteckige Formen, sog. Glisknöpfe und überschliffene gelochte Schlehenkerne. Weiterhin kommen gelochte Tierzähne, Hirschgrandeln und Kiesel vor. Aus einheimischen Teichmuscheln wurden Doppelknöpfe und Anhänger gefertigt. B.D.

Ein Kulthaus der Jungsteinzeit am Überlinger See

Die Pfahlbausiedlungen des Bodensees und der benachbarten Schweizer Seen sind durch hervorragend erhaltene, unter Wasser konservierte organische Materialien, wie Holzbauteile der Häuser, Schäftungen von Geräten, Textilien und Nahrungsreste von besonderer Bedeutung. Aus ihnen erschließt sich das tägliche Leben jungsteinzeitlicher und bronzezeitlicher Dorfgemeinschaften des Alpenvorlandes in außerordentlicher Vollständigkeit. Die moderne archäologische und bioarchäologische Forschung ermöglicht eine weitgehende Rekonstruktion ihrer Wirtschaft, Technik und Umwelt. Über die geistige Kultur jungsteinzeitlicher Siedler ist gerade hier aber wenig bekannt, denn Gräberfelder und bildliche Darstellungen kultisch-religiösen Inhalts sind im Bereich der Pfahlbausiedlungen bisher kaum gefunden worden.

Dieses profane Bild erfährt durch einen Neufund in der Ufersiedlung Ludwigshafen-Seehalde am Überlingersee eine wesentliche Korrektur. Hier deckte die Unterwasserarchäologie des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg Reste eines Hauses auf, dessen lehmverputzte Rutenflechtwände mit weißer Farbe und mit Lehmrelief verziert waren. Es zeigen sich Winkelbänder, Dreiecke, einfache und mit begleitenden Fransen versehene Linien, Kreuzschraffuren, harpunenförmige-, fischgräten- oder tannenzweigförmige Motive, Punktfelder und Kreise, die sich zu größeren, noch nicht entschlüsselten Bildern formieren. Aus den ornamentalen und mit Symbolen bemalten Flächen ragen mehrere Paare realistisch geformter, nahezu lebensgroßer weiblicher Brüste hervor. Die in einer Feuersbrunst gehärtete, in Tausende von Einzelstücken zerscherbte Lehmwand ist in ihrer Gesamtheit noch nicht rekonstruierbar, das große Puzzle hat noch nicht begonnen. Bereits jetzt ist jedoch klar, daß Fragmente eines Kultbereiches, möglicherweise eines ganzen Kultraumes oder Kulthauses vorliegen. Wahrscheinlich haben wir es mit Zeichen einer Fruchtbarkeitsmagie zu tun, wie sie von altorientalischen Muttergottheiten, aber auch von der "Dolmengöttin" westeuropäischer Megalithkulturen bekannt sind. Die Funde gehören in den größeren Zusammenhang einer Pfahlbausiedlung der Älteren Pfyner Kultur, für die aus anderen Fundstellen des Bodensees dendrochronologische Datierungen zwischen 3.869 und 3.824 v.Chr. vorliegen. H.Sch.



Befestigte Höhensiedlungen der Michelsberger Kultur

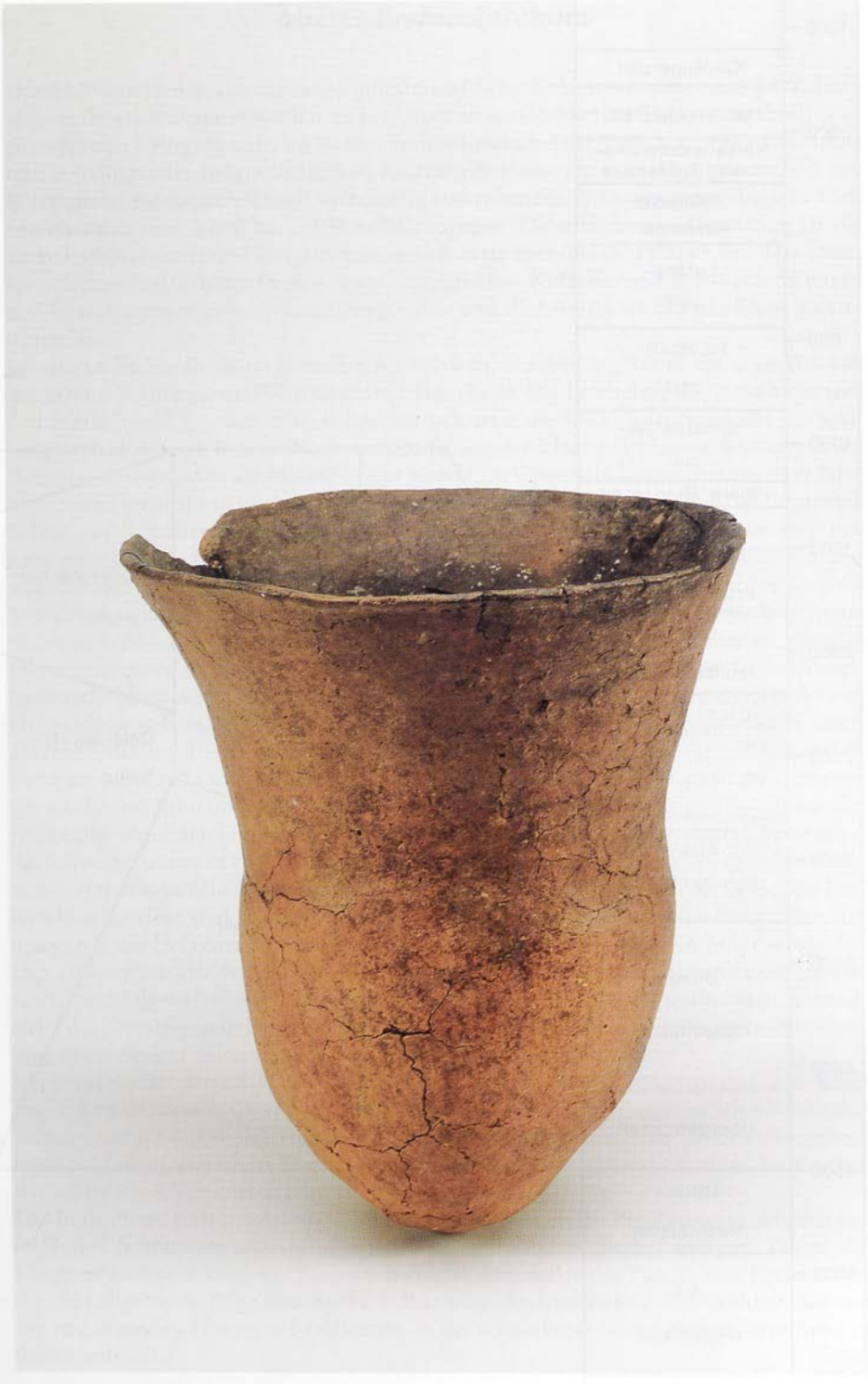
Am Ostrand der Stadt Bruchsal im Gewann "Aue" entdeckte der Luftbildarchäologe Rolf Gensheimer im Juli 1986 in einem reifenden Getreidefeld zwei fast parallele bogenförmige Verfärbungen, die sich dunkel von der schon fast gelben Umgebung abhoben. Die Vermutung, es handele sich um die Gräben einer jungsteinzeitlichen Siedlung, bestätigte sich bei einer Probeuntersuchung im selben Jahr. Diese zeigte auch, daß die Anlage durch Beackerung und Bodenerosion stark gefährdet war, und erbrachte einige Scherben von Tongefäßen, welche der Michelsberger Kultur zugeordnet werden konnten. Deren namengebender Fundplatz, der Michelsberg von Untergrombach, liegt etwa 4 km südlich des neu aufgefundenen Objektes. Die deutliche Gefährdung der Anlage gab Anlaß zu einer fast vollständigen Untersuchung der beiden Rundgräben und eines dritten Grabens, der erst 1992 entdeckt wurde. Die Ausgrabungen begannen 1987 und sollen 1993 abgeschlossen werden.

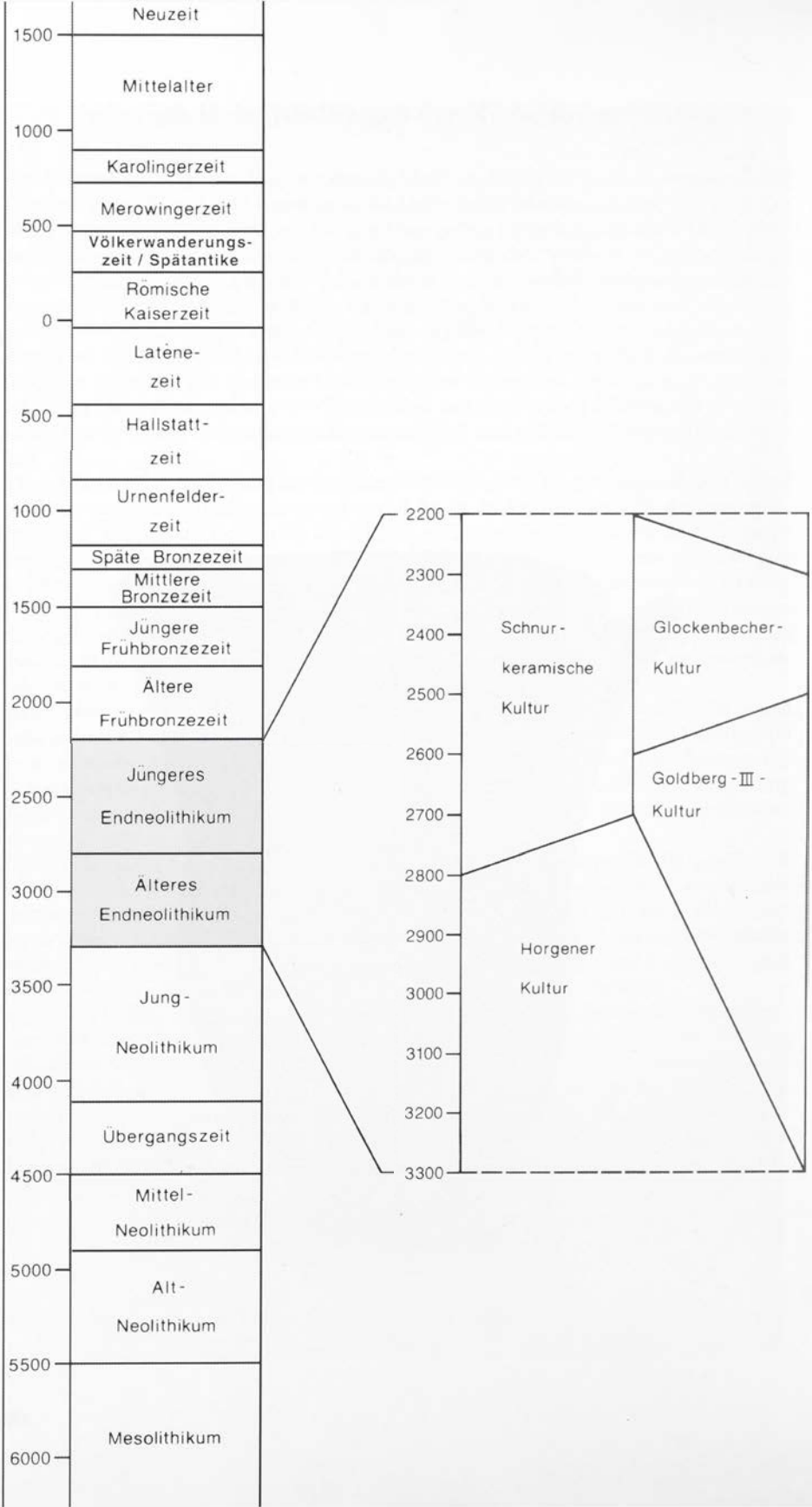
Danach zeichnet sich folgendes Ergebnis ab: Die Siedlung der Michelsberger Kultur lag auf einem isolierten Lößhügel hoch über dem Tal des im Süden vorüberfließenden Saalbachs. Im Osten, Westen und Norden fiel das Gelände steil ab; stellenweise schufen tiefe Schluchten ein natürliches Annäherungshindernis. Nur im Nordosten bildete ein schmaler Lößrücken eine Verbindung zum angrenzenden Gelände des Kraichgaus. Die beiden ringförmigen Gräben verliefen in den Flanken des Hügels; lediglich im Süden könnte eine natürliche steile Felswand ihre Weiterführung überflüssig gemacht haben. Den Zugang im Nordosten über den erwähnten Lößrücken riegelte ein gerade verlaufender Quergraben ab. Ob hinter den Gräben Wälle aufgeschüttet waren, ließ sich nicht feststellen.

Alle Gräben waren mehrfach unterbrochen, indem man Lößbrücken stehen ließ. In diesen wird man die Zugänge ins Innere zu sehen haben. Reste der eigentlichen Siedlung im Innenraum waren nur noch in Form weniger Gruben erhalten. Eine Bodenabschwemmung riesigen Ausmaßes hat die ursprüngliche Hügelkuppe offensichtlich weithin beseitigt; ihre Reste finden sich heute vor allem noch in der zugeschwemmten Schlucht nördlich der Anlage.

In der Füllung der Gräben finden sich zahlreiche Spuren der ehemaligen Siedlungstätigkeit wie Scherben von Tongefäßen, Tierknochen, Geräte aus Stein, Knochen und Geweih. Zwei Sektoren des äußeren Grabens hatten offensichtlich auch zu Kulthandlungen gedient. Hier lagen mehrere Gräber; vollständige Tongefäße und Steingeräte waren auf der Grabensohle niedergelegt worden. Markiert wurden diese Grabenabschnitte durch Gehörne von Auerochsen, die man an den angrenzenden Tordurchlässen aufgestellt hatte.

Zu den im Graben deponierten Gefäßen gehört auch der hier abgebildete "Tulpenbecher", der außer einem kleinen fehlenden Randstück und Trockenrissen, die nach der Bergung entstanden, keine Beschädigungen aufweist. Becher dieses Typs sind im Fundmaterial von Bruchsal-Aue außerordentlich häufig. Sie zeichnen sich durch eine weite Mündung und einen runden Boden aus, was zu der auffallenden Namensgebung geführt hat. Für die weitverbreitete Michelsberger Kultur stellen sie gewissermaßen ein "Leitfossil" dar, an dem Fundstellen dieser Zivilisationsgruppe stets schnell zu erkennen sind. R.-H.B.




Neuzeit
1500
Mittelalter
1000
Karolingerzeit
Merowingerzeit
500
Völkerwanderungs-
zeit / Spätantike
Römische
Kaiserzeit
0
Latène-
zeit
500
Hallstatt-
zeit
1000
Urnenfelder-
zeit
Späte Bronzezeit
Mittlere
Bronzezeit
1500
Jüngere
Frühbronzezeit
Ältere
Frühbronzezeit
2000
Jüngeres
Endneolithikum
2500
Älteres
Endneolithikum
3000
Jung-
Neolithikum
3500
Übergangszeit
4000
Mittel-
Neolithikum
4500
Alt-
Neolithikum
5000
Mesolithikum
5500
6000
2200
2300
2400
2500
2600
2700
2800
2900
3000
3100
3200
3300
Schnur-
keramische
Kultur
Glockenbecher-
Kultur
Goldberg - III -
Kultur
Horgener
Kultur

Älteres Endneolithikum

Das Endneolithikum, das die lange jungsteinzeitliche Kulturentfaltung abschließt, kann nicht einheitlich definiert werden, zu heterogen ist sein kulturelles Erscheinungsbild; es ist eine typische Übergangszeit. Im älteren Endneolithikum (von 3300 bis 2800 v.Chr) splittern sich die großen jungneolithischen Kulturen in kleine regionale Gruppen auf, die den Hintergrund für die sich schnell weiträumig ausbreitenden Phänomene des jüngeren Endneolithikums (von 2.800 bis 2.300 v.Chr.) abgeben. Diese bilden die Grundlage für die ältere Frühbronzezeit und leiten kontinuierlich in sie über (bis ca. 1900 v.Chr.). Die unterschiedlichen Erscheinungsformen der archäologischen Kulturen und ihre Verflechtungen und Überlappungen prägen diese bewegte Zeit und sind Anlaß, sie zu einer Phase zusammenzufassen.

Im älteren Endneolithikum herrschte ein kühleres, trockeneres Klima, das auch Auswirkungen auf Siedlungs- und Wirtschaftsverhalten hatte. Die Landschaft war nicht mehr vom Eichenmischwald geprägt, schnell breitete sich jetzt die Buche aus, besonders im Siedlungsumfeld wird es lichter. Nach dem Auflassen der jungneolithischen Siedlungen am Bodensee und am Ende der Michelsberger Kultur am Oberrhein kennen wir aus zwei Jahrhunderten Funde nur spärlich. Die Dörfer liefern keine Kontinuitätszeichen, im Gegenteil: Belege aus dem älteren Endneolithikum fehlen ganz oder Neubesiedlung setzt stets erst nach einer Lücke ein. Die Dörfer der Horgener Kultur am westlichen Bodensee unterscheiden sich allerdings nur wenig von den früheren; Häuser, Dorfplan, offenbar auch die Sozialstruktur bleiben gleich. Anders scheint das Siedlungsverhalten am Oberrhein gewesen zu sein: Aus den wenigen eindeutigen Zeugen dieser Kultur (einige Scherben, die man Horgen zuordnen möchte, in Gruben am Kaiserstuhl) sind Angaben über die Siedlungsform nicht abzulesen. Doch beweisen einige markante Höhen mit Horgener Funden im Hinterland von Basel, daß damals Höhensiedlungen bestanden. Wir können darum davon ausgehen, daß im älteren Endneolithikum das Siedlungsgebiet das gleiche war wie vorher, wenn auch einige Landschaften erst ungenügend erforscht sind. Die Eigenständigkeit des älteren Endneolithikums ist u.a. in veränderter Wirtschaftsweise faßbar. So nimmt der Anbau des robusteren Emmers, auch der Gerste, stark zu, in der Haustierhaltung dominiert das Schwein, das besser an die Umwelt angepaßt war. An den Formen läßt sich zwar im einzelnen eine erstaunliche Kontinuität vom Jungneolithikum her ablesen, doch führt die Entwicklung zu einer starken Reduktion des Spektrums: Von der Vielfalt der Tongefäße finden sich in der Horgener Kultur nur die grobtonigen Kübel, wohl als Kochtopf verwendet. Dies ist nicht nur ein Zeichen einer anderen Formensprache, sondern Ausdruck veränderter Koch- und Eßgewohnheiten. Im Gegensatz zur einfachen, schlecht gearbeiteten Keramik steht die hervorragende Beherrschung der Technik beim übrigen Gerät. Besonders überzeugen die elegant geformten Holzwerkzeuge und -gefäße.

Ein etwas vielfältigeres Bild zeigt die in Nordostbayern, in Oberschwaben und dem Nördlinger Ries verbreitete Chamer- oder Goldberg III-Kultur. Ihr variantenreiches Formeninventar weist auf östlichen Ursprung hin, ist aber eben auch ärmer als in der vorhergehenden Zeit. Interessanterweise zeigen sich trotz des unterschiedlichen Ursprungs die gleichen wirtschaftlichen Veränderungen.

Das Ende dieser Kulturen ist noch unklar. Es gibt zwar einige Berührungspunkte mit der folgenden Schnurkeramik-Kultur, aber keine erkennbaren Nachwirkungen. Zumal die Horgener Kultur in kürzester Zeit verschwindet, ohne daß in den Funden eine Kontinuität, die über allgemeine Züge hinausgeht, faßbar wäre. Andererseits ist es undenkbar, daß von der relativ großen Horgener Bevölkerung in der schnurkeramischen Kultur keine Spur zu finden sein sollte. Ch.St.

Die Seeufersiedlungen von Sipplingen

In der Flachwasserzone der Sipplinger Bucht liegen die Reste von mindestens zwölf jungsteinzeitlichen Dörfern der Horgener und der Pfyner Kultur, die im Zeitraum zwischen 3.850 und 2.850 v.Chr. erbaut wurden. Die von 1979 bis 1987 durchgeführten taucharchäologischen Forschungs- und Rettungsgrabungen konzentrierten sich bisher auf die im Umfeld des Sipplinger Osthafens liegenden endneolithischen Siedlungen und erbrachten bis zu sechs aufeinanderfolgende Horgener Kulturschichten. Diese einzigartige Stratigraphie, die eine fast fünfhundertjährige, immer wieder unterbrochene Siedlungsabfolge repräsentiert, ist ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis des südwestdeutschen Endneolithikums. Ein besonderes Kennzeichen der Horgener Kultur ist die eigentümliche Keramik, bei der grobe dickwandige, uniform kübel- bis tonnenförmige Gefäße dominieren. Da lange Zeit keine Ähnlichkeiten zu den Vorgängerkulturen sichtbar waren, wurde die eigentümliche Veränderung des Keramikstils der Horgener Kultur auf eine Einwanderung zurückgeführt. Dies erschien früher auch deswegen naheliegend, da in Frankreich aus dem Gebiet des Pariser Beckens recht ähnliche, ebenfalls grob gearbeitete Gefäße vorlagen.
Bei der Untersuchung der ältesten Schicht der Sipplinger Stratigraphie, die mit dendrochronologischen Daten von 3.317 - 3.306 v.Chr. verknüpft werden kann, konnten im Hinblick auf diese Frage völlig neue Erkenntnisse gewonnen werden. In diesem Fundinventar zeigen sich sowohl jung- wie auch endneolithische Züge, die im Sinne eines fließenden Kulturwandels zu interpretieren sind und nicht für eine schlagartige Veränderung sprechen. Aufgrund dieser Ausgrabung muß die lange Zeit gültige Vorstellung einer Einwanderung der "Horgener Kulturträger" zugunsten eines eher bodenständigen Ursprungs der Horgener Kultur revidiert werden.
Kulturkontakte oder Handelsbeziehungen zu westlich gelegenen Regionen sind auch tatsächlich erst in einem späteren Abschnitt der Sipplinger Stratigraphie nachweisbar, was vor allem anhand einiger Schmuckelemente deutlich wird. In der mittleren und oberen Horgener Schicht tauchen hingegen Exponenten einer gegenläufigen Beziehungsrichtung auf. Es handelt sich dabei um einige Keramikfunde, die sich durch andersartige Gefäßformen und gute Verarbeitungsqualität deutlich von der Horgener Ware abheben. Vergleichbare Funde sind nur aus nördlich und nordöstlich gelegenen Regionen bekannt.
Die Dokumentation eines Pfahlfeldes, das sich als Teil einer Dorfanlage der jüngeren Horgener Kultur erwies, lieferte weitere wichtige Erkenntnisse. Die palisadenartigen Reihungen von Eichenpfählen markieren die Baufluchten von Wand- und Firstpfostenreihen von Häusern und sind durch ständige Nachpfählungen entstanden. Während des fünfzigjährigen Belegungszeitraums wurde die uferparallele Anordnung der engstehenden Häuserzeile unverändert beibehalten. Diese Anlage hebt sich durch die strikte Planung des Siedlungsgefüges, die landwärtige Begrenzung durch Palisaden und die erheblich größere Dimensionierung von den Vorgängersiedlungen deutlich ab. Da auch merkliche Umbrüche im landwirtschaftlichen Versorgungssystem damit einhergehen, fassen wir in diesem Zeitraum Phänomene, die an einen Wechsel im gesellschaftlichen Organisationssystem denken lassen. M.K.

Flügelperlen und Bärenzähne

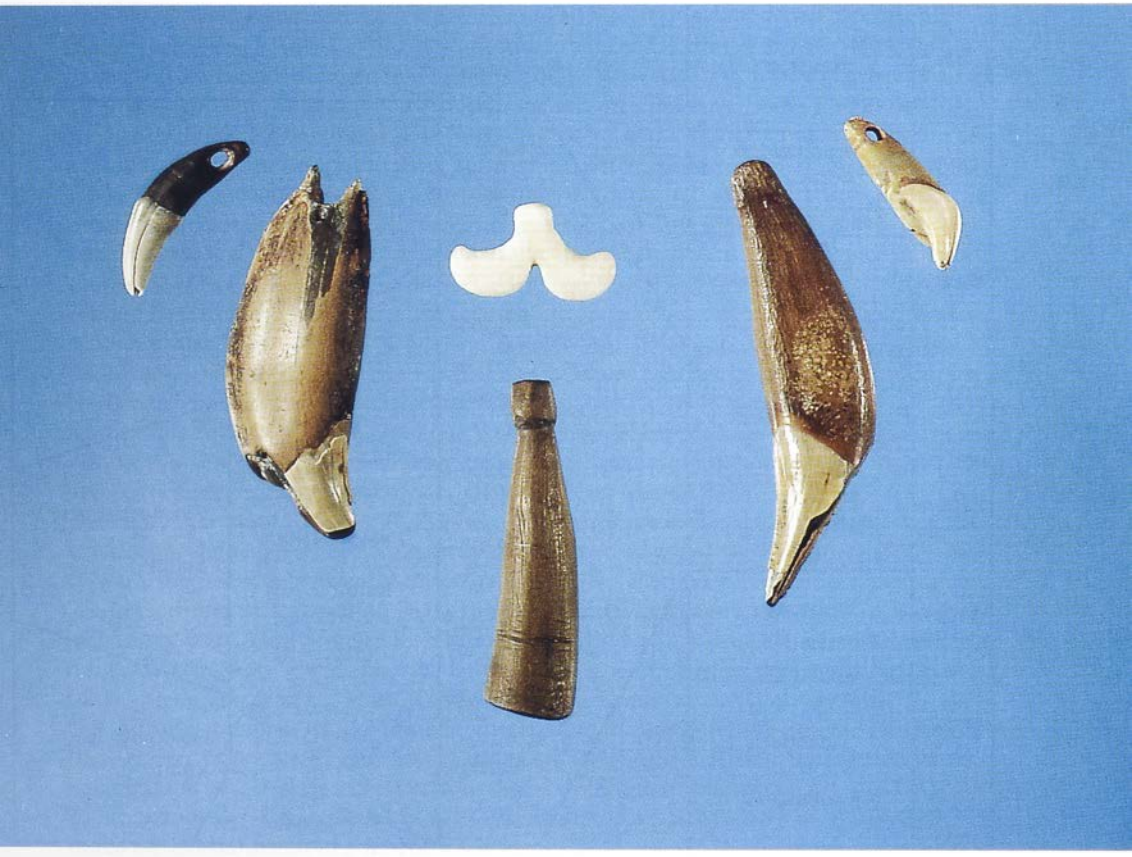
Welche Rolle Schmuck in prähistorischen Gesellschaften spielte, läßt sich aus archäologischer Sicht wohl nie in letzter Schärfe erschließen. Im Falle von Grabbeigaben können aber mancherlei Aussagen und Erkenntnisse abgeleitet werden, die die Beziehung zwischen Schmuckobjekten und dem Träger oder der Trägerin illustrieren. Unter Umständen sind soziologische, alters- und geschlechtsspezifische Komponenten bei der Schmuckbeigabe herauszukristallisieren. Dadurch wird eine wie auch immer kennzeichnende Funktion von Schmuckobjekten greifbar. In Siedlungen weggeworfene oder verlorengegangene Schmuckgegenstände entziehen sich hingegen weitgehend einer genauen Beurteilung.

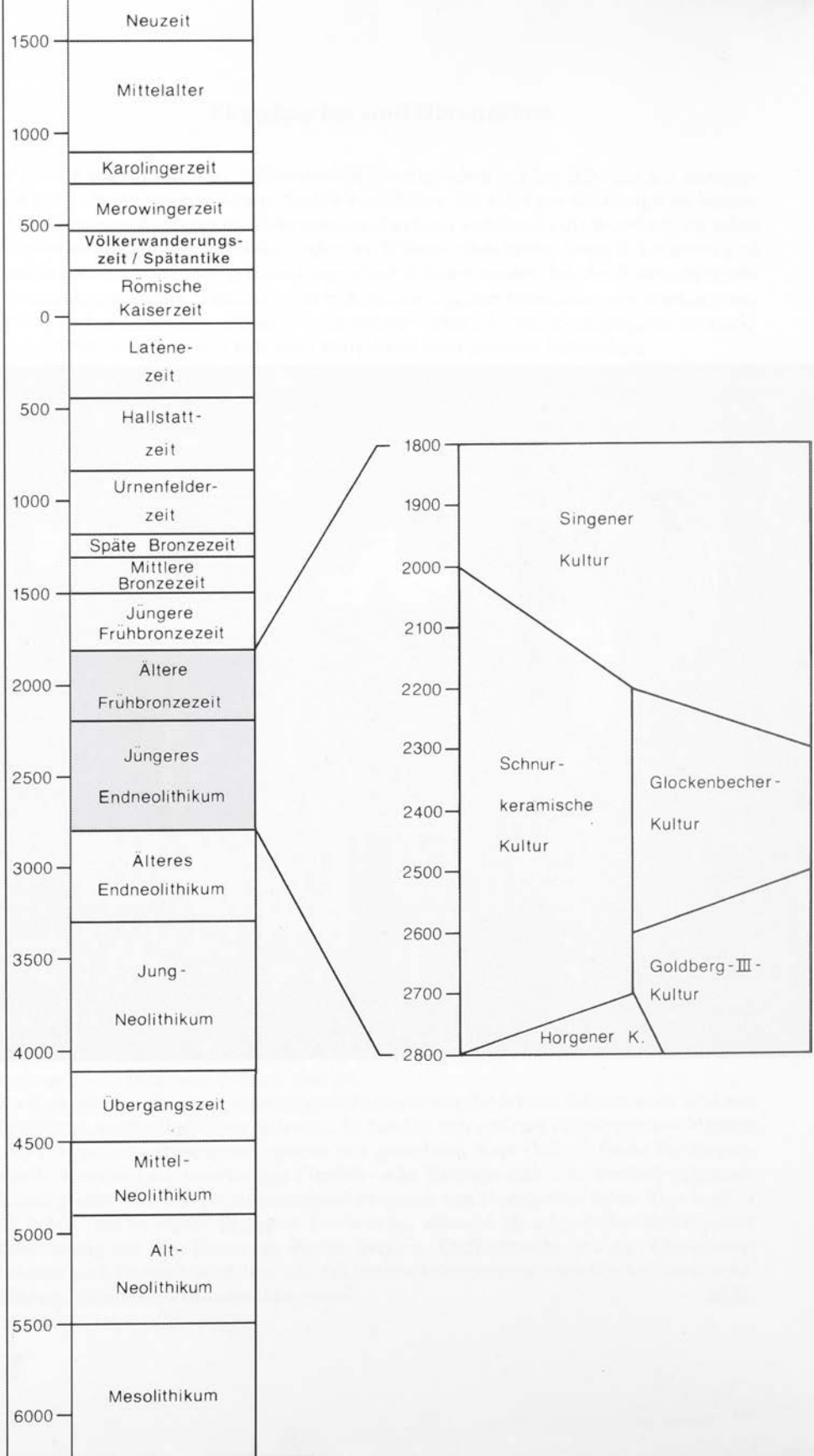
Dies trifft auch auf die hier vorgestellten Funde aus der Station Sipplingen-Osthafen zu, die aus verschiedenen Siedlungsschichten der Horgener Kultur stammen. Da im Bodenseeraum Gräber dieser Zeitstellung bislang fehlen, entfällt die Möglichkeit, auf diesem Weg zu weiteren Einblicken zu gelangen.

Wenn deswegen auch kaum Anhaltspunkte vorliegen, welche Funktionen der Schmuck bzw. verschiedene Schmuckelemente im Rahmen der Horgener Kultur innehatten, ist doch ein breitgefächertes Spektrum von Möglichkeiten denkbar: Die Kennzeichnung von sozialer und hierarchischer Stellung innerhalb einer Gemeinschaft oder Gruppe ist ebenso gegeben wie die Möglichkeit, daß sich in Schmuckobjekten auch religiöse Vorstellungen manifestieren. Neben Abgrenzung kann Schmuck aber auch eine verbindende Funktion im Sinne von Gruppen- oder Kulturzusammengehörigkeit innehaben. Es erstaunt deswegen kaum, daß bestimmte Schmuckformen wie Moden nur in bestimmten Zeitepochen oder Kulturen auftreten und deswegen chronologisch und kulturell signifikant sind.

Daß der kulturelle Wandel zwischen archäologischen Kulturen auch mit starken Veränderungen im Schmuckbereich einherging, läßt sich auch im Falle der Pfyner Kultur (ca. 3.900-3.500 v.Chr.) und der Horgener Kultur (ca. 3.300-2.800 v.Chr.) belegen. Im Horgener Fundstoff von Sipplingen sind einige bearbeitete Bäreneckzähne von Interesse, die im Bearbeitungsstadium (zweiter von rechts mit überschliffener Zahnwurzel) oder nach Bruch der Aufhängelochung (zweiter von links) verlorengingen oder weggeworfen wurden. Besonders überraschend ist, daß Bärenzahnanhänger im Rahmen der Pfyner Kultur auszufallen scheinen, während gelochte Exemplare aus Horgener Siedlungen recht häufig sind. Wie Tierknochenanalysen belegen, ist diese eigentümliche Erscheinung nicht darauf zurückzuführen, daß die Pfyner Siedler Bären nicht gejagt haben. Welche Bedeutung diese Anhänger in der Horgener Kultur hatten, ist ungewiß. Ob es sich etwa um Jagdtrophäen, Insignien eines Initationsritus oder um Amulette handelt, liegt auf dem Feld der Spekulation. Auf einen übergeordneten Hintergrund verweist die Tatsache, daß allem Anschein nach auch die Verwendung anderer Raubtierzähne zur Fertigung von Anhängern im Horgener Kulturrahmen zunimmt. Dieser Wechsel im Schmuckbereich ist in weiten Teilen Süddeutschlands festzustellen und markiert einen überregional faßbaren Trend in der Entwicklung vom Jung-zum Endneolithikum.

Zwei weitere Sipplinger Schmuckgegenstände, die aus der Schicht 14 stammen, sind von besonderer wissenschaftlicher Relevanz. Es handelt sich um eine Flügelperle aus Marmor und eine polierte Hirschgeweihsprosse mit gekerbtem Kopf (Mitte). Beide Fundgegenstände verweisen auf weiträumige Handels- oder Kulturkontakte zu westlich gelegenen Fundregionen. Der Hauptverbreitungsschwerpunkt von Flügelperlen dieses Typs liegt in südlichen und zentralen Regionen Frankreichs, während Hirschgeweihanhänger dieser Form häufig aus dem Raum des Pariser Beckens, Ostfrankreichs und der Westschweiz bekannt sind. Dadurch wird deutlich, daß Schmuckelemente auch sensible Indikatoren zur Klärung kultureller Zusammenhänge sind. M.K.




Neuzeit
1500
Mittelalter
1000
Karolingerzeit
Merowingerzeit
500
Völkerwanderungs-
zeit / Spätantike
Römische
Kaiserzeit
0
Latène-
zeit
500
Hallstatt-
zeit
Urnenfelder-
zeit
1000
Späte Bronzezeit
Mittlere
Bronzezeit
1500
Jüngere
Frühbronzezeit
Ältere
Frühbronzezeit
2000
Jüngeres
Endneolithikum
2500
Älteres
Endneolithikum
3000
Jung-
Neolithikum
3500
Übergangszeit
4000
Mittel-
Neolithikum
4500
Alt-
Neolithikum
5000
Mesolithikum
5500
6000
1800
1900
2000
2100
2200
2300
2400
2500
2600
2700
2800
Singener
Kultur
Schnur-
keramische
Kultur
Glockenbecher-
Kultur
Goldberg-III-
Kultur
Horgener K.

Jüngeres Endneolithikum und ältere Frühbronzezeit (Bz. A1)

Das jüngere Endneolithikum (2.800–2.300/200 v.Chr.) ist eine faszinierende Epoche. Die Funde bezeugen ein anderes Kulturbild, auch andere Strukturen der Gesellschaft. Feste Vorstellungen fanden in streng genormten Sitten ihren Niederschlag und waren Ursache für weiträumig gleichförmig verbreitete Kulturen. Ein neues Denken, neue Jenseitsvorstellungen prägten diese Zeit, die in das Klimaoptimum des Subboreals (2.900–1.900 v.Chr.) fällt.

Zwei Kulturen haben die Epoche geprägt: die Schnurkeramische Kultur (SK) und die Glockenbecherkultur (GBK). Obwohl im archäologischen Befund ähnlich, stehen sie in einem merkwürdig gegensätzlichen Verhältnis. Das Siedlungsgebiet der SK überdeckt SW-Deutschland, eine kleine Provinz des ganz Mittel- und Osteuropa umfassenden Verbreitungsgebietes. Landsiedlungen sind kaum bekannt, wohl weil sie in einer Art gebaut waren, die im Boden keine Spuren hinterließ. Nur an den Seeufern baute man in alter Tradition die altbewährten Pfostenhäuser. Die Wirtschaft der Ufersiedlungen war nun durch entwickelten Bodenbau bestimmt; Jagd spielte eine untergeordnete Rolle, intensiv war die Tierhaltung, wobei das Rind wieder dominierte. Sonst ist die SK nur durch streng genormte Gräber bekannt. Im Körpereinzelgrab ruht der Tote in Hockerlage auf der Seite, wobei die O-W-Orientierung nach Geschlecht differenziert wird. In Teilregionen, so im Taubertal, wird der Ritus durch andere Traditionen überprägt. Ebenso einheitlich sind die Funde. Die Keramik, charakterisiert durch die Schnurverzierung, kennt nur Becher, Amphore und Topf, seltener Näpfe und Schalen mit Ritzmustern. Von herausragender Bedeutung sind die Streitäxte, die als Beigabe in Männergräbern ein wichtiges Statussymbol darstellen. Sehr reich war fein gearbeiteter Schmuck aus Stein, Zahn, Knochen und Kupfer. Die Formen sind im gesamten Verbreitungsgebiet erstaunlich ähnlich; sie zeigen damit die innere Geschlossenheit, aber auch die intensive Kommunikation, die nicht allein mit dem zweifellos stark entwickelten Handel erklärt werden kann.

Das Glockenbecher-Phänomen (GPh) erscheint wenig später in ebenfalls geschlechtsdifferenziert angelegten, nun N-S ausgerichteten Gräbern mit spezifischer Ausstattung: stark verzierte Becher, Pfeilspitzen, Armschutzplatten, Dolche und typische Schmuckformen. Siedlungen sind nicht bekannt, so daß eine endgültige Aussage an der einseitigen Quellenlage scheitert. Dennoch darf man hinter dem GPh kaum eine in allen Lebensbereichen tätige Gemeinschaft sehen, eher eine uniforme Gruppe mit besonderem Aufgabenbereich. In der streng geregelten Bestattungssitte, die trotz Kontrast zur schnurkeramischen auch eine Antwort auf diese ist, kommt eine ausgeprägte Ideologie zum Ausdruck. Glockenbecher–Funde, verbreitet in ganz SW-Deutschland, schließen sich kleinräumig mit schnurkeramischen aus, decken sich aber mit denen der älteren Frühbronzezeit (FBZ). Schon dadurch wird der Zusammenhang des GPh mit der FBZ sichtbar; er wird unterstrichen durch die Übereinstimmung im Formeninventar. Die Keramik, die in jüngeren Phasen den Glockenbecher begleitet, wird je nach Befund der GBK oder der FBZ zugeteilt. Erst in diesem Stadium verkörpert das Fundinventar eine eigenständige archäologische Kultur (GBK). Die ältere Frühbronzezeit (2.300–1.900 v.Chr.) bildet die kontinuierliche Fortsetzung der GBK. Bei den Bestattungen ist weiter die bipolar geschlechtsdifferenzierte Hockerlage die Regel. Die Beigaben, meist aus Kupfer, erfüllen ähnliche Funktionen. Keramik dieser Phase (kleine Krüge und große Vorratsgefäße) kennen wir nur aus der Ufersiedlung Bodman–Schachen. Die ältere FBZ, durch ein festes Ensemble von Kupferformen definiert, unterscheidet sich in den ökonomischen Grundlagen deutlich von der entwickelten FBZ; erst diese leitet – mit der vollen Beherrschung des Bronzegusses – die eigentliche Bronzezeit ein.

Ch.St.

Schnurkeramik im Taubertal

Völlig unerwartet kamen bei der Ausgrabung eines hallstattzeitlichen Gräberfeldes im Gewann "Rebhuhn" in Impfingen Bestattungen der Schnurkeramik ans Tageslicht. Insgesamt wurden die Überreste von 35 Toten geborgen, die durchweg in der für die Schnurkeramik typischen Hockstellung beigesetzt waren. Sie unterschieden sich dadurch schon auf den ersten Blick von den Gräbern der Hallstattzeit. Oft lagen mehrere Tote - bis zu fünf - in einem Grab.

Nach der Zahl der Gräber ist die Nekropole von Impfingen eine der größten in ganz Süddeutschland. Dabei ist zusätzlich in Rechnung zu stellen, daß wahrscheinlich bereits vor der Ausgrabung einige Grablegen durch landwirtschaftliche Bewirtschaftung und Bodenerosion zerstört worden sind. Landwirtschaft und Erosion dürften auch die Gründe dafür sein, daß die Hügel über den Bestattungen nicht mehr nachzuweisen waren. Es gibt aber in Südwestdeutschland, vor allem auch im nordbadischen Bereich, noch zahlreiche Beispiele dafür, daß von den Schnurkeramikern Grabhügel aufgeschüttet wurden. Sie sind jedoch durchweg nur noch in Wäldern erhalten und fallen hier durch ihre allgemein geringe Größe auf. Viele heute im freien Gelände aufgefundene Gräber dürften ursprünglich unter Hügeln gelegen haben.

Die als Beigaben verwendeten Gefäße, durchweg Becher und wenige Füßchenschalen, zeigen nicht die Verzierung, die der schnurkeramischen Kultur den Namen gegeben hat. Statt der in den weichen Ton eingedrückten Muster aus gedrehten Schnüren sind hier Einstiche und Dreiecksmotive aus Rillen auf der Halspartie der Becher angebracht. Die geringe Formenvielfalt der Keramikbeigaben zeigt, daß nur ganz bestimmte Gefäßtypen für die Jenseitsausstattung der Toten gewählt wurden. An Geräten finden sich einige gut geschliffene Steinbeile und wenige Werkzeuge aus Silex. Schmuck ist in Form von durchbohrten Muschelschalen, die mit Mustern aus mehreren Reihen eingebohrter Vertiefungen verziert sind, beigegeben worden. Eine Rarität stellt in dem Gräberfeld von Impfingen eine Kette aus kleinen Muschelscheiben dar, die zusätzlich durch Tierzähne gegliedert wird.

Während das Gräberfeld von Impfingen noch einigermaßen vollständig geborgen werden konnte, legen Zufallsfunde der letzten Jahre im Kraichgau und im Rheintalgraben den Gedanken nahe, daß gegenwärtig an vielen Stellen unbeobachtet und unbekannt Funde der Schnurkeramik durch unterschiedlichste Bodeneingriffe zerstört werden. R.-H.B.

Glockenbecher von der oberen Donau

Bei Stetten, Kr. Tuttlingen, wurden 1990 zwei Gräber der Glockenbecherkultur entdeckt, aus denen die abgebildeten Becher stammen. Im ersten lag ein Mann als Hocker auf der linken Seite, Kopf im N, Blick nach O; er hatte den Becher rechts im Bild bei sich. Das zweite enthielt das Skelett einer Frau, auf der rechten Seite liegend, Kopf im S, Blick nach O; zu ihm gehört der linke Becher. Beide Gräber weisen die charakteristischen Merkmale der Bestattungssitte der Glockenbecherkultur Mitteleuropas auf: geschlechtsdifferenzierte Hockerlage im Flachgrab bei einheitlicher Orientierung.

Die Becherverzierung ist typisch für die Ostgruppe der mitteleuropäischen Glockenbecher: mehrere unterschiedlich breite Zierzonen lassen schmale unverzierte Zonen frei, die durch Einzellinien unterteilt sein können. Die breiteste Mittelzone ist noch durch ein sog. "Metopenmuster" aufgeteilt. Die Verzierung beider Becher ist fast gleich. Kleine Unterschiede gibt es nur im Metopenmuster und in der Anordnung der Stempel-Rhomben. Daß die Verzierung beim rechten Becher weniger kräftig ist, braucht nichts zu besagen. Die Muster waren mit einer weißen Masse inkrustiert. Alle Flächen, Linien und Formstiche wirkten allein stumpfweiß vor einem polierten roten Hintergrund.

Glockenbecher mit diesem Musteraufbau haben ihren Verbreitungsschwerpunkt in Böhmen/Mähren. Von dort greifen Ausläufer die Oder abwärts nach Südpolen, donauabwärts bis etwa Budapest, donauaufwärts über unseren Fundort hinaus bis zum südlichen Oberrhein. Innerhalb dieser Großgruppe haben sich regionale Eigentümlichkeiten herausgebildet. So kommt das Metopenmuster in dieser Form besonders in Bayern vor, auch in Böhmen, seltener in Mähren. Das auffallende Rhombenmuster ist dagegen in Bayern und Böhmen selten, nur in Mähren häufiger. Die Verfertiger der beiden Becher wählten offenbar frei aus dem Musterbuch zweier Traditionen. Wir sind noch weit entfernt davon, den Sinn der Verzierung zu erkennen, bei der mit geringen Mitteln eine solche Variantenvielfalt erzielt wurde, daß hier erstmals zwei fast gleiche Becher angetroffen wurden. Die mir bekannt gewordenen 240 verzierten Becher aus rund 1500 Gräbern der engeren Ostgruppe reichen offenbar nicht aus, das Verzierungssystem zu entziffern.

Beide Gräber enthielten weitere Beigaben: Der Mann besaß drei Silexpfeilspitzen und eine Knochennadel mit grübchenverzierter runder Kopfplatte, die Frau 14 Knochenknöpfe mit V-Bohrung. Zur Knochennadel des Mannes kenne ich nur ein unverziertes Gegenstück aus einem Mädchengrab in Böhmen, während Pfeilspitzen gängige Männerbeigabe sind, ebenso wie V-Knöpfe in Frauengräbern, jedoch nur in der Ostgruppe, üblich sind.

Ein wichtiges Merkmal der Ostgruppe fehlt in Stetten, die unverzierte sog. Begleitkeramik: kleine Krüge und flache Schüsseln, die z.B. am Oberrhein durchaus vorkommen. Dagegen gibt es vom gleichen Fundplatz noch zwei 1897 entdeckte Gräber mit verzierter Glockenbecherkeramik und ein beigabenloses Doppelgrab. Dieser widersprüchliche Befund könnte mit der Entwicklung der Glockenbecherkultur zusammenhängen, für die man heute etwa folgendes Erklärungsmodell anbieten kann: In einer Frühphase kam es zur Trennung der drei mitteleuropäischen Gruppen, die man sich aufgrund bestimmter Indizien als sehr mobile Einheiten vorstellt. Sie besaßen als Grabkeramik nur den verzierten Glockenbecher. Im Laufe der Zeit wurde eine gruppenspezifische Begleitkeramik geschaffen, die auch Grabkeramik wurde und den verzierten Becher aus seiner bevorzugten Stellung verdrängte, ihn allmählich ganz ersetzte. Die Begleitkeramik der Ostgruppe ist nur in Teilräumen der Gesamtverbreitung konzentriert. Das könnte geringere Mobilität andeuten, vielleicht auch eine besondere wirtschaftliche oder soziale Stellung einer Teilbevölkerung (z.B. "Standquartiere").

E.S.

Früheste Bronzezeitsiedlung am Bodenseeufer

Siedlungsfunde der älteren Frühbronzezeit sind in SW-Deutschland nach wie vor die seltene Ausnahme. Bis auf die Funde von Bodman-Schachen I, Schicht A, und neuerdings aus der Ufersiedlung Ludwigshafen-Seehalde liegen keine stratifizierten Fundmaterialien aus diesem Abschnitt der Vorgeschichte vor. Umso wichtiger ist der kulturelle und absolutchronologische Kontext der Funde aus der Schicht A von Bodman.

Durch die Tauchsondagen in den Ufersiedlungen von Bodman-Schachen I konnte erstmals eine dreischichtige Stratigraphie der älteren bis jüngeren Frühbronzezeit aufgedeckt werden. Zehn ^{14}C-Daten datieren die unterste Kulturschicht, Schicht A, in die Zeit um 1.900 v.Chr. Ihr Fundinventar befindet sich damit absolutchronologisch in der Zeit der Besiedlungslücke zwischen ausgehendem Neolithikum und der jüngeren Frühbronzezeit (FBZ. A 2), die sich auch bei den Ufersiedlungen bisher sowohl im System der relativen Chronologie als auch im absoluten Datenraster abzeichnete. Anhand der ^{14}C-Datenserien von Singen und dem mittleren Neckarland, welche Grabinventare der älteren Frühbronzezeit datieren, wird Schicht A von Bodman im älteren Abschnitt der Frühbronzezeit SW-Deutschlands fixiert.

Das kleine Keramikensemble aus Schicht A besteht aus 12 weitgehend vollständigen Gefäßen und 5 verzierten Rand- und Wandscherben. Es entstammt einer geringmächtigen Brandschicht und ist im Sinne weniger Jahre homogen. Typisch für diese Keramik sind unverzierte Becher mit schulterständiger Henkelöse und abgeflachtem Boden. Die Becherform erinnert einerseits an Henkelkrüge der sog. Glockenbecher-Begleitkeramik, andererseits sind ebensowenig Affinitäten zu Krügen der frühbronzezeitlichen Straubinger Kultur Bayerns von der Hand zu weisen, wobei die Becher aus Schicht A von Bodman durch ihre schulterständigen Henkelösen und den abgeflachten Boden den frühbronzezeitlichen Formen näher stehen. Die ritzverzierte Randscherbe gehört vielleicht zu einem echten linienverzierten Glockenbecher und unterstreicht den Einfluß der Glockenbecherkeramik auf die Keramik aus Schicht A. Dieser kommt zusätzlich in der Verzierung der Töpfe durch aufgesetzte Tupfenleisten zum Ausdruck.

Die Mischung aus endneolithischen und älter-frühbronzezeitlichen Komponenten in der Keramik kann aufgrund der eindeutigen Befundsituation nicht auf einen heterogenen Charakter des Fundensembles selbst zurückgeführt werden. Vielmehr muß man im Verbreitungsgebiet der Bodmaner Keramik aus Schicht A, im Bodenseegebiet und im Hegau, während dieses absolutchronologisch gefaßten Abschnitts der älteren Frühbronzezeit noch vereinzelt mit Glockenbechern, sicher aber mit starken Glockenbechereinflüssen oder mit Glockenbechertradition in der Siedlungskeramik rechnen. Die Ausprägung dieser Siedlungskeramik der älteren Frühbronzezeit, wie sie mit Schicht A von Bodman-Schachen I erstmals erfaßt werden konnte, bezeichnen wir vorerst, im Sinne eines Arbeitsbegriffs, als "Bodmaner Fazies".

Mit der "Bodmaner Fazies" gelang es, in der großen Besiedlungslücke zwischen der jüngeren schnurkeramischen Kultur und der jüngeren Frühbronzezeit (FBZ. A2) SW-Deutschlands ein homogenes Fundinventar im absolutchronologischen Rahmen zu etablieren, welches frühbronzezeitliche und endneolithische Komponenten gleichermaßen in sich vereinigt. Es bleibt zu hoffen, daß durch weitere absolut datierte Fundkomplexe aus Siedlungen, die jetzt zwar punktuell unterbrochene, aber grundsätzlich immer noch bestehende Lücke zwischen Endneolithikum und jüngerer Frühbronzezeit geschlossen werden kann. Dann wird man auch fragen können und müssen, in welchem Verhältnis Gräbergruppen wie Singen zu den neuentdeckten Ufersiedlungen standen. J.Kö.

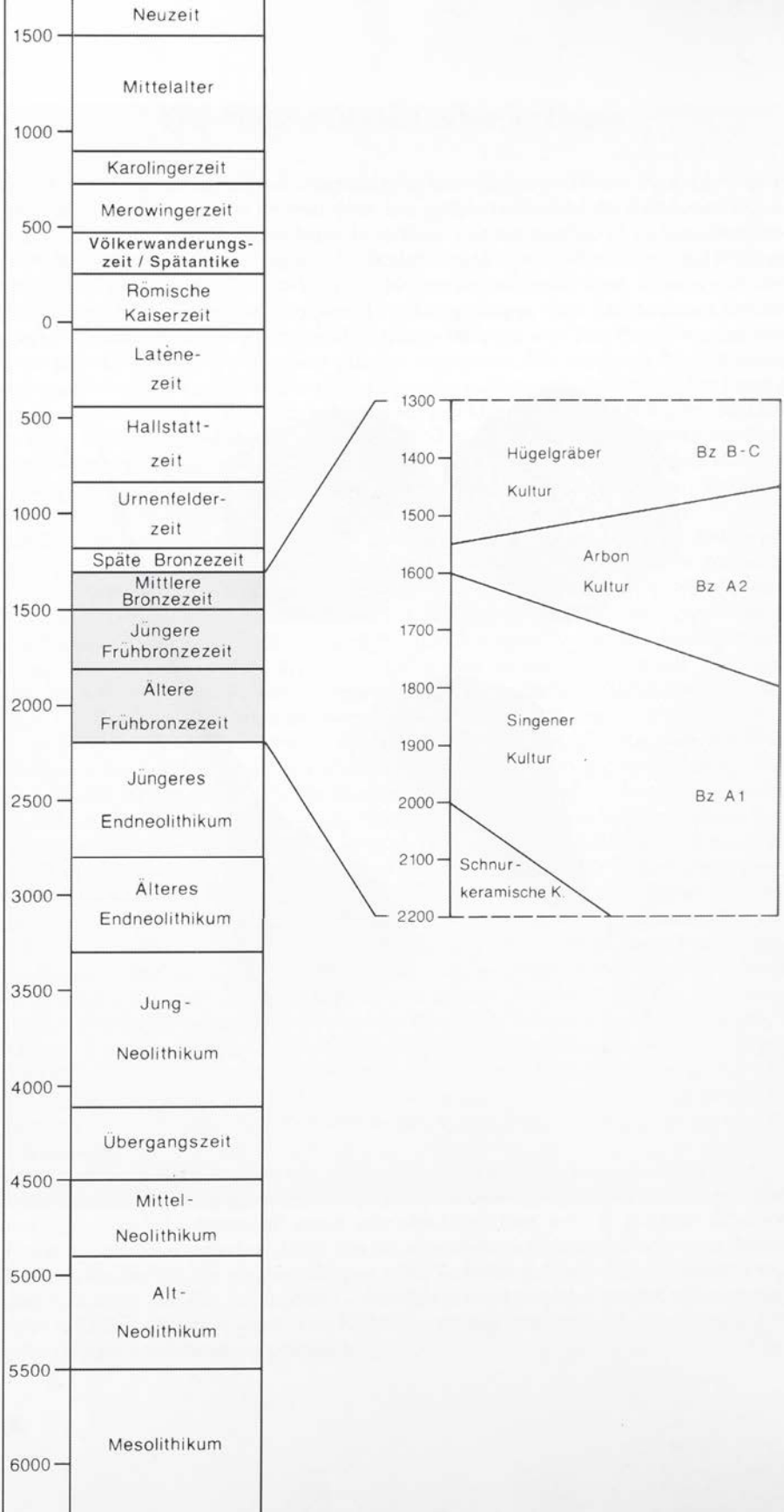
Frühbronzezeitliche Gräber im Hegau

Östlich vom Hohentwiel, einer der markantesten Erhebungen im Hegau, lag auf der Nordstadtterrasse von Singen das bedeutendste und größte Gräberfeld der Frühbronzezeit in Baden-Württemberg. Die Toten lagen in Gräbern mit Steineinbauten in längst vergangenen Baumsärgen. Sie waren in seitlicher Schlafstellung Nord-Süd orientiert und blickten nach Osten, die Frauen auf der rechten, die Männer auf der linken Seite. Ihnen wurde ihre persönliche Habe mit ins Grab gegeben. Die Männer trugen einen Dolch, dessen vergangener Griff durch 2-3 Pflocknieten an der Klinge befestigt war. Den Frauen wurden verzierte und unverzierte Nadeln sowie Pfrieme beigegeben. Die verzierten Nadeln haben einen ruderförmig ausgebildeten Kopf und säbelartig gebogenen Schaft. Außerdem kommt Spiralschmuck an Armen und Beinen bei Frauen und Männern vor. Die Belegung des Gräberfeldes erfolgte allmählich von Norden nach Süden. Eine Gruppe von Gräbern weicht in Bestattungssitte, Beigaben und Alter der Toten so stark von der Norm ab, daß sie als "Sonderbestattungen" anzusehen sind. Dank naturwissenschaftlicher Methoden (^{14}C-Daten) kann das Alter des Friedhofs auf 2.100 - 2.000 v.Chr. exakt angegeben werden.

Metallanalysen der Beigaben erbrachten, daß sie aus einem sehr einheitlichen Rohmetall angefertigt wurden. Es handelt sich um Kupfer mit hohen Verunreinigungen von Antimon, Arsen, Nickel und Silber. Gleichartige Analysenwerte haben Beile vom Typ "Salez", deren Verbreitung darauf schließen läßt, daß die Herkunft des Rohmetalls in den Erzvorkommen Graubündens zu suchen ist. Sie stellen also die Handelsform des Rohmetalls dar. Eine kleine Gruppe von Gegenständen aus dem Gräberfeld besteht aus sog. "Fremdmetall". Sie stammen aus weit entfernten Produktionsstätten in der Bretagne und Südwestengland. Vor allem vier Dolche aus der Atlantischen Bronzezeit sind hier zu nennen.

Überblickt man Funde und Befunde des gesamten Gräberfeldes, fällt der hohe Anteil an Metallbeigaben auf. Das ist in der Frühbronzezeit selten und bedarf einer Erklärung. Wir befinden uns hier an einem verkehrsgünstigen Punkt in nur mäßiger Entfernung zu den Erzvorkommen Graubündens. Das dort geförderte und erschmolzene Kupfer wurde als Barren (= Beile vom Typ "Salez") auf dem natürlich vorgegebenen Weg über das Alpenrheintal nach Norden verhandelt. Ein Zielpunkt des Handels war Singen. Hier saß das weiterverarbeitende Gewerbe, Handwerker erzeugten Schmuck, Geräte und Waffen. Dieses Gewerbe ist die wesentliche Grundlage des Metallreichtums der Singener Trachtausstattung. Die vier Dolche aus der Bretagne oder Südwestengland weisen auf weiträumige Beziehungen der Singener Bevölkerung hin. Die Ursache für diese Beziehungen dürften mit Sicherheit die Zinnlagerstätten der Bretagne und Südwestenglands (Cornwall) sein. Die Bedeutung des Zinns für die Fließeigenschaft des Kupfers (Metallguß) war den frühen Singenern gewiß bekannt, sind doch auch die vier bretonisch-südenglischen Dolchklingen mit Zinn legiert. Um in den Besitz des begehrten Materials zu gelangen, war Handel notwendig. Auf welche Art das über solch große Entfernungen geschah, ob durch gezielte Expeditionen ins Zinnrevier oder ob Zinn über Zwischenstationen nach Singen gelangte, ist noch weitgehend ungeklärt.

Vermutlich sind Metallhandwerker und ihre Familien auf dem Singener Friedhof beigesetzt. Wahrscheinlich repräsentieren sie die führende Gesellschaftsschicht. Außerdem sind unter den "Sonderbestattungen" einige sehr alte Individuen wohl als politisch führende Persönlichkeiten anzusprechen. Doch dies ist, wie die von der Norm abweichenden "Fremden" (= Händler?) in der gleichen Gruppe reine Vermutung. Trotz dieser Einschränkung kann man sagen, daß sich im Singener Gräberfeld ein sehr komplexes gesellschaftliches und wirtschaftliches Gefüge spiegelt. Die Kultur der frühen Bronzezeit ist durch Singen um vieles farbiger und lebendiger geworden. V.N.


Neuzeit
1500
Mittelalter
1000
Karolingerzeit
Merowingerzeit
500
Völkerwanderungs-
zeit / Spätantike
Römische
Kaiserzeit
0
Latène-
zeit
500
Hallstatt-
zeit
1000
Urnenfelder-
zeit
Späte Bronzezeit
Mittlere
Bronzezeit
1500
Jüngere
Frühbronzezeit
Ältere
Frühbronzezeit
2000
Jüngeres
Endneolithikum
2500
Älteres
Endneolithikum
3000
Jung-
Neolithikum
3500
Übergangszeit
4000
Mittel-
Neolithikum
4500
Alt-
Neolithikum
5000
Mesolithikum
5500
6000
1300
1400
Hügelgräber
Kultur
Bz B-C
1500
Arbon
Kultur
Bz A2
1600
1700
1800
Singener
Kultur
1900
Bz A1
2000
2100
Schnur-
keramische K.
2200

Jüngere Frühbronzezeit und Mittelbronzezeit

Aus der jüngeren Phase der Frühbronzezeit (Bz A2) sind in Baden bislang nur wenige Grab- und Hortfunde bekannt geworden. Sie zeigen aber, daß der Grabritus der älteren Frühbronzezeit unverändert bleibt, und daß weiterhin Metallgegenstände in Horten niedergelegt werden. Trotzdem sind formale und kulturelle Unterschiede zur Phase A1 erkennbar; einige Nadeltypen (Nadeln mit Ösen-, Ring- oder mit durchbohrtem Kugelkopf), Randleistenbeile vom sog. Salez- und Langquaidtyp und bestimmte Dolchformen gelten als typisch für die entwickelte Frühbronzezeit. Gemeinsam ist diesen Metallfunden, daß sie aus Zinnbronze (Legierung aus rund 90% Kupfer und 10% Zinn) in Gußtechnik hergestellt sind. Die Technik der Zinnlegierung und die Formgebung lassen Bezüge zur mitteldeutschen Aunjetitzkultur und zur alpinen Frühbronzezeit erkennen. Daß aber nicht Fertigprodukte importiert wurden, sondern die Rohstoffe Kupfer und Zinn hier vor Ort metallurgisch verarbeitet, legiert und gegossen wurden, zeigen Siedlungsfunde vom Bodensee. Von Bodman-Schachen liegen aus einer dendrochronologisch um 1.640 v.Chr. datierten Schicht u.a. ein Langquaidbeil und Gußtiegelreste vor. Als namengebend für den Komplex der zahlreichen Uferrandsiedlungen, in denen während dieser Zeit Metalle verarbeitet wurden, kann die Station Arbon-Bleiche (Kt. Thurgau, Schweiz) gelten. Die Siedlungen der "Arbon-Kultur" am Bodensee werden um 1.500 v.Chr. verlassen. Obwohl größere Flachgräberfelder noch fehlen, zeigen neuere siedlungsarchäologische Forschungen doch, daß der Hegau und der Bodenseeraum zwischen 1.800 und 1.500 v.Chr. besiedelt war. In dieser Zeit wird eine neue Metallurgie eingeführt, werden Kontakte zu neuen Rohstoffzentren im Osten und Süden aufgenommen. Zu rechnen ist aber zeitgleich auch mit Kulturgruppen, die den steinzeitlichen Traditionen verbunden bleiben und die neuen Techniken und Rohstoffe nur sehr zögerlich übernehmen.

Mit dem Begriff "Hügelgräberbronzezeit" (mittlere Bronzezeit, Bz B/C) wird die Zeit zwischen etwa 1.500 und 1.200 v.Chr. umschrieben, in der in Mittel- und Nordeuropa die Menschen ihre Toten meist unverbrannt in Rückenlage bestatteten. Anstelle einer Grabgrube wird ein Stein- oder Erdhügel über dem Holzsarg aufgeschüttet. Noch während der Bronzezeit sind in diese Hügel Nachbestattungen eingetieft worden, so daß auf gemeinsame Begräbnisplätze für Familien geschlossen wird. Dabei sind alle Abstufungen in der Grabausstattung - von beigabenreich bis beigabenlos - zu beobachten. Rückschlüsse auf damalige Sozialstrukturen scheinen möglich. Reich ausgestattete Männergräber enthalten Bronzewaffen (Absatzbeil, Dolch, seltener Lanze, Vollgriffschwert, Pfeilspitzen) und eine Bronzenadel. Den verstorbenen Frauen wurde Metallschmuck (Nadeln, Hals-, Arm-, Beinringe, Anhänger) beigegeben. Das Formenspektrum der Bronzebeigaben ist recht einheitlich; nur durch eine unterschiedliche Zusammensetzung der Beigaben in Frauengräbern (Tracht) sowie durch eine unterschiedlich geformte und verzierte Grabkeramik sind regionale Gruppen innerhalb der südwestlichen Hügelgräberkultur erkennbar, z.B. die "Württembergische Gruppe" auf der schwäbischen Alb, die "Elsässische Gruppe" im Hagenauer Forst und die "Mittelrheinische Gruppe" in Nordbaden und Südhessen. Baden zeigt nur vereinzelt kleine Hügelgruppen der Mittelbronzezeit, z.B. bei Tiengen (Hochrhein) und im Kaiserstuhlgebiet. Vor allem das Altsiedelland der Rheinebene bleibt fundarm. Ob dieses Gebiet damals tatsächlich nicht oder nur dünn besiedelt war, oder ob hier Kulturgruppen ansässig waren, die keine bzw. nur wenig Bronze in Gebrauch hatten, ist noch ungeklärt. Großflächige Siedlungsgrabungen werden zeigen, ob hier eine derzeitige Forschungs- oder eine prähistorische Siedlungslücke vorliegt. U.Z.

Metall im Überfluß – Frauenschmuck der Bronzezeit

Im schon lange bekannten Gräberfeld, Gewann "Dörning/Obere Kehrwiesen", in einer sumpfigen Niederung des westlich von Weingarten gelegenen Weingartener Baches, wurde beim Bau einer Scheune am 16.11.1990 ein Grabhügel angeschnitten. Da dabei bereits Teile einer Bestattung zutage kamen, wurde eine Notgrabung unumgänglich.
Zu diesem Gräberfeld gehören über 100 Hügel, von denen einige bereits im letzten Jahrhundert durch den Karlsruher Altertumsverein ausgegraben wurden. Die dabei geborgenen Funde deuten auf eine ungewöhnlich lange, kontinuierliche Belegungsdauer des Gräberfeldes von der mittleren Bronzezeit (ca. 1.500 v.Chr.) bis in die frühe Latènezeit (ca. 450 v.Chr.). Die Grabhügel sind alle, je nach ihrer Lage im heutigen Wiesen- bzw. Feldbereich oder Wald, mehr oder weniger stark verschliffen und im Gelände oft nur noch als leichte Überhöhung zu erkennen. Bei der späteren Aufmessung des angeschnittenen Grabhügels zeigte sich, daß es sich um den bereits 1897 angegrabenen Hügel 34 handelte.
Beim Ausheben einer Pfostengrube war der Bauherr auf zwei Metallfunde gestoßen. Eine daraufhin eingeleitete Grabung erbrachte in 0,8-0,9 m Tiefe ein reich mit Bronzeschmuck ausgestattetes Körpergrab einer Frau. Die Grabgrube zeichnete sich im anstehenden Auelehm nur schwach ab. Von den Knochen waren nur die Zahnkronen und die Teile, die in direktem Kontakt mit den Bronzegegenständen gestanden hatten, erhalten. Trotzdem läßt sich aufgrund der Lage der Schmuckgegenstände auf eine NW(Kopf)-SO ausgerichtete, gestreckte Rückenlage schließen.
Neben zwei sog. Beinbergen mit rückläufigem Draht fand sich auch Arm- und Fingerschmuck. Am rechten Unterarm trug die Tote eine Armspirale, einen Armring mit rhombischem Querschnitt und Kerb- und Linienverzierung sowie einen zweiten Armring, der das Motiv des schrägen Leiterbandes trägt. Am linken Unterarm befand sich ein weiterer, ebenso verzierter Armreif und ein Armband aus breitem Bronzeblech mit drei mitgegossenen Rippen. Links und rechts neben dem völlig vergangenen Schädel lagen zwei Anhänger aus feinem Bronzedraht, die wohl als Haarschmuck anzusprechen sind. Auf der Brust fanden sich zwei typengleiche Radnadeln, nach deren Entfernung kam eine sonst eher ungewöhnliche dritte Nadel, eine sog. Hakennadel, zum Vorschein. An der rechten Hand lagen noch Fragmente einer Fingerspirale.
Die Beinbergen vom Typ Hagenau mit ihrer Verzierung aus parallelschraffierten Dreiecken zeigen enge Beziehungen zu den Gräbern des Hagenauer Waldes im Elsaß, wo sich Beinbergen dieser Art relativ oft finden. Die Armringe vom Typ Haitz mit schrägem Leiterband treten ebenfalls gehäuft im Elsaß auf, während sie in Baden-Württemberg eher selten anzutreffen sind. Auch zum dritten Armreif und dem Armband aus Bronzeblech lassen sich gute Parallelen im Hagenauer Gebiet finden. Allein zu den beiden typengleichen Radnadeln vom Typ Hassenroth (Speichenschema B), gibt es dort kaum Vergleichsstücke. Vielmehr treten Radnadeln mit diesem Speichenschema vermehrt im südwestdeutschen Bereich mit einem deutlichen Schwerpunkt im südmainischen Hessen auf.
Allgemein lassen sich alle Beigaben der Stufe Bronzezeit C 2 zuweisen. Interessant ist in dieser Hinsicht vor allem, daß es sich bei dem Grab um die erste mittelbronzezeitliche Bestattung von Weingarten handelt, aus der Bronzeschmuck bekannt geworden ist. Alle weiteren Gräber waren fast ausschließlich mit Keramik ausgestattet, die größtenteils der Stufe D zuzuweisen ist. I.G.

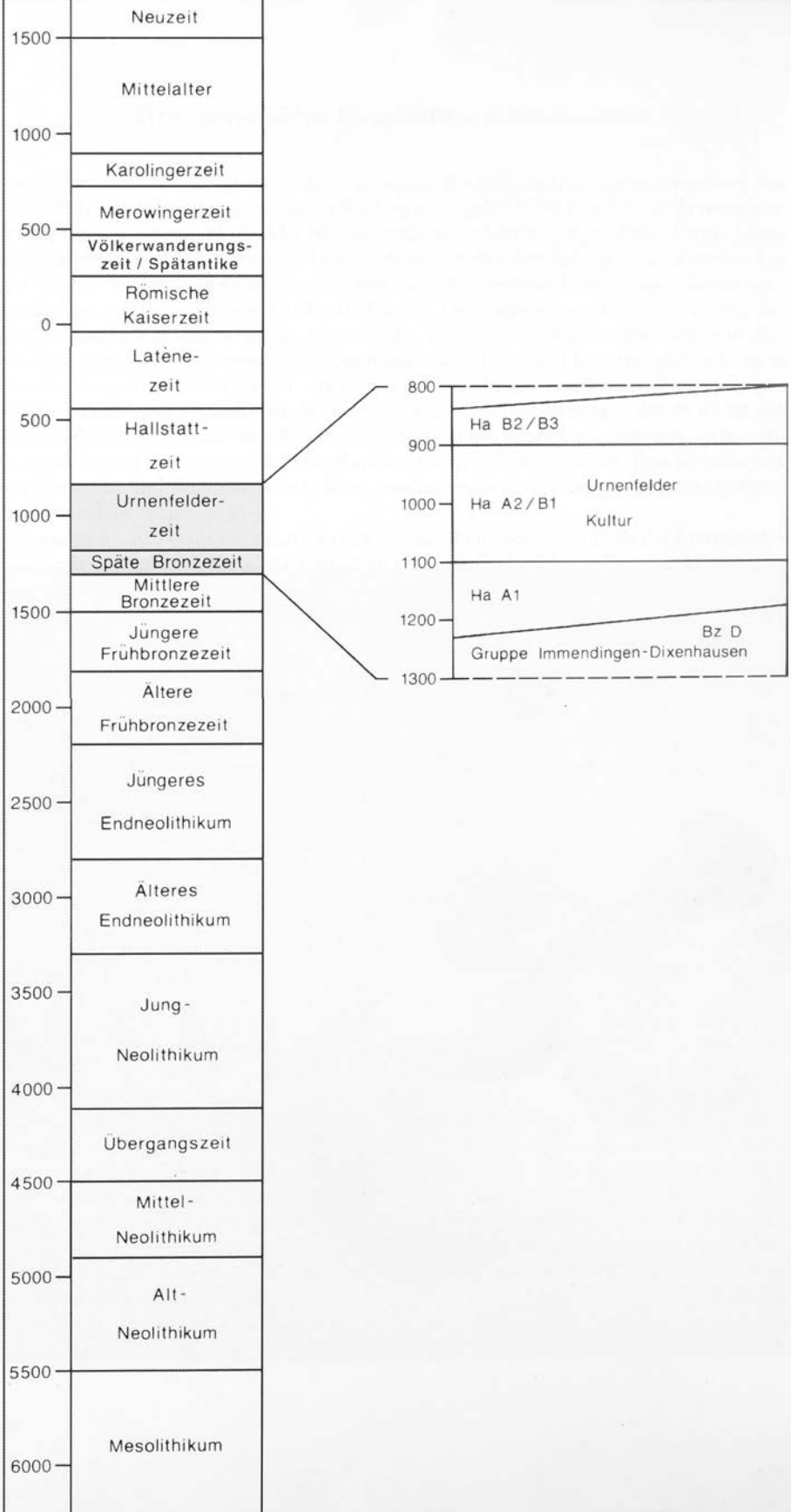
Bronzezeitliche Tongefäße – reich verziert

Das Gebiet des südlichen Oberrheins, vor allem die siedlungsgünstigen Lößgebiete des Kaiserstuhls und der rechtsrheinischen Vorbergzone, galt bis vor ungefähr 20 Jahren als in der Bronzezeit nahezu unbesiedelt. Mit den großen Flurbereinigungen der siebziger Jahre, dem verstärkten Einsatz des bis zu 0,80 m tief reichenden Rigolpfluges und extrem tief in den Boden eingreifenden Baumaßnahmen wie Winzerkellerbauten und Regenrückhaltebecken, ergab sich für die Denkmalpflege die Gelegenheit, vor allem die Bereiche der unteren Hanglagen und Bergfüße, wie auch die Talsohlen zu untersuchen. Gerade in diesen, von meterhohen Schwemmlößauflagen bedeckten Bereichen konnten zahlreiche neue mittelbronzezeitliche Fundstellen, insbesondere die bislang vermißten Siedlungen aufgedeckt werden. Diese Veränderung der bisher so einseitigen Quellenlage - Funde waren fast ausschließlich aus in Wald- und Weidegebieten gelegenen Grabhügeln bekannt - zeigt, daß die Bevölkerung dieser auch als "Hügelgräberbronzezeit" bezeichneten Epoche nicht nur von Viehzucht und Weidewirtschaft lebte, sondern auch die siedlungs- und anbaugünstigen Lößgebiete nutzte.

Interessant ist, daß – im Gegensatz zu den "klassischen" Fundprovinzen der Bronzezeit – die Quellengattung "Gräber" mit nur einem einzigen Gräberfeld und wenigen Einzelgräbern gegenüber den zahlreichen Siedlungsstellen am südlichen Oberrhein geradezu unterrepräsentiert erscheinen. In fünf Kreisgräben des Gräberfeldes von Jechtingen, Kr. Emmendingen, Gewann "Riedäcker", die wohl jeweils die äußere Begrenzung eines längst verschleiften Hügels bildeten, konnten insgesamt 19 Körpergräber aufgedeckt werden. Die Toten waren in gestreckter Rückenlage beigesetzt und mit Trachtbeigaben und Tongefäßen, die in der Regel zu Füßen der Toten standen, ausgestattet worden. Die häufigste Keramikbeigabe ist ein Tonkrug mit bauchigem Körper und hohem Trichterhals, der reich mit horizontalen Rillenmustern, strichgefüllten Dreiecken oder reichem Kerbschnittdekor, der charakteristischen Verzierungstechnik dieser Zeit, verziert ist. Seltener sind Amphoren als Grabbeigabe. Die Keramik ist sehr fein und dünnwandig gearbeitet und zum Teil glänzend poliert. Beliebteste Bronzebeigabe ist der in verschiedenen Varianten vorliegende Armring, während eine der Leitformen der Hügelgräberbronzezeit, die Nadel, nur vereinzelt vorkommt.

Überaus reichhaltiges Keramikmaterial lieferten vor allem die großen neu entdeckten Siedlungen von Bischoffingen, Ihringen und Riegel. Charakteristische Formen sind Schalen und Tassen mit fast senkrechter Wandung, deren horizontale Rillenbänderverzierung am Henkelansatz zusammenläuft. Auch die aus dem Ton ausgeschnittene Kerbschnittverzierung ist hier häufig und in reichen Variationen zu finden. Krüge und Amphoren werden mit Horizontalrillen, Dreiecken, Winkeln und Zickzacklinien, umrillten und umrieften Buckeln, Leiterbandmustern und flächigem senkrechtem Rillenmuster verziert. Die meisten Verzierungen waren einstmals mit weißer oder farbiger Paste ausgefüllt (Inkrustation). Eines der schönsten Beispiele für die reiche Kerbschnittverzierung ist ein großes doppelkonisches, vollständig erhaltenes Gefäß mit zylinderförmigem Rand (ganz rechts) aus einer Grube der Siedlung von Bischoffingen. Die Verzierung bedeckt nur etwa 2/3 der Gefäßoberfläche, das Gefäß hat also gewissermaßen eine Schauseite.

Die bronzezeitlichen Siedlungen des südlichen Oberrheintals ergänzen so nicht nur in hervorragender Weise das bislang nur aus Gräbern bekannte Formenspektrum des Fundmaterials, sie führen auch zu einer Korrektur des Verbreitungs- und Wirtschaftsbildes dieser vorgeschichtlichen Epoche. B.G.-D.


Neuzeit
1500
Mittelalter
1000
Karolingerzeit
Merowingerzeit
500
Völkerwanderungs-
zeit / Spätantike
Römische
Kaiserzeit
0
Latène-
zeit
500
Hallstatt-
zeit
Urnenfelder-
zeit
1000
Späte Bronzezeit
Mittlere
Bronzezeit
1500
Jüngere
Frühbronzezeit
Ältere
Frühbronzezeit
2000
Jüngeres
Endneolithikum
2500
Älteres
Endneolithikum
3000
Jung-
Neolithikum
3500
4000
Übergangszeit
4500
Mittel-
Neolithikum
5000
Alt-
Neolithikum
5500
Mesolithikum
6000
800
Ha B2/B3
900
Urnenfelder
Kultur
Ha A2/B1
1000
1100
Ha A1
1200
Bz D
Gruppe Immendingen-Dixenhausen
1300

Urnenfelderzeit

Die Urnenfelderzeit wird eingeleitet durch eine Kulturphase (Bz. D), in der bronzezeitliche Tradition mit neuen Elementen gemischt erscheint. Neu sind das sog. Rixheim-Schwert, Peschiera-Dolch, einschneidiges Messer, Rasiermesser; in der Tracht Mohnkopfnadel und Fibel. Die Keramik vereinigt Kerbschnittverzierung der Bronzezeit mit kantigem Profil und Buckeln der eigentlichen Urnenfelderkeramik. Neben Körper- tritt Brandbestattung, allerdings noch ohne Urne. Die Zentren liegen randlich zu denen der Hügelgräberkultur; auffällig viele Gräber sind reich (u.a. mit Wagen) ausgestattet.

Die charakteristische und namengebende Grabform der Urnenfelderkultur ist das Urnengrab. Die Toten wurden auf Scheiterhaufen verbrannt, der Leichenbrand ausgelesen, mit den Keramik- und Bronzebeigaben in einer Urne gesammelt und in einer Grube beigesetzt. Die in den letzten dreißig Jahren aufgedeckten zahlreichen Fundstellen, in erster Linie Siedlungen, ermöglichen uns heute, ein sehr differenziertes Bild dieser Kultur zu zeichnen. Mit Hilfe des reichen Fundmaterials, insbesondere der Formen und Verzierungen der Tonware, können zwei regionale Gruppen dieser Kultur, die "untermainisch-schwäbische" und die "rheinisch-schweizerische" Gruppe, die im südlichen Oberrheintal auch eine zeitliche Abfolge widerspiegeln, beschrieben werden. Insgesamt läßt sich die Urnenfelderkultur in drei aufeinanderfolgende Zeitstufen einteilen.

Mit noch recht wenigen Fundstellen, darunter einigen sehr reich mit Bronze- und Keramikbeigaben ausgestatteten Grabfunden, ist bisher die frühe Urnenfelderkultur vertreten. Siedlungsplätze dieser Stufe sind noch recht selten. Der Bestattungsritus ist sehr uneinheitlich, neben Körperbestattungen gibt es den in einer Grabgrube ausgestreuten Leichenbrand (Brandgrubengrab), aber auch die Bestattung in einer Urne. Die Keramik der untermainisch-schwäbischen Gruppe (Zylinderhalsgefäße, Knickwandschalen) und Bronzen des Binninger Horizontes (Nadel mit kugeligem Kopf und mehreren Schaftrippen) kennzeichnen das Fundmaterial dieses Zeitabschnitts vom nördlichen Oberrheintal bis zum westlichen Bodenseeraum.

Mit dem Beginn der "klassischen" Phase der Urnenfelderkultur nimmt die Fundstellendichte deutlich zu, man kann fast von einer flächendeckenden Besiedlung der Oberrheinebene und der Vorbergzone sprechen. Einheitlich wird nun die Urnenbestattung ausgeübt, die Friedhöfe umfassen aber nur wenige Gräber.

Neben kleinen weiler- oder gehöftartigen Ansiedlungen gab es große, zentrale Siedlungen wie Burkheim, Breisach oder Unteruhldingen am Bodensee. Deutlich läßt sich jetzt die Trennung in die beiden Regionalgruppen nachvollziehen. Charakteristisch für die rheinisch-schweizerische Gruppe des südlichen Oberrheintals sind reich mit geometrischen Mustern verzierte Gefäße - neue Gefäßform ist der Schulterbecher - sowie die erstmals erscheinende Kammstrichverzierung. In der im nördlichen Oberrheintal beheimateten untermainisch-schwäbischen Gruppe werden weiterhin Riefen-und Rillenverzierung, oft in Girlandenform, bevorzugt. Die hervorragende Qualität der Tonware, die starke Normierung der einzelnen Gefäßformen und die außerordentlich großen Keramikmengen sprechen für eine gewerbemäßig betriebene Herstellung der Keramik in regelrechten Manufakturen. Die große Produktivität in der Metallverarbeitung spiegeln die zahlreichen Bronzefunde aus den Seeufersiedlungen. In der Schlußphase der urnenfelderzeitlichen Entwicklung wird der Bestattungsritus wieder vielfältiger, über dem Brandgrab wird oft ein Hügel aufgeschüttet. Die reiche geometrische Ritzverzierung der Keramik wird von Bemalung mit roter Farbe und Graphit abgelöst. Verzierungen und Formen der Keramik, aber auch die Bestattungssitten weisen schon deutlich auf die Charakteristika der nachfolgenden Hallstattzeit hin.

B.G.-D.

Geschirr fürs Jenseits

In der Urnenfelderzeit lebten die Menschen in der Regel in kleinen Siedlungseinheiten, in Einzelhöfen oder Weilern. Größere Siedlungen sind vor allem im Bereich der Seeuferrandsiedlungen des Bodensees beobachtet worden. Über deren Gräberfelder sind wir jedoch nur unzureichend unterrichtet. Gleiches gilt für befestigte Höhensiedlungen, wie z.B. die auf dem Burgberg bei Burkheim, auch hier sind die zugehörigen Gräber bisher nicht bekannt. Wesentlich besser sind die Gräberfelder kleinerer Siedlungen erforscht.

So konnten 1979 bei Erweiterung des Winzerkellers in Königschaffhausen Reste eines Hofes oder Weilers beobachtet werden. In der Nähe wurden 5 Bestattungen eines offensichtlich zu dieser Siedlung gehörigen Gräberfeldes ausgegraben. Es handelt sich um die für die Urnenfelderkultur typischen Brandbestattungen. Die Toten wurden auf einem Scheiterhaufen verbrannt, die Leichenbrandreste ausgelesen und dann in einer Urne niedergelegt. Zahlreiche Gefäße, in denen sicher ursprünglich Speisebeigaben deponiert waren, kamen zusätzlich mit ins Grab.

Wie bei dem hier abgebildeten Grabfund wurden die Beigefäße oft innerhalb einer sehr großen Urne auf die verbrannten Knochen gestellt, welche nur den Bodenteil der Urne füllten. Es handelt sich häufig um regelrechte Geschirrsätze, die man modern ausgedrückt als Bestandteile eines Services bezeichnen könnte. Serien von Tellern oder Schalen, von denen nur jeweils eine Verzierungen aufweist, kommen vor. Dazu gehören auch Tassen, Becher, Krüge, Schüsseln und größere Gefäße. Die gesamte Keramik ist sehr sorgfältig auf der langsam drehenden Töpferscheibe hergestellt. Durch die dunkle, z.T. schwarze und gut polierte Oberfläche, den bei den meisten Gefäßen klar abgesetzten schrägen Rand, sowie durch die straffe Formgebung erwecken sie den Eindruck, Metallgefäße zu imitieren.

Die kleine Grabgruppe von Königschaffhausen repräsentiert mit ihrer Keramik in besonders eindrucksvoller Weise den typischen Stil der sog. rheinisch-schweizerischen Gruppe der Urnenfelderkultur. V.N.

Ein früher Zentralort am Kaiserstuhl

Am Westrand des Kaiserstuhls erhebt sich nahe der Ortschaft Burkheim knapp 80 m über der Rheinaue die markante Kuppe des Burgbergs. Auf diesem nur von Norden her leicht zugänglichen Bergplateau bestand während des 11. - 8. Jh. v.Chr. eine der größten und fundreichsten Siedlungen der Urnenfelderkultur Südwestdeutschlands.

Bei Ausgrabungen in der seit 1916 bekannten Siedlung fanden sich Spuren der Vorrats- und Abfallgruben, die wohl im Innern der Häuser entlang der Wände angelegt waren. Ihre auffällige Anordnung in Südwest-Nordost-Richtung spricht für eine planmäßige, genau durchdachte Anlage der Siedlung. Reste verbrannten Lehmverputzes (Hüttenlehm) weisen auf eine Mischbauweise der Häuser aus Blockbau (Unterbau) und mit Lehm verputztem Rutenflechtwerk (aufgehende Wände) hin. Die wohl reihenhausartig angelegten, langen Blockhauszeilen waren mit ihrer Schmalseite nach Südwesten zur Hauptwindrichtung hin ausgerichtet.

Während der vier Grabungskampagnen wurde aus über 700 Gruben überaus reichhaltiges Fundmaterial geborgen. Rote Brandschuttschichten mit verbrannten Hüttenlehmstücken und zahlreichen nicht mehr brauchbaren Haushaltsgegenständen in den Gruben weisen auf einen Brand hin, der die ältere, noch im 11. Jh. v.Chr. angelegte Siedlung vollständig vernichtet hat. Auf der planierten Plateaufläche wurde danach eine neue Siedlung errichtet.

Die zahlenmäßig größte und wichtigste Fundgattung stellen die Tongefäße dar. Bis heute liegen Reste von ca. 15.000 - 20.000 Gefäßen vor. Charakteristisch für die ältere Siedlung sind Gefäße mit kantig profiliertem Körper (Zylinderhalsgefäße, Schulterbecher, Schrägrandgefäße) und einfache konische, im Innern gegliederte Schalen. Die glänzend polierte Oberfläche ist reich mit eingeritzten geometrischen Motiven wie Zickzacklinien, Halbkreisen, Dreiecken, Winkeln oder Strichbündelgruppen verziert. Die bauchigen, weich gerundeten Keramikformen der jüngeren Siedlung haben einen hohen Trichterrand und sind mit roter Farbe und Graphit bemalt.

Gußformen aus Stein und Schmelztiegel belegen das Bronzegießerhandwerk an Ort und Stelle. Die Textilherstellung ist durch Funde von Webgewichten, Spinnwirteln und Tonspulen belegt. Schmuck wurde aus Bronze, Glas und Eberzähnen gefertigt. Trensenknebel aus Tierknochen oder Geweih gehören zum Pferdezaumzeug.

Bruchstücke von "Feuerböcken" oder "Mondidolen" aus Ton, die wohl in den Bereich von Kult und Religion gehören, wurden in fast jeder Grube der Burkheimer Siedlung gefunden.

Die Tierknochenfunde aus den Gruben weisen das Rind als Hauptlieferanten für Milch und Fleisch aus, gefolgt von Schaf und Ziege. Wildtiere wie Reh, Hirsch und Wildschwein ergänzten den Speisezettel, die nahe Lage am Rhein spricht für Fischfang. Die Reste von Getreidekörnern, Spreu und Unkrautsamen zeigen, daß Hirse die bevorzugte Anbau- und Nahrungspflanze war, die klassischen Nahrungsprodukte also der Fladen und der Hirsebrei waren.

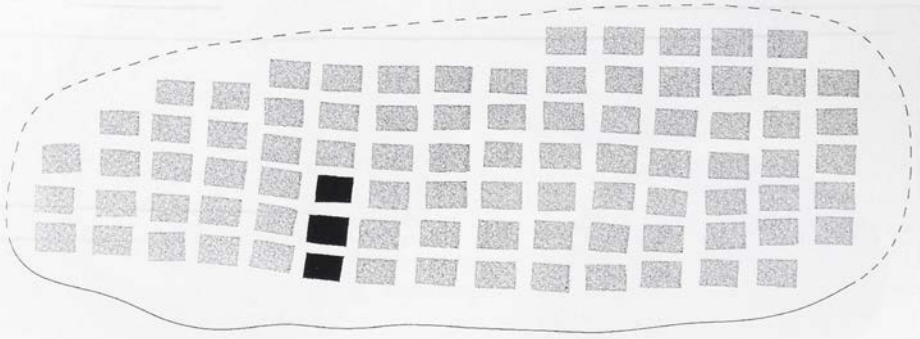
Die Siedlung auf dem Burgberg, deren Ernährungsgrundlagen auf Ackerbau und Viehzucht beruhte, gehört mit ihren Wirtschaftszweigen Töpferei und Metallverarbeitung zu den bedeutendsten Siedlungen der Urnenfelderzeit im südwestdeutschen Raum. Sie war zweifellos eines der wirtschaftlichen, politischen und sozialen, vielleicht auch religiösen Zentren des urnenfelderzeitlichen Siedlungsverbandes am Oberrhein. B.G.-D.

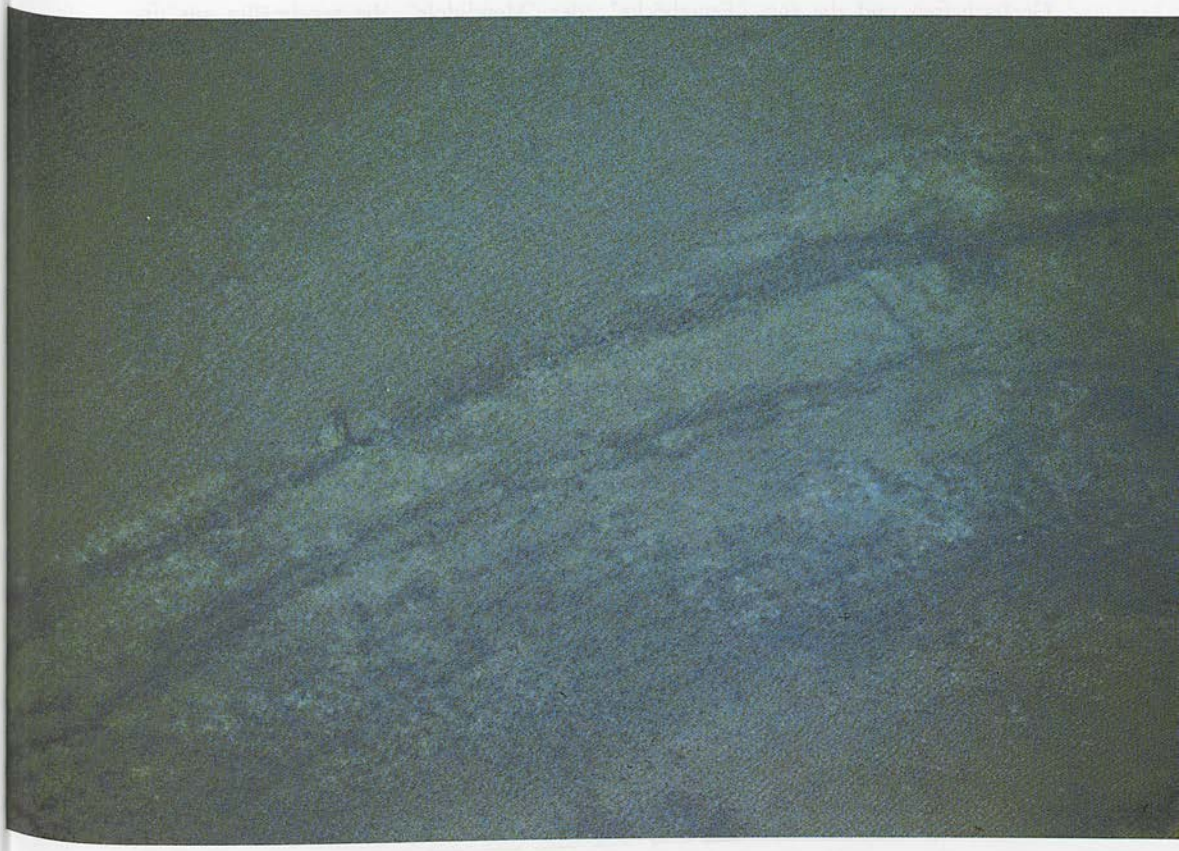
Pfähle im Wasser – Dörfer am See

Der 1864 von Xaver Ullersberger aus Überlingen entdeckte „Pfahlbau" Unteruhldingen-Stollenwiesen war im Zeitraum von 1982–1989 Gegenstand einer Tauchuntersuchung des Projektes Pfahlbauarchäologie des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. Unterwasserarbeiten in langen Schnitten am Seegrund, in denen Pfahlproben entnommen wurden, und Luftbildflüge bei klarer Sicht führten nach einem komplizierten Entzerrungsverfahren von 25 Einzelaufnahmen schließlich zu einem Pfahlfeldplan.

Aus dem 220x80 m großen Feld konnten mit Hilfe der Dendrochonologie drei übereinandergebaute Dörfer der Urnenfelderzeit (975–954 v. Chr.; 930–917 v. Chr.; 863–850 v. Chr.) von unterschiedlicher Größe herausgelöst werden. Das erste Dorf (200x70 m) erstreckte sich über das gesamte Pfahlfeld und wurde durch die äußerste Palisade, die seeseitig (West) aufgrund moderner Erosion deutlich zu erkennen ist, begrenzt. Diese Anlage bot nach Berechnungen auf der Grundlage erfaßter Hausgrundrisse in ihrer größten Ausdehnung Raum für etwa 85 Häuser, die uferparallel und zeilenförmig angeordnet waren (Abb. unten). Das zweite, nur noch 80x80 m große Dorf lag im Süden und wurde, soweit dies ermittelt werden konnte, von Palisadenreihe II und V abgeschlossen. Das dritte Dorf (170x70 m) erreichte dann fast wieder die Ausmaße des ersten Dorfes und wurde von den Palisadenreihen I, III und IV an der Seeseite begrenzt.

In der urnenfelderzeitlichen Ufersiedlung von Unteruhldingen sind nach heutigem Kenntnisstand 850 v. Chr. die letzten Pfähle, und zwar die Palisadenreihe III, eingeschlagen worden. Dieses Datum ist zugleich das jüngste aus den urgeschichtlichen Pfahlbausiedlungen des Bodensees. G.Sch.





„Mondidole" – Kultgeräte für Haus und Hof

Keramikbruchstücke gehören zu den Funden aus ur- und frühgeschichtlichen Siedlungen, die fast unvergänglich auch als kleine Fragmente nicht nur Hinweise auf die zeitliche Einordnung geben können, sondern außerdem auch das Haushaltsgeschirr zu rekonstruieren erlauben. Nicht selten sind aber unter den Fragmenten Bruchstücke von Gegenständen aus Ton, die sich zwar zu einem Ganzen vervollständigen lassen, aber dann trotzdem noch nichts über ihre ehemalige Funktion aussagen. Zu diesen Gegenständen gehören technische Gerätschaften und die sog. "Feuerböcke" oder "Mondidole", die regelmäßig aus urnenfelderzeitlichen Siedlungen bekannt geworden sind. Die Bezeichnungen drücken ungefähr aus, welchen Deutungen man heute den Vorzug gibt; entweder haben wir es mit einem häuslichen Gerät oder aber mit einem Kultgegenstand zu tun.

Ein Prachtexemplar ist 1971 bei Bötzingen, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald, gefunden worden. Die sorgfältig geformte tönerne Mondsichel steht auf drei runden Füßen und ist mit vielfältigen Verzierungen versehen. Der Gegenstand ist immerhin 37 cm breit und an den seitlichen Spitzen 17,5 cm hoch. Die Oberfläche ist braun glänzend, gut geglättet und auf einer Seite mit einem eingeritzten Mäander und einer Reihe schraffierter Dreiecke verziert. Dazwischen verläuft eine plastische Leiste, die durch Kerben gegliedert ist. Die Verzierungen waren ursprünglich weiß inkrustiert, die umlaufenden Rillen an den Füßen mit Zinnfäden ausgelegt. Zu beachten ist, daß nur eine Seite verziert worden ist, daß somit eine Schauseite angestrebt war. Die Verzierungsmotive kehren auf der allgemeinen Gefäßkeramik wieder. Derartige Mondidole werden in Siedlungen der Urnenfelderzeit sehr häufig, aber in jedem Anwesen zumeist als Einzelstück gefunden. W. Kimmig konnte z.B. für die Wasserburg Buchau immerhin die Fragmente von mehr als zwei Dutzend Exemplaren katalogisieren. Die Mondidole sind von den gleichen Töpferinnen hergestellt und verziert worden wie die Haushaltskeramik, so daß ihnen eine allgemeine und vergleichsweise normale Funktion in jedem Haushalt zugesprochen werden kann. Sie eignen sich einzeln nicht als Feuerbock, wie oftmals vorgeschlagen; aber auch der Beweis für Kultidol steht noch aus. Man könnte ebenso von Kopf- oder Nackenstützen, also von einem häuslichen Möbel sprechen. Jedenfalls gehören derartige Gerätschaften zum allgemeinen Inventar der damaligen Haushalte in ganz Mitteleuropa von Dänemark bis in die Schweiz, über die Grenzen der Urnenfelderkultur hinaus. Die einzelnen Ausführungen sind mannigfaltig, doch die Grundform der Mondsichel kehrt immer wieder.

Manchmal enden die Spitzen der Sichel in Tier- oder Vogelköpfen. Die Füsse sind als Standflächen meist massiv mit dem Sichelkörper verbunden, die drei runden hohlen Füße des Exemplars von Bötzingen sind eine Besonderheit. Die waagerecht liegende Sichel erinnert auch an eine Schiffsdarstellung, und im Rahmen des Symbolguts der Urnenfelderzeit spielt das Schiff (als sog. Vogel-Sonnen-Barke) eine beachtliche Rolle, so daß die Tonidole als Kultgegenstand im Rahmen häuslicher Götterverehrung ihre Aufgabe gehabt haben werden; standen sie bisweilen in der Nähe des Herdes, dann könnten Schmauch- und Feuerspuren an die Idole gekommen sein, ohne daß sie aber etwas mit dem Feuer selbst zu tun zu haben brauchen. Auffällig ist zudem, daß die "Feuerböcke" immer zerbrochen in Gruben bei den Hausstellen gefunden werden. Vielleicht waren sie mit einer Handlung verbunden, an deren Ende die Zerstörung des Idols stand. H.St.

Schmuckbesatz auf Stoff und Leder

In Grab 166 der Gräberfelder von Singen, das durch seine Form (mannslange Grube mit dem vermischten Leichenbrand einer Frau und eines Mannes ausgestreut an einem Grubenende) von den üblichen Urnengräbern absticht, wurden neben 45 Tongefäßen und verbrannten Schweine- und Rinderknochen auch eine Bronzenadel sowie Reste von zwei Bronzephaleren gefunden.

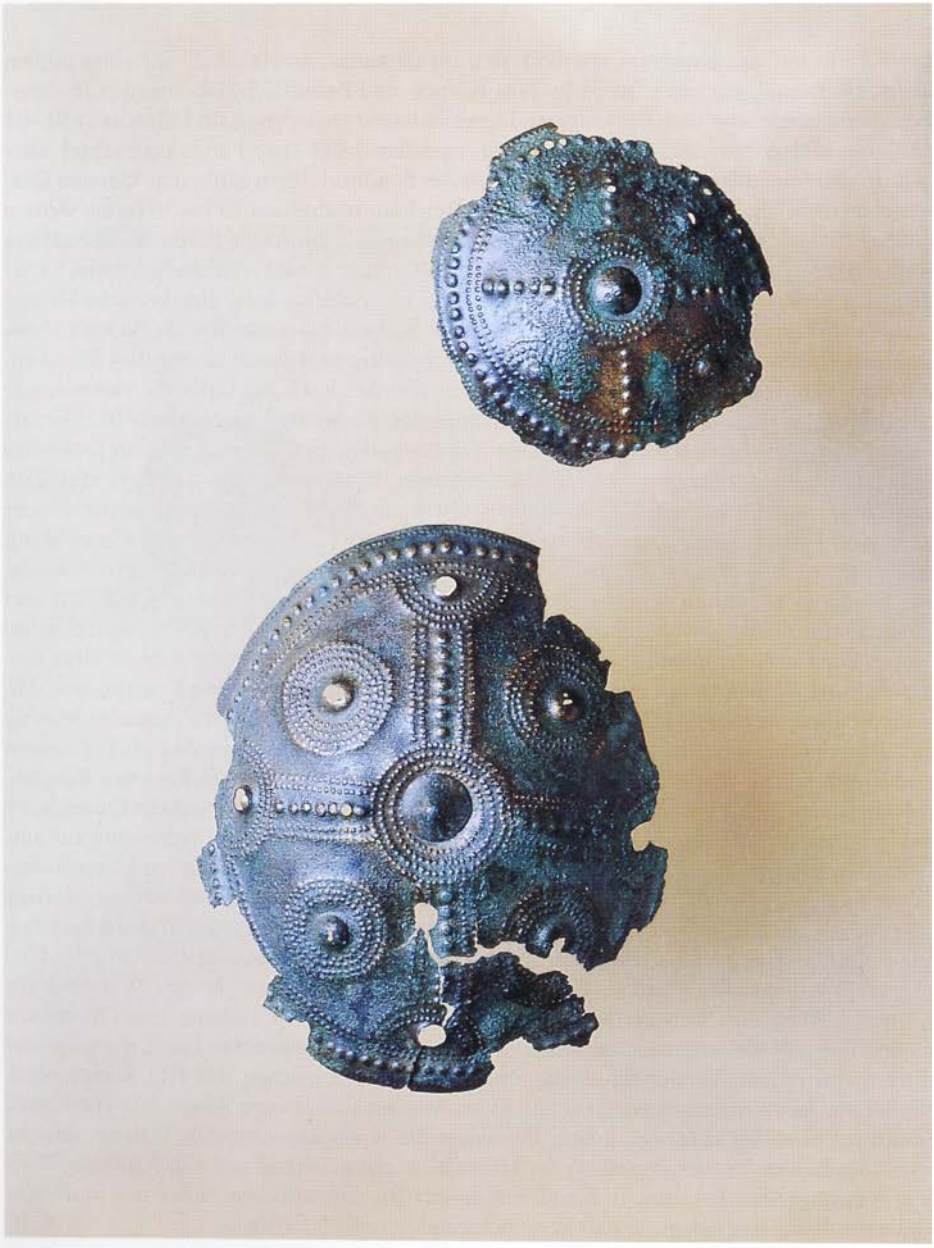
Das Grab gehört zu den am reichsten mit Keramikbeigaben ausgestatteten urnenfelderzeitlichen Gräbern der Singener Nordstadt. Aber nicht nur die Zahl und die Qualität der Grabkeramik heben das Grab weit über den Standard der Singener Gräber dieser Zeit hinaus. Bei dem sonst fast völligen Fehlen von Metallbeigaben stärken die Phaleren und die Nadel den Eindruck, daß wir es bei den beiden Toten des Grabes mit überdurchschnittlich reichen oder angesehenen Menschen zu tun haben. Nur ganz wenige der vielen urnenfelderzeitlichen Gräber Singens sind ähnlich reich ausgestattet wie Grab 166. Das heißt, auch in Singen ist der allgemein in der Urnenfelderzeit sich verstärkende Trend zur Herausbildung einer reicheren und mächtigeren Oberschicht dokumentiert, die in der Hallstattzeit in den keltischen „Fürsten" einen ersten Höhepunkt erlebte.

Die Formen und Verzierungen der Tongefäße und die Bronzenadel datieren das Grab in die mittlere Urnenfelderzeit (Ha B 1). Die beiden erhaltenen Bronzephaleren ähneln sich in der Form, der Verzierung und in der Art, wie sie auf einer Unterlage befestigt wurden, so sehr, daß man für beide Stücke trotz des unterschiedlichen Durchmessers von 6,6 und 9,6 cm die gleiche Schmiedewerkstatt vermuten darf. In den beiden kalottenförmigen Schalen aus dünnem Bronzeblech ist von innen her ein Kreuz– und Kreismuster aus kleineren und größeren Punkten und Buckeln getrieben, das auf der kleineren Scheibe wegen der kleineren Fläche etwas einfacher ausfiel als auf der großen Scheibe. Beide Phaleren sind in der Mitte leicht eingedellt, und bei beiden steckt in der Lochung der Delle noch der vierkantige Bronzestift mit kegelförmigem Kopf, mit dem die Phaleren auf der Unterlage befestigt waren. Beide Stifte sind im unteren Teil abgebrochen; aber nach einer älteren Zeichnung war der Stift zumindest der kleineren Scheibe am unteren Ende gespalten, und die beiden Enden in Höhe des Phalerenrandes in entgegengesetzter Richtung umgebogen.

Neben den „schlichtrandigen" Phaleren gibt es die „Krempenphaleren", deren „Krempe" des öfteren Befestigungslöcher trägt. Parallelen zu den Singener Phaleren zu finden, fällt bei der insgesamt nicht großen Zahl und weiten Verbreitung schwer. Gepunzte Kreuz- und Kreismuster tragen Phaleren mit zentralem Befestigungsstift aus Gräbern von Pfatten/Vadena; auch Phaleren aus Schweizer Ufersiedlungen zeigen Ähnlichkeiten, haben aber meist andere Punzmuster. Angesichts der großen Variabilität und geringen Zahl feinchronologisch fixierbarer Stücke scheint es müßig, den beschriebenen Unterschieden größere Bedeutung für eine Typeneinteilung zuzumessen.

Bleibt die Frage nach der Funktion der Phaleren. Auch hier ist man sich nicht einig. Zur Diskussion stehen: Verwendung als Schildbuckel, Zierelement von Ledergürteln, Lederhelmen oder Lederpanzern sowie Trachtzubehör. Es lassen sich weitere Verwendungsmöglichkeiten denken. Ob man aus der Verwendung von Bronzescheiben zur Verzierung von Pferdegeschirr der frühen Hallstattzeit (Ha C) eine ähnliche Verwendung schon in der Urnenfelderzeit ableiten darf, ist fraglich. Etwas mehr Gewicht hat die Deutung als Schmuck von Kleidung, wenn man die in der Hügelgräberbronzezeit nachweisbare Verwendung als Besatzstücke für Kleidung berücksichtigt, und eine Tradierung dieser Trachtsitte bis in die mittlere Urnenfelderzeit für möglich hält. Bei urnenfelderzeitlichen Phaleren mit mehrfach durchbohrtem Rand wäre eine Befestigung auf einer Stoffunterlage denkbar.

J.A.



Bronzeschmuck – selten in Gräbern der Urnenfelderkultur

Etwa 2 km nw von Ilvesheim erstreckt sich im Gewann „Atzelbuckel" auf einer großen überschwemmungssicheren Sanddüne eine Körper- und Brandflachgräbernekropole, deren Bestattungen mehrheitlich der jüngeren Urnenfelderzeit zuzuweisen sind. Bereits 1891–94 erfolgten hier systematische Ausgrabungen, nachdem 1882 erste Funde beobachtet wurden. In den folgenden Jahren verdichtete sich das Fundbild durch zahlreiche kleinere Grabungen erheblich. Insbesondere anläßlich des Reichsautobahnbaus 1934–36 traten weitere Gräber – vorwiegend Urnenflachbrandgräber – zutage, als zahlreiche Flugsanddünen abgetragen werden mußten. Bis in die jüngste Zeit sind immer wieder Neufunde gemeldet worden, so auch im Februar 1989, als am Nordhang des „Atzelbuckels" eine typische Urnenbrandbestattung angeschnitten wurde. Das Grab bestand aus einem frei im Boden stehenden, mit einer Schale abgedeckten Leichenbrandbehälter und darauf abgelegten Beigaben. Art und Verzierung der keramischen Beigaben kennzeichnen das Grab als Vertreter der „östlichen" untermainisch-schwäbischen Gruppe der (jüngeren) Urnenfelderkultur: Kegelhalsurne mit Horizontalriefenverzierung auf der Schulter, eine unverzierte, flau profilierte Knickwandschale, Fragmente von mindestens zwei doppelkonischen Schrägrandgefäßen mit länglichen Einstichen bzw. Horizontalrillen, sowie zehn unverzierte konische oder gewölbte Schalen. Diese Zusammensetzung ergibt einen Geschirrsatz zur Aufbewahrung der mitgegebenen Speisen. Gegenüber diesem für die sw-deutsche Urnenfelderzeit durchaus gängigen Keramikinventar zeigen die Bronzebeigaben des Grabes in Quantität und Qualität einen außergewöhnlichen, vom üblichen Ausstattungsritus abweichenden Befund: Neben einer feingerippten ovalen Perle aus graugrünem Glasfluß außerhalb der Urne fanden sich sieben Arm- und Fingerringe im Leichenbrand selbst; sie waren unverbrannt, d.h. nach der Einäscherung ins Grab gegeben worden und scheinen in dieser Zusammensetzung auf Frauengräber beschränkt zu sein. Einige Ringe tragen einseitige Abnutzungsspuren und sind somit nicht speziell als Grabbeigabe gefertigt. Unter den verschiedenen Ringformen befanden sich zwei unverzierte offene Armringe mit flachrhombischem Querschnitt neben einem spiralig gewundenen, bandförmigen Fingerring mit einer Verzierung aus umlaufenden Längsrillen auf der Schauseite. Ringe dieser Art sind im gesamten Urnenfelderbereich geläufig. Neben diesen relativ häufigen Formen fanden sich fünf weitere, weitaus seltenere Ringe, die der Gruppe der "Blechbandfingerringe" zuzuordnen sind. Sie bestehen aus einem kräftigen Bronzeband mit übereinandergreifenden Enden und einem schildförmig verbreiterten Mittelstück, dessen Schauseite Verzierungsträger ist. Während ein Exemplar einen mehrfach gerippten Schild aufweist, zeigen die anderen eine Gravur aus Längsrillen und Kreisaugen. Gegenüber den Ringen der erstgenannten Form, die aufgrund ihrer mehrrippigen Verzierung einem jüngerurnenfelderzeitlichen (Ha B1), vornehmlich im Westen konzentrierten Formenkreis zuzuschreiben sind, treten Ringe mit graviertem Schild zahlenmäßig deutlich zurück. Besonders das Kreisaugenmotiv ist bislang, obwohl zum allgemeinen Verzierungsschatz der Urnenfelderzeit gehörend und von Schmuck, Waffen, Arbeitsgeräten bekannt, in Kombination mit Blechbandringen bisher nur in diesem Grab von Ilvesheim belegt, so daß Vergleichsfunde gänzlich fehlen. R.B.

Raritäten der spätesten Bronzezeit aus dem Rhein bei Karlsruhe

Anfang 1988 erhielt das Landesdenkmalamt einen anonymen Telefonanruf, in einer Kiesgrube im Norden Karlsruhes sei eine vorgeschichtliche Bronzekette gefunden worden, die unter der Hand verkauft werden solle. Sofortige Nachforschungen ergaben, daß zwei Arbeiter Fundstücke aus dem Siebgut der Kiesgrube an sich genommen hatten. Unter Vermittlung des Firmeninhabers wurden ein Kettengehänge und ein in Bronze gefaßter Keilerhauer dem Landesdenkmalamt übergeben.

Die Fundumstände waren im einzelnen nicht mehr zu klären, jedoch ließ sich das Fundareal genau eingrenzen. Danach wurden die Gegenstände unterhalb des Prallhanges eines alten Rheinbettes gefunden. Sie gehören somit wohl zur Gruppe jener „Flußfunde", die absichtlich in Wasserläufen oder stehenden Gewässern „deponiert" wurden, also wahrscheinlich Opfergaben darstellen. Im vorliegenden Fall läßt sich nicht eindeutig entscheiden, ob die Deponierung im fließenden Strom oder in einem Altrheinarm vorgenommen wurde.

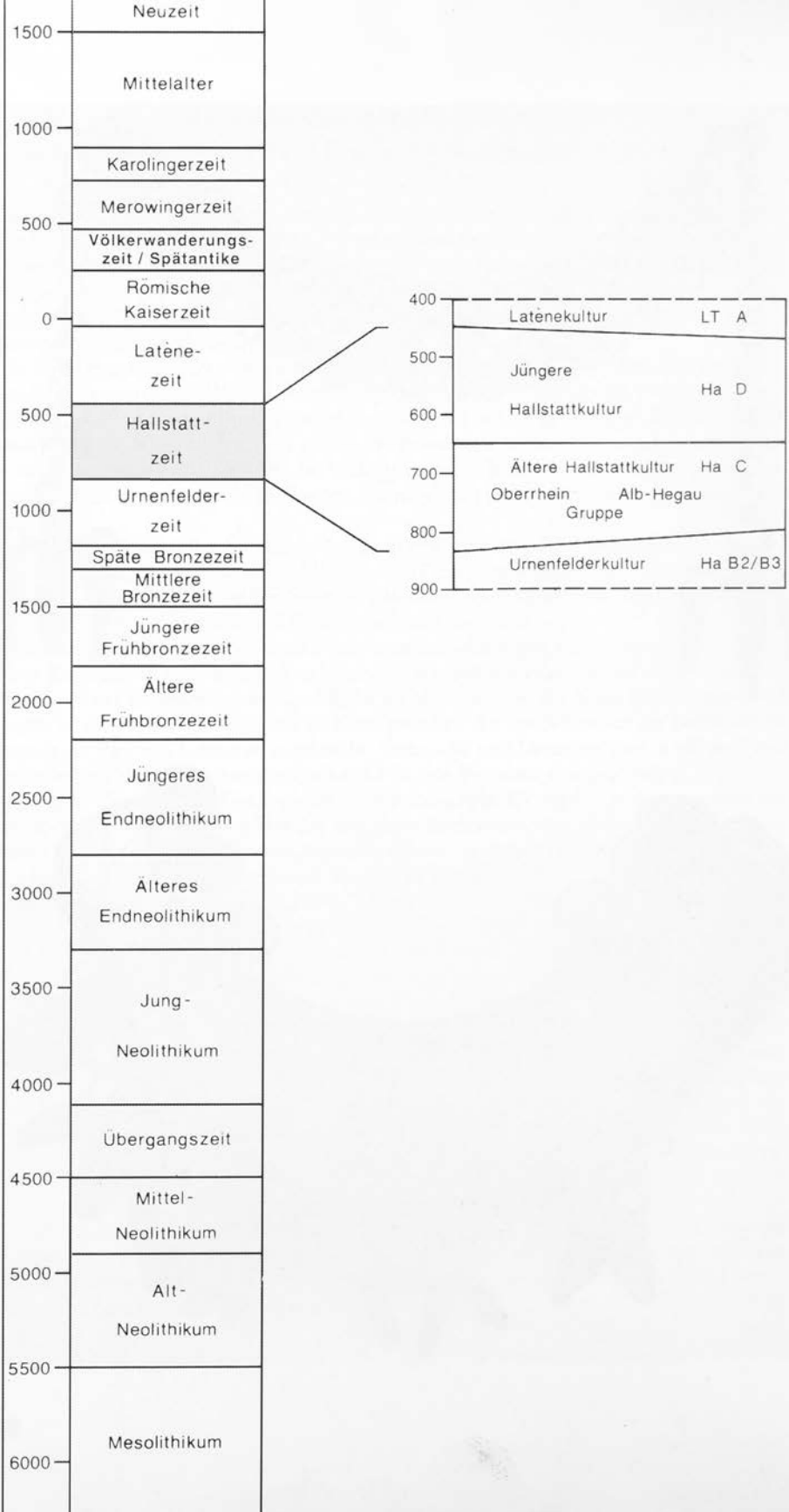
Beide Fundstücke stellen für Baden Raritäten ersten Ranges dar. Vergleichsstücke für das Kettengehänge gibt es je eines aus Südbaden und aus Nordwürttemberg. Eine direkte Parallele für die Fassung des Keilerhauers ist überhaupt nicht vorhanden. Lediglich in Frankreich sind wenige Exemplare aus Gräbern bekannt geworden.

Das bronzene Kettengehänge besteht aus zwei kreuzförmigen Endstücken an den Enden einer Kette aus 46 Gliedern, welche unter sich mit zusammengebogenen Ösen verbunden sind, und drei Reihen weiterer Glieder, die im Mittelteil von der Kette herabhängen. Von diesen ist die obere Reihe ebenfalls als Kette gestaltet. An den Seitenösen der Endstücke ist jeweils ein Paar von Lanzetten angebracht. Endstücke und Lanzetten sind in offener Form gegossen; auf der Vorderseite der Endstücke ist eine Verzierung eingeschlagen.

Die exakte Tragweise des Gehänges ist nicht zu ermitteln. Geringfügige Abnutzungen lassen aber erkennen, daß die Spitze der Endstücke nach unten wies. Auch beim Keilerhauer lassen sich darüber keine sicheren Aussagen machen, doch war nach der Gesamtgestaltung die konvexe Seite wohl die Unterseite. Die Stücke aus französischen Gräbern deuten auf eine Trageweise zwischen Brust und Hüfte. Obwohl der am besten beobachtete Befund aus einem Frauengrab stammt, könnten auch Männer als Träger in Frage kommen.

Der Keilerhauer von knapp 20 cm Länge ist am breiten Ende von einer Manschette aus Bronzeblech eingehüllt und in seiner ganzen Länge mit einem Rahmenwerk aus kräftigen Bronzedrähten eingefaßt, die ihrerseits mit feinen Bronzedrähten umhüllt und miteinander verbunden sind. An der Oberseite laufen die Rahmendrähte an beiden Enden des Hauers in je drei Spiralen aus, an der Unterseite in eine, die zum übrigen Rahmenwerk quergestellt ist. An der Unterseite sind mittels bandförmiger Bronzeschlaufen zweizipflige Anhänger aus Bronzeblech befestigt. Starke Abnutzungsspuren der Anhänger und der Drahtösen lassen auf lange Tragezeit schließen. Der Körper des Hauers war völlig mit Dreiergruppen von feinen Bronzedrähten überzogen, die offenbar erst beim Ausbaggern abbrachen, deren Spuren auf der Zahnoberfläche aber die einstige Anordnung noch deutlich erkennen lassen.

Die Zeitstellung der Funde ist nicht eindeutig auszumachen. Während die französischen Keilerhauer auf die jüngere Hügelgräberbronzezeit hindeuten, lassen stilistische Merkmale des Kettengehänges eher an die Urnenfelderzeit denken. Dennoch wird man beide Gegenstände im Zusammenhang sehen müssen. R.-H. B.


Neuzeit
1500
Mittelalter
1000
Karolingerzeit
Merowingerzeit
500
Völkerwanderungs-
zeit / Spätantike
Römische
Kaiserzeit
0
Latène-
zeit
500
Hallstatt-
zeit
1000
Urnenfelder-
zeit
Späte Bronzezeit
Mittlere
Bronzezeit
1500
Jüngere
Frühbronzezeit
Ältere
Frühbronzezeit
2000
Jüngeres
Endneolithikum
2500
Älteres
Endneolithikum
3000
Jung-
Neolithikum
3500
4000
Übergangszeit
4500
Mittel-
Neolithikum
5000
Alt-
Neolithikum
5500
Mesolithikum
6000
400
Latènekultur
LT A
500
Jüngere
Hallstattkultur
Ha D
600
700
Ältere Hallstattkultur
Ha C
Oberrhein
Alb-Hegau
Gruppe
800
Urnenfelderkultur
Ha B2/B3
900

Hallstattzeit

Während der Hallstattzeit (ab ca. 800 v.Chr.) ist Baden Teil des Verbreitungsraumes der Westgruppe der Hallstattkultur. Sie wurde aus der lokalen Urnenfelderkultur entwickelt, offenbar mit starkem Rückgriff auf Kulturelemente der Hügelgräberkultur, so in der Bestattungssitte (Brandbestattung unter Grabhügel) und in der Keramik (Kerbschnittverzierung). Neu ist das Eisen, das zu Waffen (Schwert, Lanzenspitze) und Geräten (Beil, Messer) verarbeitet wird. Die Eisengewinnung im Bereich der Lagerstätten macht die Bildung von Kulturschwerpunkten in diesen Räumen (z.B. Bohnerz Schwäb. Alb) verständlich. Eisenproduktion und - in Baden noch nicht nachgewiesen - Salzgewinnung waren zwei neue Wirtschaftsfaktoren, die eine soziale Differenzierung, ausgedrückt in erkennbaren Rangunterschieden (erhöhter Bestattungsaufwand, Schwertbeigabe), und Ansätze zur Bildung von Machtzentren ermöglichten. Als zusätzliche Komponente mag der Einfluß östlicher Reitervölker gewertet werden, der sich in der Übernahme von Wagen und Pferd in den Bestattungsbrauch fassen läßt. Inwieweit ein "Klimasturz" gewisse Standorte benachteiligte oder begünstigte, bleibt zu untersuchen; Ufersiedlungen wurden wegen stark gestiegenen Seespiegels endgültig aufgegeben.

Um 620 v.Chr. setzt innerhalb der Hallstattkultur ein Kulturwandel ein, der durch die Erstarkung der Machtzentren bestimmt zu sein scheint. "Fürstengräber" mit Statussymbolen (Wagen, Goldschmuck, Prunkdolch, einheimisches und importiertes Bronzegeschirr) liegen benachbart den "Herrensitzen" (relativ kleine Höhenfestungen). Sie gehörten den Ranghöchsten einer horizontal ("Herren", "Abhängige") und vertikal (Bauern, Handwerker, Händler) gegliederten Gesellschaft. Weitreichende Verbindungen der "Herren" ließen Importe aus den griechischen Kolonien (Bronzegeschirr, schwarzfigurige Keramik) zusammen mit Luxusgütern (Wein) in unseren Raum gelangen, der nach Berichten der antiken Handelspartner zur "Keltike" gehörte, also von Kelten bewohnt war. Offenbar nach dem Vorbild der "Fürsten" änderte sich das Erscheinungsbild der Gesamtkultur, da sich die "Abhängigen" in der materiellen Kultur (Hausgeräte, Keramik usw.) wie auch in der Bestattungssitte an den "Fürsten" orientierten. An die Stelle der Brandbestattung tritt die Körperbestattung, wobei Frauen der gesamte Schmuck (neu: Fibeln), Männern die Waffenrüstung (Lanzenspitze, Dolch) mitgegeben wurde, so daß Reichtums- und Rangabstufungen noch im Grab, wichtiger wohl bei der öffentlichen Aufbahrung, deutlich sichtbar werden. Man wählt für die Bestattung schon vorhandene Grabhügel der eigenen Kultur, sonst belegt man bronze- oder steinzeitliche. Nur wo Grabhügel überhaupt fehlen, werden solche neu angelegt und als Areal für Nachbestattungen benutzt. Von Siedlungen ist bisher wenig bekannt, es scheint Einzelhof- und Weilersiedlung vorzuherrschen. Neben den echten "Herrensitzen" gab es aber noch befestigte Höhensiedlungen, die z.T. auch Sitz der Handwerker gewesen sein dürften (Ihringen, Herstellung von Sapropelitschmuck).

In Baden bilden sich wieder Lokalgruppen heraus: Hegau und Baar gehören zusammen mit der Südabdachung des Schwarzwaldes zur Alb-Hegau-Gruppe, am südlichen Oberrhein entsteht in der älteren Phase eine nur schwach von der voraufgehenden Urnenfelderkultur abzuhebende Gruppe, die im jüngeren Abschnitt jedoch Sitz des Machtzentrums um Breisach (Münsterberg) wird; am mittleren Oberrhein scheint bisher die ältere Ha-Kultur zu fehlen, erst in der jüngeren Zeit entsteht beiderseits des Rheins ein starkes Zentrum. Der nördliche Oberrhein ist anscheinend zunächst Teil der hessischen Koberstadter Kultur, die in der jüngeren Zeit weitgehend assimiliert wird; im Taubergebiet schließlich findet sich eine eigenständige Gruppe, die mit dem Maingebiet, darüberhinaus vor allem mit der Oberpfalz in Verbindung steht. E.S.

Prunkkeramik für Fest und Grab

Für die ältere Hallstattkultur (Ha C) ist Brandbestattung im Grabhügel charakteristisch. Solche Grabhügel von oft beträchtlicher Größe finden sich heute fast nur noch in Waldgebieten, wie die hier abgebildeten von Hege bei Allensbach, oder – sehr verflacht – in Wiesengelände; in intensiv beackerten Fluren sind sie nicht mehr zu erkennen.
Die Reste des verbrannten Toten werden in einer Urne beigesetzt, meist zusammen mit mehreren Beigefäßen in einer kleinen Holzkammer auf dem Boden des Grabhügels, auf dem zuvor die Leichenverbrennung stattgefunden hat. In einzelnen Fällen, so auch in Hügel A von Reichenau, aus dem die abgebildete Keramik kommt, wurde ein ausgeschlachtetes kleines Schwein unverbrannt mitgegeben.
Die Grabkeramik unseres Bildes ist ein typischer Geschirrsatz mit allen Merkmalen der bekanntesten Teilgruppe der westlichen Hallstattkultur, der Alb-Hegau-Gruppe. Es fehlt allerdings das charakteristische Gefäß mit dem relativ hohen Kegelhals, das hier durch eines mit fast verkümmertem, kegelstumpfartigen Halsteil ersetzt ist (3. von links). Statt dessen herrschen in diesem Service Gefäße mit kurzem Kragenrand vor. Auch die besonders prächtigen Stufenteller sind nicht dabei, es gibt nur eine Schale mit geschweifter Wand und angedeuteter Stufe am Boden; sie war Deckschale zur Urne. In der Verzierung finden sich jedoch alle Elemente der Alb-Hegau-Keramik: Ritzlinien und Kerbschnitt, beide z.T. inkrustiert, in Verbindung mit roter und schwarzer (Graphit-)Bemalung. Markant ist die Musteranordnung: Verziert ist immer der Rand, meist durch schwarze Einfärbung; Hauptverzierungsträger ist die Schulterzone, während der stark einziehende Gefäßunterteil grundsätzlich unverziert bleibt. Die Urne mit dem verkümmerten Kegelhals trägt ein Muster aus vertikalen Kerbschnittstreifen und schwarz-roten Riefenfeldern. Auf den Kragengefäßen ist das für die Alb-Hegau-Keramik typische „Rahmenmuster" durch eine umlaufende Rhombenkette ersetzt, die auf dem Gefäß ganz links nur gemalt ist. Bemalung auf der Innenseite der Schale läßt den Kerbschnitt am Rand ganz zurücktreten.
Es wird auch bei unserer Keramikauswahl deutlich, daß die Töpfer der Hallstattkultur ein sehr ausgeprägtes Stilempfinden besaßen. Mit einem doch recht eng begrenzten Vorrat an Verzierungselementen verstanden sie trotz Wiederholungen eine im einzelnen variantenreiche und zugleich ausgewogene Verzierung zu erzeugen. Diese war auf dem Gefäß so angebracht, daß sie von schräg-oben betrachtet werden sollte. Das Gefäß in der Bildmitte steht schon so, wie es eigentlich nicht gedacht gewesen sein kann, da man den nachlässig behandelten Gefäßunterteil sehen kann. Bei der Aufstellung in der Grabkammer war diese Keramik von einer umstehenden Trauergemeinde auch nur von schräg-oben, also aus dem gewünschten Sichtwinkel zu sehen. Nun gibt es die gleiche Keramik aber auch aus Siedlungen, wo sie, wenn wohl auch nicht im Alltag, in Gebrauch war. Das läßt den Schluß zu, daß bei Festen die „Prunkkeramik" am Boden oder auf sehr niedrigen Tischen stand, während die Festgesellschaft auf Liegen lagernd oder auf Bodenpolstern sitzend feierte. Da wir vom Holz- und Textilmobiliar der vorgeschichtlichen Kulturen nur in Ausnahmefällen etwas finden, können solche Beobachtungen helfen, das Bild einer Kultur lebensnaher zu zeichnen. E.S.

Hallstattgräber aus dem Taubertal

Bereits im Jahre 1928 wurden im Gewann „Rebhuhn" des heutigen Tauberbischofsheimer Ortsteils Impfingen bei Pflanzarbeiten Funde der Hallstattzeit geborgen. Der Bau eines Aussiedlerhofes an gleicher Stelle zerstörte 1960 mehrere Gräber. 1970/71 wurden weitere bei Erdarbeiten entdeckt, die erkennen ließen, daß hier landwirtschaftliche Tätigkeit ein ausgedehntes Gräberfeld langsam vernichtete. Die Gefahr wurde durch Bodenerosion vergrößert, da die Fundstelle an einem Talhang lag. Aus diesem Grunde entschloß sich das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg 1973 zu einer Ausgrabung, die die Reste der Nekropole zum größten Teil erfaßte. Einige Flächen mußten wegen Bebauung oder ihres Baumbestandes von der Untersuchung ausgeschlossen bleiben. Dennoch konnte die ursprüngliche Ausdehnung des Gräberfeldes von etwa 100 x 100 m ermittelt werden.

Bei der Ausgrabung wurden 180 Gräber geborgen; durch Baumaßnahmen und teilweise durch Beackerung dürften etwa 50 weitere bereits zerstört gewesen sein. Obwohl sich die Zahl der hier Bestatteten nie wird exakt ermitteln lassen, reicht sie wohl mindestens an die 250 heran. Die Gräber waren ursprünglich von Hügeln überdeckt und mit Steinkränzen eingefaßt. Eine Ausnahme bildeten lediglich Beisetzungen von Kindern. Mehrfach wurden an einen bereits bestehenden Hügel weitere Gräber angesetzt. Die meisten Bestatteten lagen in gestreckter Haltung auf dem Rücken; etwa ein Fünftel war verbrannt worden – diese Gräber gehörten meist einer älteren Phase der Hallstattzeit an. Überraschend kamen auch Funde der Schnurkeramik ans Licht.

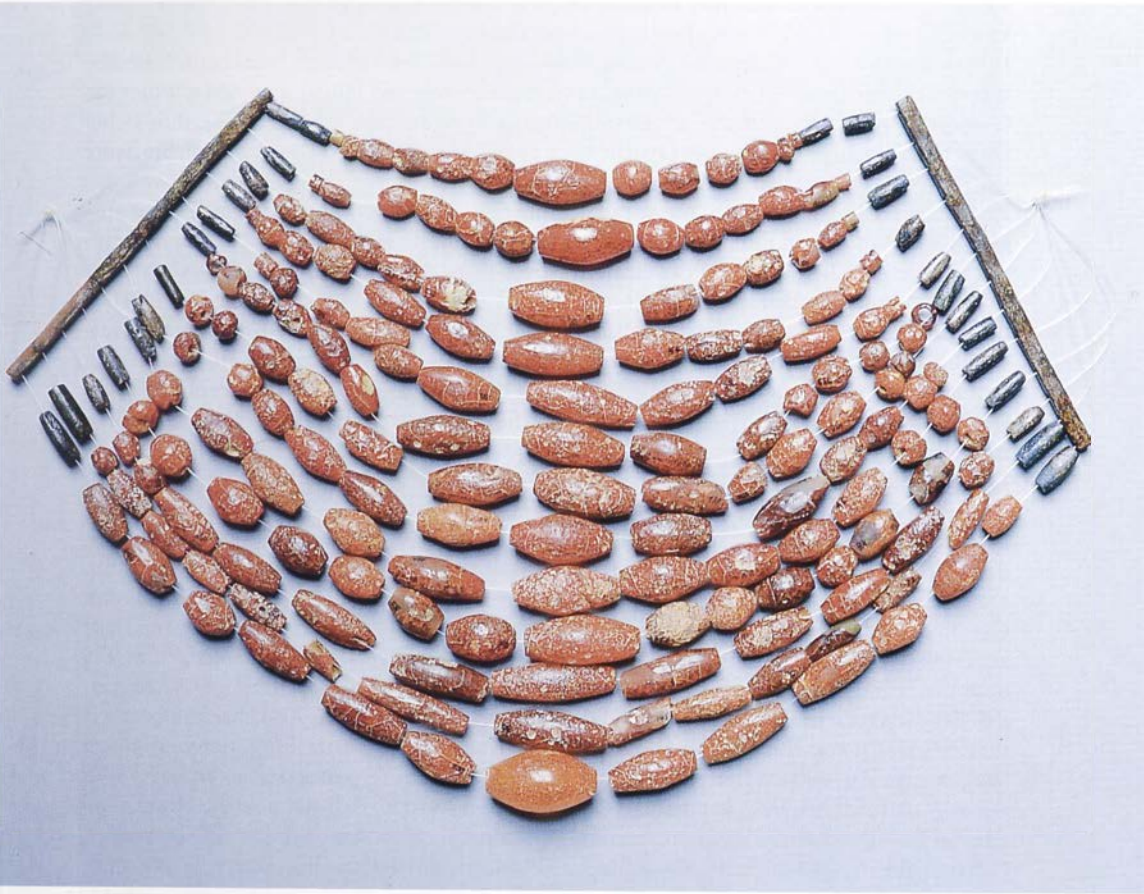
Fast alle Toten waren mit mehreren Gefäßen ausgestattet. Die größeren enthielten wahrscheinlich Nahrungsmittel und Getränke, kleinere dienten als Schöpfer, Eß- oder Trinkgefäß. Zahlreiche Tierknochen zeigen an, daß auch größere Fleischstücke beigegeben wurden. Viele der Bestatteten trugen ihren Schmuck, vor allem Gewandnadeln und Armringe aus Bronze wie die hier abgebildeten. Reicheren Frauen waren Ketten aus Bernstein oder Glasperlen vorbehalten.

Eisen tritt gegenüber der Bronze als Material für Geräte und Schmuck deutlich zurück. Lediglich Messer waren in einiger Zahl daraus gefertigt. Auch die einzige Waffe aus dem gesamten Gräberfeld, ein Schwert, war aus Eisen hergestellt.

Insgesamt zeigen zahlreiche Merkmale der Grabbeigaben enge Verbindungen zu den benachbarten fränkischen Bereichen auf. Das Gräberfeld von Impfingen stellt somit – neben einigen anderen Begräbnisstätten der Hallstattzeit im Taubertal – für Baden eine Besonderheit dar. R.-H.B.

Bernstein als Schmuck und Amulett

Das Bernsteinkollier fand sich im Brust- und Halsbereich der Verstorbenen aus Grab 97 des Magdalenenbergles, eines späthallstattzeitlichen „Fürstengrabhügels" bei Villingen im Schwarzwald. Im Grab wurden auch Schmuckgegenstände aus Bronze angetroffen.
Das Kollier setzt sich aus zwei Knochenschiebern, 30 länglich geformten Knochenperlen mit zylindrischer Durchbohrung sowie 10 zylindrischen und 181 ring- bis tönnchenförmigen Bernsteinperlen zusammen. Nach der Originalfundlage der einzelnen Perlen im Grab läßt sich folgende Form rekonstruieren: Die seitlichen Kettenschieber aus Knochen und Geweih von 11,2 cm Länge weisen 13 Durchbohrungen auf. Durch diese Bohrlöcher sind die Schnüre gezogen, auf denen die einzelnen Perlen nach einem bestimmten Schema aufgereiht sind. Die dunklen Perlen aus Knochen sind am Rand einer Reihung, zwischen Kettenschieber und Bernsteinperlen eingefügt. Insgesamt ergeben sich 13 vertikale Aufreihungen, von denen schon jede einzelne Kette für sich wertvoll ist und ästhetisch wirkt; zusammen im Verband vermitteln sie jedoch ein noch weitaus beeindruckenderes Bild dieser Schmuckform.
Das Material selbst, die Vielfalt der Perlenformen und -größen, die Gesamtzahl, die Anordnung der horizontalen und vertikalen Reihungen sowie die sich daraus ergebende Gesamtform zeigen, daß dieses Bernsteinkollier nicht nur im materiellen Sinne ein sehr wertvoller Gegenstand war.
Man geht davon aus, daß die Verstorbene auch mit der Trägerin dieses Kolliers identisch ist, und daß dieser Schmuck ihr persönliches Eigentum war.
In der späten Hallstattzeit (6. Jh. v. Chr.) zeichnet sich der Männer- und Frauenschmuck durch vielfältige Formen und Materialien aus: Armringe aus Bronze, Sapropelit und Gagat, Fingerringe, Haar-, Kopf- und Ohrschmuck aus Bronze sowie Halsschmuck in Form von Anhängern und Ketten aus Korallen-, Bernstein-, Sapropelit-, Glas-, Knochen- und Bronzeperlen.
Bernstein, ein fossiles Baumharz, war jedoch nicht nur während der Hallstattzeit beliebt, sondern wurde schon in älteren archäologischen Kulturen zu Schmuck verarbeitet. Er fand aber auch noch in jüngeren Zeiten Verwendung und hat selbst bis heute nichts an Beliebtheit eingebüßt.
Beispiele aus dem volkskundlichen Bereich belegen, daß dem Bernstein außer Schmuckcharakter auch unheilabwehrende Eigenschaften, sowie Heil- und Zauberkräfte und damit auch Amulettcharakter zugeschrieben werden. Welche magische Bedeutung Bernstein in der Hallstattzeit hatte, erschließt sich uns archäologisch leider nicht.
Trotz naturwissenschaftlicher Untersuchungen läßt sich auch die genaue Herkunft des Bernsteins nicht nachweisen. Das natürliche Verbreitungsgebiet erstreckt sich über lokale Vorkommen an den Küsten von England, Skandinavien und Norddeutschland sowie an der Ostsee. Spekulativ sind weiterhin die Transportwege, über die dieses begehrte Material in den Schwarzwald gelangte. J.K



Wagen und Bronzegefäße – Symbole für Reichtum und Macht

Im Frühjahr 1976 wurde nördlich von Kappel a. Rhein, Ortenaukreis, ein stark verflachter Grabhügel entdeckt, dessen zentrale Bestattung bereits durch den Pflug angerissen war. Trotz der Störung hatten sich mit Fibeln, einem Halsring aus Bronze, zwei eisernen Lanzenspitzen und einem Dolch mit Bronzegriff und drahtumwickelter Scheide noch Teile der Tracht- und Waffenausstattung eines Männergrabes aus dem ältesten Abschnitt der jüngeren Hallstattzeit erhalten. Die Beigabe eines vierrädrigen Wagens und vor allem von 14 Bronzegefäßen weisen den hier Bestatteten ganz offensichtlich als den Angehörigen einer Oberschicht seiner Zeit aus. Einen gleichen sozialen Rang dürfte der Tote innegehabt haben, dessen reich ausgestattete Grablege wenig östlich dieses Hügels 1890 beim Lehmabbau entdeckt wurde. Mit einem dritten, noch nicht ergrabenen Hügel scheinen wir hier das Gräberfeld einer Oberschicht der Bevölkerungsgruppe vor uns zu haben, die ihre sicher befestigte Siedlung wohl auf der in Sichtweite gelegenen markanten Kuppe besaß, die heute vom Schloß von Mahlberg eingenommen wird.

Kleine befestigte Siedlungen, meist nicht größer als 1 ha, und die zugehörigen reich ausgestatteten Grablegen ihrer sozialen und wohl auch politischen Oberschicht sind ein kennzeichnendes Erscheinungsbild des ältesten Abschnittes der jüngeren Hallstattzeit im südlichen Oberrheingraben. Sie scheinen nur wenige Generationen zu bestehen und brechen dann unvermittelt ab. Im jüngsten Abschnitt der Hallstattzeit werden sie durch große aufwendig befestigte Siedlungen ersetzt, in denen sich dann die Macht für einen größeren Bereich konzentriert. Mit dem Münsterberg von Breisach kennen wir in unserem Raum ein solches Zentrum, von dem aus, wie uns Importfunde belegen, ein reger Kontakt mit dem Mittelmeerraum bestand.

Der reiche Bronzegeschirrsatz des Kappeler Grabes, der seine Vorbilder im Ostalpenraum und südlich der Alpen findet, zeigt uns, daß der „Herr von Kappel" zu Lebzeiten wohl ähnliche Festgelage aus politisch-religiösem Anlaß durchzuführen gewohnt war, wie sie uns in den Darstellungen der Situlenkunst des Ostalpenraumes und Oberitaliens überliefert sind. Der große Eimer und der mächtige Kessel dürften hierbei als Behältnisse für berauschendes Getränk, Bier oder Wein, gedient haben, während die kleinen Eimerchen (Rippenzisten) als Trinkgefäße Verwendung fanden. Zwei große Messer mit verzierten Knochengriffen aus dem Grabfund, die gemeinhin als Fleischmesser angesprochen werden, mögen anzeigen, daß bei diesen Gelagen auch das leibliche Wohl nicht zu kurz kam. Zu Lebzeiten besaßen für den „Herrn von Kappel" die besondere Tracht und Waffenausstattung, der vierrädrige Wagen und das aufwendige Tafelservice wohl den Charakter eines Statussymbols. Wie wichtig sie für ihn waren, kann auch daran ermessen werden, daß sie nicht nur ihm, sondern in fast identischer Zusammensetzung auch den übrigen Angehörigen der damaligen Oberschicht in Südwestdeutschland für das Leben im Jenseits mit ins Grab gegeben wurden.

R.D.

Gold aus Fürstengräbern der Hallstattzeit

Der Goldschmuck von Kappel, ein Halsring und zwei Armringe, stammt aus einem 1880 unerkannt abgetragenen Grabhügel; zwei der Ringe haben eine wechselhafte Geschichte erfahren: sie wurden gestohlen und konnten, z.T. allerdings in zerschnittenen Teilen in das Landesmuseum Karlsruhe zurückgebracht werden.
Die teilweise stark zerdrückten, unterschiedlich breiten Ringe aus Goldblech sind mit eingestempelten Mustern verziert, die durch horizontale parallele Rillen oder Rippen in schmale Zonen und Zierstreifen gegliedert sind. Die einzelnen Zierelemente setzen sich aus gegenständigen doppelten Halbkreisen mit Füllbuckeln, Zickzackmustern, Dreieckstempeln mit Punktfüllung sowie Hohlbuckeln und Kerbbändern zusammen. Die Muster sind von innen und von außen eingepunzt.
Mit den Armringen vergleichbar ist das Armband aus Goldblech von Ihringen (unten rechts), das 1859 beim Einebnen einer Wiese „in der Gegend zwischen Ihringen und Merdingen" zusammen mit Bronzegegenständen und Keramikgefäßen gefunden wurde. Dieser abgetragene Grabhügel gehört nicht zu dem Gräberfeld „Löhbücke", sondern zu einer separaten Grabhügelgruppe.
Das offene Goldblecharmband aus Ihringen trägt ein Muster aus linear angeordneten kleinen eingepunzten Hohlbuckeln, die abwechselnd von innen und von außen in das Goldblech eingedrückt sind. An dem unverzierten schlangenkopfähnlich ausgebildeten Endstück mit drei übereinanderliegenden Durchbohrungen war wohl ursprünglich ein Verschluß befestigt, der die Verbindung der beiden Armbandenden herstellte.
Wegen der Feinheit und Empfindlichkeit des Materials wird angenommen, daß die breiten Bänder mit einem Innenfutter ausgelegt und die stark zusammengerollten Goldbleche mit einem massiven Kern aus organischem Material wie Holz oder Leder ausgefüllt waren, der inzwischen nicht mehr erhalten ist. Je nach Material des Ringkerns würde sich damit auch das Gewicht der Ringe beträchtlich erhöhen.
Die Ringe aus Goldblech und die restlichen Grabinventare datieren die beiden zerstörten Grabhügel von Kappel und Ihringen in die späte Hallstattkultur und rücken sie in den Kreis der sog. Fürstengräber des 6. Jh. v.Chr.
Ob diese Ringe jedoch im alltäglichen Leben der Verstorbenen getragen wurden oder ob sie ausschließlich als eine Art „Standesabzeichen" reicher und damit gesellschaftlich höhergestellter Personen gewertet werden müssen, ist letztendlich archäologisch nicht zu klären. Goldschmuck dieser Art könnte auch eigens nur für den Toten bestimmt und für den Grabkult hergestellt worden sein, der bestimmten Regeln und Beigabensitten folgte. J.K.

Gewichtiger Schmuck der Hallstattkultur

Der Wandel der Bestattungs- und Beigabensitte beim Beginn der jüngeren Hallstattzeit hat die archäologischen Quellen um eine Fülle von Waffen-, Gerät- und Schmuckformen bereichert, die bis dahin unbekannt waren. Besonders der Schmuck ist sehr variantenreich und erlaubt, zeitliche und regionale Unterschiede ebenso zu erkennen wie Altersgruppen oder soziale Abstufungen.

Die schweren Bronzearmringe unserer Abbildung sind Vertreter einer Form, deren Verbreitung fast ganz auf das südliche Oberrheingebiet beschränkt ist; nur im Elsaß reicht sie nördlich bis Hagenau. Einzelstücke fanden sich am Hochrhein, auf der Baar und bei Heilbronn. Die Ringe haben einen massiven Körper von rhombischem Querschnitt, der außen längsgerippt ist; die offenen Enden tragen als Abschluß dicke massive Kugeln. Auf den glatten Teilen der Ringe kann nahe den Enden eine sparsame Ritzverzierung angebracht sein. Das Gewicht erreicht 270 g. Aus der Verbreitung ließe sich schließen, daß hier nur eine lokale Variante der Schmuckform "Armring" vorläge. Es fällt jedoch auf, daß diese Ringe meist einzige Schmuckbeigabe im Grab sind, was der normalen Ausstattung mit einem mehr oder weniger kompletten Schmucksatz widerspricht. Auch Armut kann nicht die Ursache für die Einzelbeigabe sein, da schon die Menge der verarbeiteten Bronze an Wert die eines Satzes von Draht- und Blechschmuckstücken übertreffen würde. Höchstens durch den investierten Arbeitsaufwand für z.B. ein Tonnenarmband aus Blech könnte dessen Wert steigen, natürlich auch durch die "Blendwirkung" der großen Blechflächen.

Die Bronzeringe sind einige Male mit schmalen Sapropelitringen vergesellschaftet, die am Oberrhein häufig und wohl auch lokal hergestellt sind; manchmal auch mit Keramik in der Tradition der älteren Hallstattkultur. So schält sich eine regionale Gruppe heraus, in der zudem neben die übliche Nachbestattung im Grabhügel häufiger das echte Flachgrab tritt. Besonders wichtig scheint, daß die Gräber - und Siedlungen? - dieser Gruppe in Mischlage mit Gräbern und Siedlungen auftreten, die ganz dem Muster der Hallstattkultur östlich des Schwarzwaldes oder im Hagenauer Forst folgen. Man könnte versucht sein, diesen Widerspruch chronologisch zu lösen, indem man für die Gruppe um die schweren Armringe und ihre altertümliche Begleitkeramik eine besonders frühe Zeitstellung am Übergang von älterer zu jüngerer Hallstattkultur annähme. Dem steht aber entgegen, daß mindestens ein Fund sehr spät datiert werden muß, und umgekehrt die Tatsache, daß die Gräber mit "normaler" Ausstattung mit den frühesten Schmuckkombinationen einsetzen, wie wir sie z.B. aus den Nachbestattungen des Magdalenenberges bei Villingen kennen.

So bleibt beim heutigen Stand unserer Kenntnis nur die Feststellung, daß in der jüngeren Hallstattzeit am südlichen Oberrhein zwei verschiedene Einheiten nebeneinander lebten, von denen die hier behandelte Gruppe allerdings die stärker traditionsgebundene gewesen sein könnte. Das ließe sich noch damit bekräftigen, daß man für eine andere, unseren Ringen ähnliche Form, die statt des massiv-rhombischen einen breit-flachen, fast bandförmigen Körper besitzt, eine Vorläuferform in großen Blecharmringen der jüngeren Urnenfelderkultur der Schweiz (Ha B 2/3) sehen könnte; diese war ja auch am Oberrheintal ganz ähnlich ausgeprägt. Es bliebe freilich eine Lücke während der älteren Hallstattkultur zu überbrücken. Doch kann diese durch die Beigabensitte bedingt sein, da während dieser Zeit Schmuckbeigabe nicht üblich war. In Landsiedlungen sind Metallfunde jedoch extrem selten, Seeufersiedlungen gibt es ab Ende der Urnenfelderkultur nicht mehr. Ein positiver Beleg für eine Verbindung zwischen Armringen der Urnenfelderkultur und jüngerer Hallstattkultur steht also noch aus. E.S.

Das "Heidentor" – ein Kultplatz aus keltischer Zeit

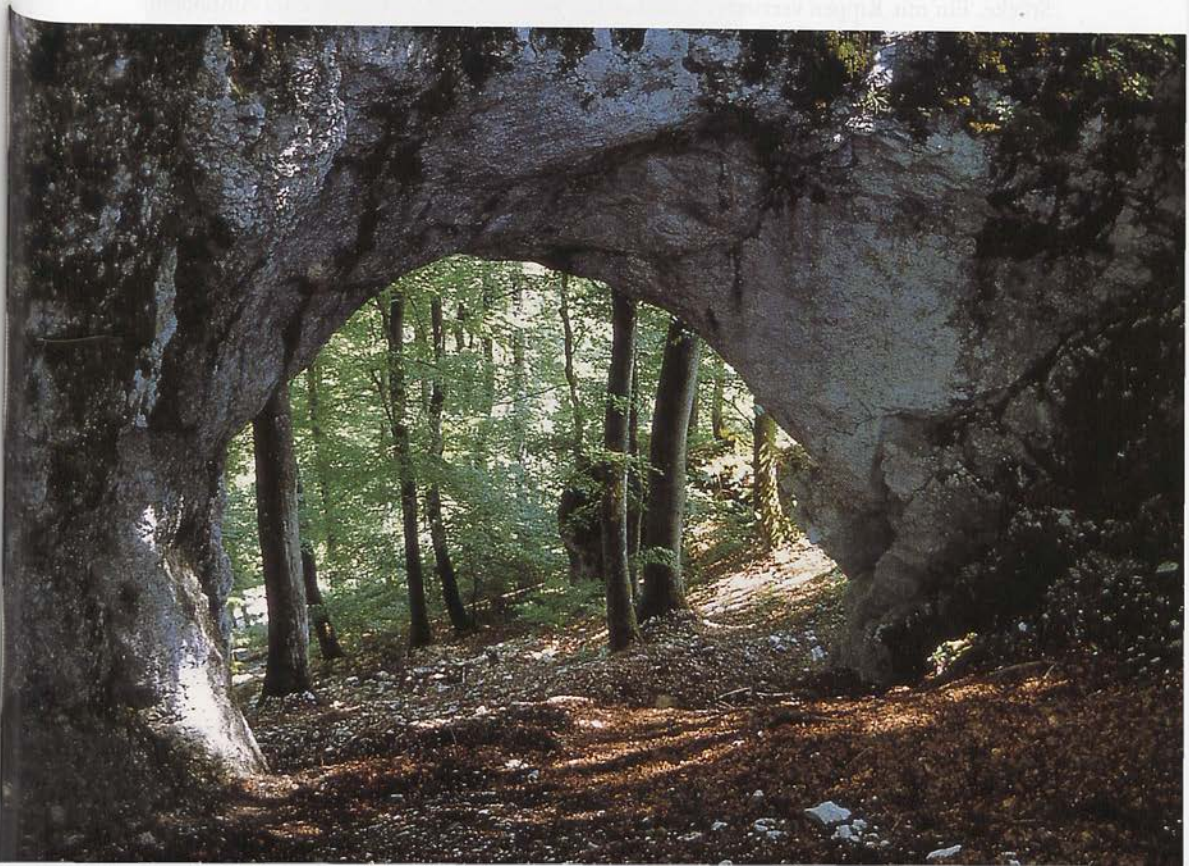
Am Plateaurand des nordwestlich von Egesheim gelegenen Bergrückens Oberburg zeigt sich in der Mitte einer Felsformation eine auffallende torartige Öffnung. Schon der moderne Name "Heidentor" weist darauf hin, daß der Volksmund diesem Naturdenkmal eine besondere Bedeutung zudachte.

Bereits zur späten Hallstatt- und frühen Latènezeit haben hier offenbar, bezogen auf dieses geheimnisvolle Tor, Aktivitäten stattgefunden, die wir wohl zu Recht in den weiten Bereich von Volksglauben und Religion einordnen können. Es fanden sich hier nämlich zahlreiche Fibeln dieser Zeitstellung, alle vollständig erhalten und mit in die Nadelrast eingehängten Nadeln. Sie wurden hier also nicht zufällig verloren, sondern sind bewußt niedergelegt worden. Auffallend ist auch, daß ein Teil der Fibeln ausgesprochen zierlich gestaltet ist. Zahlreiche Glasperlen verschiedener Form, feine Nadeln aus Bronze und Eisen, die wohl zum Befestigen von Hauben oder Bändern an den Haaren dienten, Ringchen aus Bronze und Eisen verschiedenster Form sowie Gürtelhaken vervollständigen das Fundensemble vom Heidentor.

Auffallenderweise fehlen im Fundbestand die aus den gleichzeitigen Grabfunden bekannten Hals-, Arm- und Fußringe aus Bronze. Ebenso sind unter den Funden keine Gegenstände vorhanden, denen man Amulettcharakter zubilligen kann. Vielmehr scheinen hier am Heidentor nur Trachtbestandteile niedergelegt worden zu sein, die in unmittelbarem Zusammenhang mit der weiblichen Kleidung zu sehen sind; wie die geschlossenen Fibeln andeuten mögen, vielleicht sogar mit den Kleidungsstücken selbst.

Gefäße scheinen bei den Handlungen am Heidentor während der Späthallstatt- und Frühlatènezeit ebenfalls eine Rolle gespielt zu haben. Auch hier fällt eine gewisse Auswahl auf. So fehlen die im Siedlungsmaterial zahlreich vertretenen groben Vorratsgefäße, während Becher und Schalen in vielfältigen Formen bis hin zu Miniaturgefäßen vorhanden sind.

Das Heidentor ist offensichtlich in die Gruppe der Naturheiligtümer einzuordnen, eine Quellengattung, die für die Hallstatt-und Frühlatènezeit bisher kaum erschlossen ist. Es ist daher besonders zu bedauern, daß große Teile dieses bedeutsamen archäologischen Kulturdenkmales von Raubgräbern aus Gewinnsucht und Sammeltrieb zerstört worden sind. Alle Aussagen zu der Bedeutung des Denkmals und zu den Handlungen, die hier in frühkeltischer Zeit stattgefunden haben, sind daher mit der Einschränkung zu verstehen, daß uns nur ein Teil des hier niedergelegten Fundmaterials bekannt ist. R.D.



Keramik vom Breisacher Münsterberg – Zeugnis weitreichender Verbindungen

Die Untersuchung größerer Flächen auf dem Breisacher Münsterberg seit 1967 konnte durch Gruben mit reichem keramischen Material eine intensive Besiedlung auch für die Späthallstatt-/Frühlatènezeit nachweisen. Auffallend ist der hohe Anteil lokaler schwarzer Drehscheibenware in diesem Material. Sie findet ihre besten Entsprechungen auf der Heuneburg und dem Mont Lassois. Formen, Verzierungsart und Graphitierung haben Vorläufer in der jüngeren Urnenfelderzeit. Der Gebrauch der schnell rotierenden Drehscheibe in der Späthallstattzeit jedoch darf als eine aus dem Mittelmeerraum importierte neue Technik gedeutet werden.

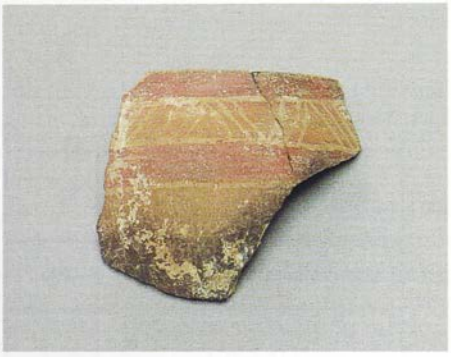
Innerhalb dieser Keramikgruppe ist ein pokalartiges Gefäß mit Rillen, Rippen und einem Wulst auf dem Schulterumbruch hervorzuheben. Form und Verzierung finden Parallelen in der Frühlatènekeramik der Champagne. Bei gleicher Qualität ist diese ostfranzösische Ware jedoch auf einer langsam rotierenden Scheibe hergestellt. Ebenso bestehen aber auch Ähnlichkeiten mit rillenverzierten Fußgefäßen der Hochwald-Nahe-Gruppe der Hunsrück-Eifel-Kultur und hier vor allem mit den Theleyer Fußgefäßen.

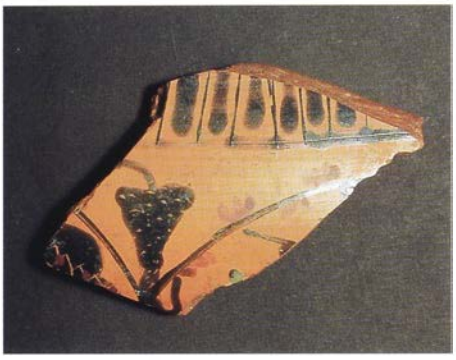
Außerdem wurden auf dem Münsterberg bereits 1939 zwei aus der Champagne oder dem nördlichen Burgund importierte bemalte Scherben gefunden. So werden mehrfach Beziehungen deutlich zwischen Breisach und Ostfrankreich. Das Beziehungsnetz wird weiter verdichtet durch das Vorkommen von Doppelvogelkopffibeln mittelrheinischen Typs am Oberrhein und in der Champagne sowie deren gemeinsames Auftreten mit lokaler Drehscheibenware auf dem Mont Lassois und auf dem Münsterberg.

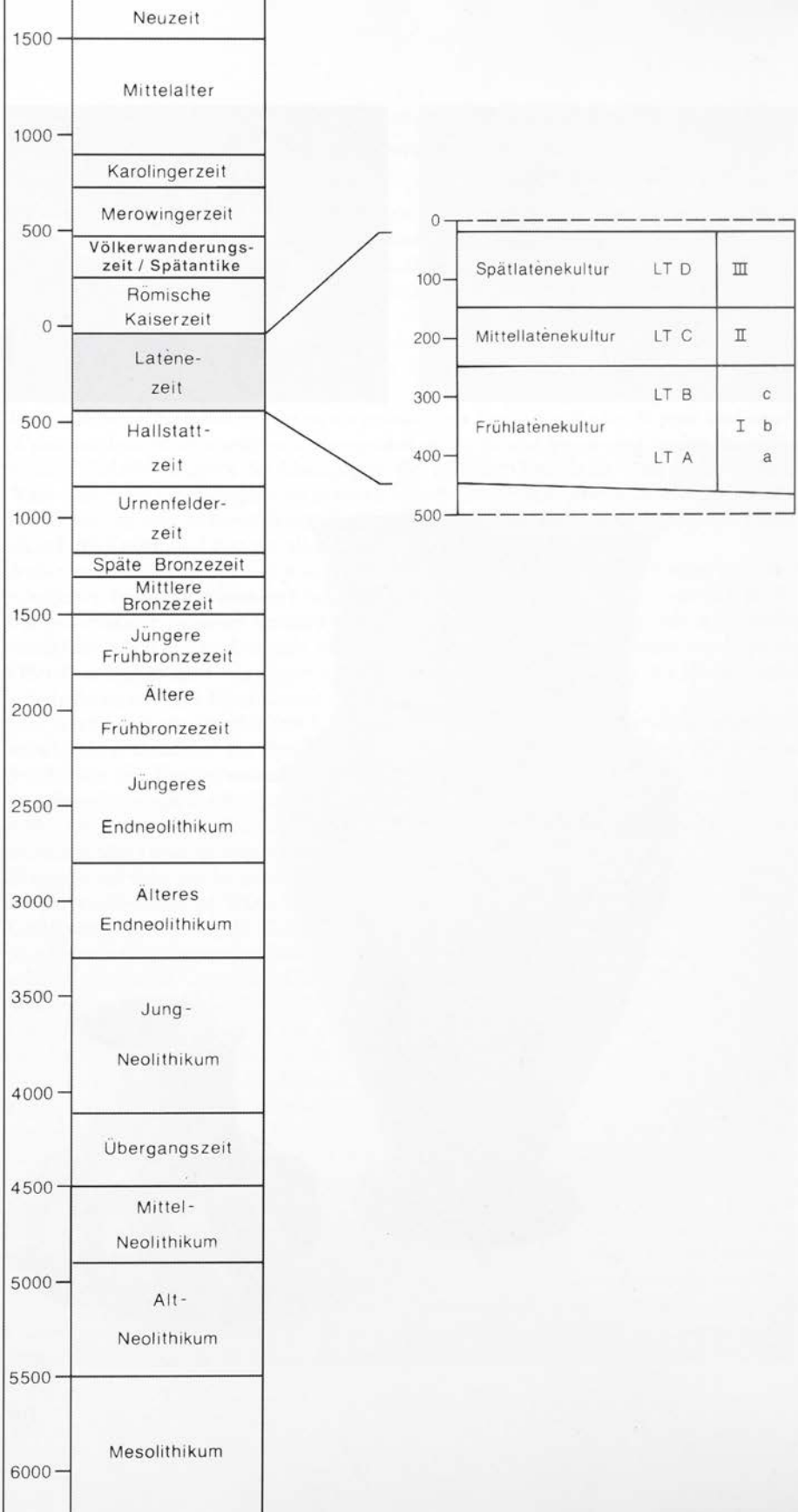
Eine schräggerippte, graphitierte Linsenflasche gehört einem in Süd- und Mittelböhmen entwickelten Gefäßtyp der Späthallstatt-/Frühlatènezeit an und ist eines der ältesten Stücke. Ein mit Rippen verziertes Vorratsgefäß weist auf Slowenien hin. Drei Amphorenfragmente stammen aus Südfrankreich. Nach ihrer Form wurden sie zwischen 510/500 und 450 v.Chr. produziert. Die Tonbeschaffenheit spricht für die Herkunft aus einer für den massaliotischen Handel arbeitenden Töpferei nördlich von Avignon.

Ebenfalls aus einer provenzalischen Werkstatt des linken Rhôneufers stammen zwei Fragmente streifenbemalter Ware. Sie gehören zu einer Kanne und zu einem flaschenartigen Gefäß und lassen sich in die Zeit von 500 bis etwa 470 v.Chr. datieren.

Von besonderer Bedeutung sind sieben schwarz- bzw. rotfigurige Fragmente attischer Keramik, deren älteste um 510 v.Chr. und deren jüngste um 470 v.Chr. anzusetzen sind. Während schwarzfigurige Ware nördlich der Alpen in Späthallstatt-Zusammenhängen aus Gräbern und Siedlungen recht gut vertreten ist, bleibt die rotfigurige in der Späthallstatt- und Frühlatènezeit selten (Salins, Hochdorf, Yverdon, Kleinaspergle). Die Breisacher Scherben stammen von Formen wie Schalen, Misch- und Gießgefäßen, aus denen sich das klassische Trinkservice zusammensetzt, das als "Exportschlager" attischer Werkstätten über Massalia (Marseille) verhandelt wurde. Vom Breisacher Münsterberg stammen also echte Importe aus Böhmen und Slowenien einerseits, der Champagne, Burgund und Südfrankreich andererseits. Formale Übereinstimmungen mit Kulturgruppen in Burgund und der Champagne sowie deren Ablegern im Hunsrück verdichten das Beziehungsnetz. Die aufwendigen Planierungen zur Vergrößerung der Siedlungsfläche, die an der Westseite nachgewiesene Befestigung sowie das neuentdeckte Grab mit mediterranem Import bei Ihringen liefern starke Indizien dafür, den Münsterberg von Breisach aufzunehmen in den Kreis der späthallstattzeitlichen Fürstensitze. Seine besondere Bedeutung liegt darin, daß hier im Unterschied zu anderen dieser Plätze mit großer Wahrscheinlichkeit eine Fortdauer der Besiedlung bis in die Frühlatènezeit anzunehmen ist. J.P.






Neuzeit
1500
Mittelalter
1000
Karolingerzeit
Merowingerzeit
500
Völkerwanderungs-
zeit / Spätantike
Römische
Kaiserzeit
0
Latène-
zeit
500
Hallstatt-
zeit
1000
Urnenfelder-
zeit
Späte Bronzezeit
Mittlere
Bronzezeit
1500
Jüngere
Frühbronzezeit
Ältere
Frühbronzezeit
2000
Jüngeres
Endneolithikum
2500
Älteres
Endneolithikum
3000
Jung-
Neolithikum
3500
4000
Übergangszeit
4500
Mittel-
Neolithikum
5000
Alt-
Neolithikum
5500
Mesolithikum
6000
0
Spätlatènekultur
LT D
III
100
Mittellatènekultur
LT C
II
200
LT B
c
300
Frühlatènekultur
I
b
LT A
a
400
500

Latènezeit

Mit der Latènezeit, benannt nach dem Fundplatz La Tène in der Westschweiz, betreten wir geschichtlich schon besser bekannten Boden. So wissen wir, daß die in unserem Land lebende Bevölkerung zu den Kelten zählte, wie vermutlich auch schon in der vorangehenden Hallstattzeit.

Den älteren Abschnitt der Latènezeit kennzeichnen schwerwiegende Umwälzungen. So hören die Fürstensitze in der Schweiz, Ostfrankreich und Südwestdeutschland, die das Bild der späten westlichen Hallstattzeit bestimmt hatten, auf zu bestehen. Mit ihnen verschwindet auch in diesem Raum die entsprechende Siedlungsstruktur mit ihrer besonderen Form politischer Organisation und Konzentration von Macht. Äußeres Zeichen dieser Veränderung ist auch das Aufhören der Sitte, Grabhügel anzulegen. Vorherrschende Bestattungssitte wird jetzt die Anlage kleiner Flachgräberfelder, in denen man wohl zu Recht, wie uns auch die Siedlungshinterlassenschaften anzeigen, die Grablegen einzelner Höfe oder kleiner Hofgruppen sehen kann. Man hat hieraus auf eine allgemein geringere Siedlungsdichte geschlossen und dies als eine Folge der ab 400 v.Chr. historisch überlieferten Keltenwanderungen gesehen, in deren Verlauf große Teile der Bevölkerung dieses Raumes abgezogen seien. Hier werden jedoch eingehendere Untersuchungen noch zeigen müssen, ob dies den tatsächlichen Gegebenheiten entspricht, oder ob uns der derzeitige Forschungsstand dies nur vorspiegelt.

In einer Randzone des ehemals hallstättischen Kernbereichs, vom Mittelrhein über Nordbayern bis nach Böhmen reichend, beginnt offensichtlich gleichzeitig eine Entwicklung, die zur Ausbildung von neuen Machtzentren und der Anlage von Fürstenhügeln führt. In dieser Zone scheint auch jener besondere Kunststil entwickelt worden zu sein, der aus dem Mittelmeerraum stammende Ornamente aufnahm, diese phantasievoll umsetzte und mit eigenwilligen Tier- und Menschenbildnissen ergänzte. Diesen sicher nicht nur bildhaft zu verstehenden, sondern auch auf einem religiösen Hintergrund zu sehenden Stil, den wir vielfältig als Verzierung auf Waffen, Schmuck und Gebrauchsgegenständen finden, können wir als kennzeichnend für die Latènekultur ansehen.

Aus dem Kontakt mit den Hochkulturen des Mittelmeerraumes heraus entstehen in den beiden letzten Jahrhunderten vor der Zeitwende große, offene und befestigte Siedlungen, für die Caesar im Zusammenhang mit seinen Feldzügen in Gallien den lateinischen Namen für Stadt - oppidum - benutzt. Es sind offenbar Zentralorte keltischer Stämme oder Stammesgruppen, in denen sich neben Handel und Handwerk auch die politische Macht konzentrierte. Die befestigten Anlagen dürften in Notzeiten auch der Bevölkerung des Umlandes Zuflucht geboten haben. Das Ausgreifen des Römischen Reiches unter Kaiser Augustus nach Süddeutschland bricht diesen ersten Ansatz zur Stadtentwicklung ab und beschließt das Kapitel eigenständiger keltischer Geschichte. R.D.

Maskenfibeln – kleine Meisterwerke keltischer Kunst

Bei dem unkontrollierten Abtragen eines die landwirtschaftliche Nutzung störenden Grabhügels auf der Gemarkung Oberwittighausen, Gemeinde Wittighausen, konnten gerade noch einige archäologische Beobachtungen getroffen werden.
In der Mitte eines durch mächtige Steine gebildeten Kreises von etwa 7 m Durchmesser lagen auf einem Steinpflaster die Reste einer weiblichen Bestattung. Außer den vier frühkeltischen Maskenfibeln am Oberkörper fand sich als einzige weitere Beigabe ein handgemachtes Tongefäß, das wegen seiner Form und Verzierung deutlich von den auf der damals in Mitteleuropa neuen Töpferscheibe gedrehten "Flaschen" abhängig ist.
Schon in der vorausgehenden Hallstattzeit treten in Frauengräbern vier Fibeln auf, in der Regel je zwei größere und kleinere als gleichgestaltetes Paar. Bei den Oberwittighausener Fibeln (um 450 v.Chr.) handelt es sich um 4 unterschiedliche Gewandspangen. Die größte über 10 cm lange Fibel weist am oberen Ende ein starres, von drei Knöpfen umgebenes Menschengesicht, am anderen Ende einen stark stilisierten - nur in der Seitenansicht der Fibel voll sichtbaren - Raubvogelkopf auf; das übergroße runde Auge füllt fast den ganzen Kopf aus. Der Fibelbügel bleibt unverziert.
Bei den drei anderen, kleinen Fibeln ist der Bügel jeweils in der Form einer bärtigen menschlichen Maske gestaltet. Runde Glotzaugen, klobige Nasen, breite Münder und stark betonte, in Spiralen endende Augenbrauen charakterisieren diese "Gesichter".
Zwei Fibeln tragen zu den Masken hin gewandte Tierköpfe; der eine ein Vogelkopf mit großen Augen und der andere ein Schafskopf mit stilisierten Hörnern. Nur die kleinste und feinste Spange besitzt eine zweite menschliche Maske, die durch tierische Ohren "verfremdet" wurde. Trotz der Unterschiede scheinen die drei kleinen Spangen wegen ihrer Ähnlichkeit in vielen Details in der selben Werkstatt gearbeitet zu sein.
Sucht man diese kleinen Kunstobjekte zu deuten, so sind der Wissenschaft enge Grenzen gesetzt. Auffällig ist, daß - wie anderswo - meist nur Köpfe von Mensch und Tier dargestellt wurden. Offenbar galt den Kelten der Kopf als Sitz der Lebenskraft, wobei die gemeinsame Abbildung von Mensch und Tier auf eine einheitliche Sicht der Lebewesen hindeutet. Schon die Verwendung des Begriffs Maske für die starren Gesichter ist eine wissenschaftliche Interpretation. Stimmt diese These, es handle sich nicht um natürliche Abbilder, sondern um Masken und Fratzen, so könnten diese eine Unheil abschreckende Wirkung bezweckt haben. K.E.

Bronze, Email und Koralle für keltischen Schmuck

Die abgebildeten Fibeln stammen aus drei Gräbern mit Körperbestattungen innerhalb des Gräberfeldes von Singen "Nordstadtterrasse". Bei drei Exemplaren ist der Bügel unverziert, eine Fibel (oben) trägt auf dem Bügel eine Verzierung in Form einer plastisch herausgearbeiteten S-Spirale. Alle Fibeln weisen eine ähnliche Konstruktion auf: Die Nadel geht in eine vier- oder sechsschleifige Spirale mit äußerer Sehne über und bildet den Übergang zum Bügel, der in einem umgeschlagenen, hochgebogenen Fibelfuß endet als runde Scheibe ausgeformt, welche mit einer Auflage aus rot eingefärbter Glaspaste ausgefüllt ist. Bei einer Fibel (unten) hat sich der bronzene Stift noch erhalten, mit dem die rote Glasmasse, die sich kontrastreich von dem restlichen Fibelkörper abhebt, auf der bronzenen Unterlage befestigt war. Vergleichbare Verzierungselemente sind auch auf den Scheibenhalsringen aus Bronze zu beobachten, wie der Ring aus Bodersweier (Abb. unten) zeigt, der in einem frühlatènezeitlichen Grab mit Körperbestattung angetroffen wurde. Der aus Bronze gegossene Scheibenhalsring hat einen Durchmesser von 15 x 16 cm. Drei ursprünglich mit roter Koralle (oder roter Glaspaste) ausgelegte Bronzescheiben gliedern die Schauseite des Ringes, der auf der Brust des Toten lag; nur bei einer Scheibe ist die Koralleneinlage ganz erhalten. Die an der Oberfläche profilierten Auflagen waren wohl mit Stiften oder Nieten auf den Bronzescheiben befestigt, die je ein zentrales Bohrloch aufweisen. Zwischen den runden Scheiben und außerhalb sind z.T. mit Korallen ausgefüllte Vertiefungen zu beobachten. Den restlichen Ringkörper schmücken drei Gruppen von Spiralmustern, die einen plastischen Eindruck vermitteln.

Technisch ist der Ring mit einem doppelten Steckverschluß konstruiert, so daß der Teil mit den Schmuckscheiben herausziehbar ist. Der am Hals getragene Ring ließ sich jederzeit öffnen und nach Wunsch abnehmen und wieder anlegen. Die Vermutung liegt nahe, daß diese Ringe nicht ständig, sondern nur zu bestimmten Anlässen getragen wurden und eine Art "Statussymbol" für die Besitzer darstellten. Das Tragen von Halsringen kam in der späten Hallstattkultur wieder in Mode und wurde während der Latènezeit beibehalten.

Scheibenhalsringe und Fibeln dieser Art gehören zum typischen keltischen Schmuck, der in frühlatènezeitlichen Grabfunden des 4. Jh. v.Chr. archäologisch nachgewiesen ist. Die Fibeln dienten dazu, Kleidung und Stoffe zusammenzuhalten, hatten aber auch gleichzeitig Schmuckcharakter, vergleichbar mit den modernen Broschen, die vom aktuellen Modegeschmack und -design beeinflußt sind. Man geht davon aus, daß diese Fibeln schon zu Lebzeiten Bestandteil der Kleidung/Tracht waren und damit zum persönlichen Besitz der Verstorbenen gehörten. J.K.

Frühlatènezeitliche Grabfunde aus dem Kraichgau

Die Entdeckung der ingesamt vier Gräber ist dem ehrenamtlichen Mitarbeiter Herrn M. Kößler zu verdanken, der zufällig bei einer Feldbegehung im Gewann "Wanne" der Gemeinde Oberderdingen, Lkr. Karlsruhe, im März 1987 auf hochgepflügte Bestandteile einer Bestattung stieß. Dieses erste Grab (Grab 1) wurde von ihm undokumentiert geborgen. Die Lage der Beigaben und Skeletteile wurde später nach seinen Angaben rekonstruiert. Eine Notbergung des Landesdenkmalamtes, Außenstelle Karlsruhe, erbrachte zwei weitere Gräber; das fundleere Grab 4 wurde im Dezember 1987 von den Herren Kößler und Kraft geborgen. Aufgrund des Grabinventares können zumindest die Gräber 1 und 2 in die Stufe Latène B datiert werden. Von den Gräbern 3 und 4 kann wegen ihrer Lage in unmittelbarer Nähe der beiden anderen Bestattungen angenommen werden, daß sie ebenfalls in diesen Zeithorizont einzuordnen sind. Bei den Bestattungen handelt es sich Flachgräber, wie sie für die Frühlatènezeit üblich sind. Die Grabgruben haben, soweit erkennbar, eine annähernd rechteckige Form. Sie sind noch ca. 30 bis 50 cm in den anstehenden Löß eingetieft. Grab 1 und 3 sind von S (Lage des Schädels) nach N, Grab 2 ist von N nach S orientiert.

Bei Grab 1 handelt es sich um das am reichsten ausgestattete der Gruppe. Eine Grabgrube war nicht mehr erkennbar. Außer dem Schädel fanden sich von der Bestattung selbst keine Überreste mehr. Die Lage der Beigaben erscheint ungewöhnlich, da sich alle Funde in unmittelbarer Nähe des Schädels befunden haben sollen. Eine Beraubung des Grabes ist auszuschließen, weil die Beigaben vollständig zu sein scheinen: Es fanden sich ein hohler Bronzehalsring mit angegossenen Enden und zwei offene Bronzearmringe, von denen einer fragmentiert ist. Des weiteren zwei hohle Bronzebeinringe mit Muffenverschluß, eine Spiralbügelfibel aus Eisen, eine Bronzefibel vom Münsinger Typ, eine kleine Bronzedrahtfibel, eine Bernsteinperle und zwei kleine blaue Glasperlen sowie Fragmente eines feingliedrigen Bronzekettchens. In ca. 50 cm Entfernung nördlich vom Schädel stand eine Tonflasche, die vollständig zusammengesetzt werden konnte.

Grab 2 barg eine Bestattung in gestreckter Rückenlage, deren Skelett fast vollständig erhalten ist. In der ca. 2,60 x 1,05 m großen, annähernd rechteckigen Grabgrube lagen die Beigaben wohl in situ. Eine kleine Bronzefibel fand sich am äußeren NO-Rand der Grubenverfüllung etwa in Höhe der Grubenmitte. Die Tote trug einen massiven Bronzehalsreif, je zwei massive Knotenarm- und -fußringe aus Bronze sowie einen eisernen Gürtelhaken.

In der ca. 2,75 x 1,0 m großen annähernd rechteckigen Grabgrube von Grab 3 fanden sich nur geringe Reste der Bestattung selbst. Da diese durcheinander geworfen waren und jegliche Beigaben fehlten, ist das Grab wohl alt beraubt worden. Auch Grab 4 war bis auf geringe, durcheinander geworfene Skelettreste fundleer.

Auffälligerweise sind zwei Gräber der Gruppe beraubt, die anderen beiden dagegen offensichtlich völlig ungestört. Das läßt erwägen, ob wirklich "Raub" das Motiv der Störung und Beigabenentnahme war. Auffallend ist weiter, daß im Kraichgau bisher keine größeren Flachgräbernekropolen aus der Frühlatènezeit bekannt sind. Bis heute kennen wir entweder einzelne Gräber oder, wie in diesem Fall, kleinere Grabgruppen. Nicht allzuweit entfernt fanden sich mehrere Siedlungsgruben, die unterschiedlichen Kulturstufen, auch der Frühlatènezeit, zugeordnet werden können. Inwieweit sich ein Zusammenhang zwischen Gräbern und Siedlungsresten herstellen läßt, muß offen bleiben. K.L.

Keltischer Ringschmuck aus Glas

Anfang November 1865 wurde beim Ackern auf einer Höhe bei Dühren westlich der damaligen Amtsstadt Sinsheim a.d. Elsenz ein reiches Grab der Latènezeit angerissen und tumultuarisch ausgenommen. Der Sinsheimer Oberamtmann Otto, offenbar rasch informiert, unternahm zusammen mit dem archäologisch erfahrenen Rechtsanwalt F. Heckmann eine Nachgrabung, bei der noch einige übersehene Objekte gefunden wurden. Schon am 10. November 1865, also im besten Sinne des Wortes unverzüglich, sandte er den gesamten Fundbestand an den "Großherzoglichen Conservator der Kunstdenkmale und Alterthümer in Carlsruhe" mit der Bitte, ihn "in die dortige Sammlung" aufzunehmen; lediglich über die Entschädigung des Finders, speziell für die beiden goldenen Fingerringe des Ensembles, gab es noch einige Verhandlungen - vor allem, weil das Grundstück, auf dem das Grab gefunden wurde, dem Finder gar nicht gehörte. Am Ende gelangte der Fund tatsächlich in den Vorläufer des heutigen Badischen Landesmuseums in Karlsruhe, das ihn noch heute besitzt.

Entdeckt wurde der Fund offenbar durch einen eisernen Dreifuß; dieser scheint im letzten Krieg verschollen zu sein. Neben den beiden goldenen Fingerringen fand sich Schmuck in Form von sieben Fibeln nach Mittellatèneschema, zwei davon aus Silber, eine aus Eisen mit Korallenzier und vier bronzene verschiedener Typen; alle gehören einer Spätphase der Mittellatènezeit an. Besonders auffallend ist der reiche Glasschmuck: vier ganz erhaltene Armringe, drei große und drei kleine Ringperlen sowie eine kleine blaue Glasperle, ferner eine Ringperle und ein fragmentierter Armring aus Gagat, z.T. gedrechselter Bernsteinschmuck, auch als "Schieber" durchbohrt. Neben zwei fragmentarischen Schmuckscheiben und einer kleinen Bulla aus Bronze haben sich Blechfragmente und Eisenstücke erhalten, die man einem Kessel -vielleicht mit eisernen Henkeln - zuschreiben darf; vermutlich gehörte dieses Gefäß zu dem verschollenen Dreifuß. Neben dem Fragment einer Eisenschere ist eine Bronzelanzenspitze viel älterer Zeit im Inventar überliefert. Von größtem Interesse sind einige unzweifelhaft aus Italien importierte Objekte. Außer einer runden Spiegelscheibe aus Bronze mit verzinnter (?) Spiegelfläche enthält der Bestand einen schlichten Griffspiegel aus Bronze. Eine bronzene "Pfanne", deren Griff in einen Widderkopf ausläuft und am Pfannenkörper mit Entenköpfen ansetzt, steht neben einer kleinen bronzenen Kanne, deren Henkel bei der Auffindung abgefallen war; er setzt unten mit einer Silensattasche an und läuft an der Mündung in Delphinköpfe aus. Zum Inventar wurde von Anfang an eine keltische Kreuzmünze aus Silber gezählt.

Die Auffindung, aber auch die museale Überlieferung ist mit einigen Unsicherheiten belastet. So hat E.Th. Haevernick eine große olivfarbene Glasperle des Inventars für merowingerzeitlich erklärt. Während der reiche Fibel- und Glasschmuck klar für ein Frauengrab spricht, gehören die Eisenschere und auch die - allerdings erheblich ältere - Lanzenspitze sonst zur Ausstattung eines Mannes. Die Berichte wissen von einem einzigen Schädel, so daß eine Körperbestattung im Flachgrab anzunehmen ist. Da E. Wagner 1880 ein Hügelgrab vermutet hatte, dies aber von O. Tischler bezweifelt wurde, sondierte K. Schumacher 1889 die verwühlte Fundstelle, ohne die Frage entscheiden zu können; einen nahe vorbeilaufenden Spitzgraben interpretierte er Jahre später als Rest einer Viereckschanze. Nachuntersuchungen in den 1960er Jahren trafen die Verwühlungsmulde und den Graben, der auf 60 m verfolgt werden konnte und möglicherweise von einem rechteckigen "Grabgarten" stammt. In der Mulde, aber auch in der Grabenfüllung fanden sich Reste von rund zehn wahrscheinlich zeitgenössischen Tongefäßen; vermutlich gehören sie in der einen oder anderen Form zum Grab, das in der zweiten Hälfte des 2. Jh. v.Chr. angelegt sein dürfte.

F.F.

Gold aus Tarodunum – die ersten Münzen

Schon seit 1815 wird eine im Zartener Becken östlich von Freiburg gelegene, fast 200 ha große Befestigungsanlage mit dem von dem antiken Geographen Ptolemaios überlieferten Namen Tarodunum verbunden, der sich bis heute in dem Ortsnamen Zarten erhalten hat. Grabungen in der Befestigungsanlage konnten zwar den Nachweis einer Mauerkonstruktion in der Technik eines "murus gallicus" spätlatènezeitlicher Zeitstellung absichern, jedoch haben weder intensive Geländebegehungen noch naturwissenschaftliche Untersuchungen innerhalb der Befestigung die zugehörige Großsiedlung nachweisen können. Erst durch Geländebegehungen auch außerhalb der Befestigung wurde vor wenigen Jahren nur knapp 1 km westlich am Ortsrand von Zarten durch zahlreiche Oberflächenfunde ein gut 16 ha großes Siedlungsgelände der Spätlatènezeit entdeckt, in dem wir wohl die zur Befestigung gehörende Großsiedlung sehen dürfen. Wie das Nebeneinander der Siedlung und Befestigung zu verstehen ist, soll hier nicht erörtert werden. Unter dem Fundmaterial, das diese Siedlung in die 2. Hälfte des 2. Jh. und die 1. Hälfte des 1. Jh. v.Chr. datiert, seien an dieser Stelle fast 100 keltische Münzen genannt, unter denen drei Goldmünzen besonders hervorzuheben sind.

Die keltischen Münzen ahmen in ihren Anfängen Vorbilder aus dem antiken Mittelmeerraum nach. Die Münzbilder werden zunächst - oft mißverstanden - übernommen, dann aber auch abgewandelt, umgedeutet und eigenständig weiterentwickelt. Die Kenntnis der Vorbilder haben offenbar keltische Söldner, die in den Diensten griechischer Potentaten standen, oder keltische Kriegsscharen, die ab dem 4. Jh. v.Chr. den Süden auf Beutezügen heimsuchten, in den Raum nördlich der Alpen vermittelt.

Das geläufige Vorbild keltischer Goldmünzen in Südwestdeutschland ist ein Stater des Makedonenkönigs Philipp II., des Vaters Alexanders des Großen. Auf dieser Münze ist auf der Vorderseite ein Apollokopf und auf der Rückseite ein Zweigespann mit Wagenlenker dargestellt. Der hier abgebildete Dreiviertelstater von Tarodunum zeigt nur noch entfernte Ähnlichkeit mit diesem Vorbild. Der Kopf auf der Vorderseite mit seinem kräftigen Mund, dem großen Ohr und der stark gelockten Frisur erinnert kaum noch an den Apollokopf. Auch die Pferdedarstellung auf der Rückseite läßt das Zweigespann nur noch erahnen, wenn man das Vorbild kennt.

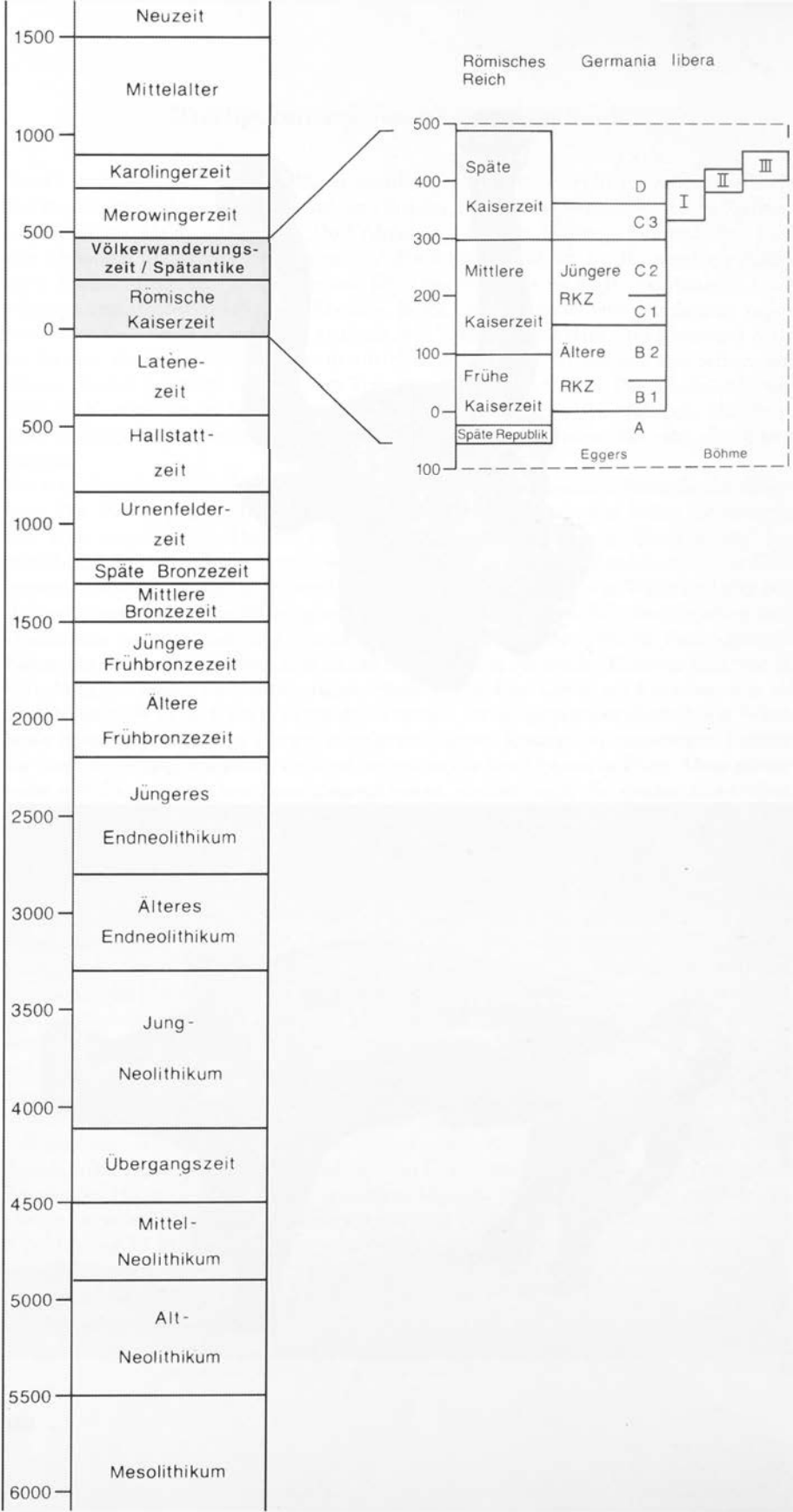
Auch die beiden anderen Goldmünzen aus Tarodunum sind Nachbildungen des Staters Philipp II. von Makedonien, beide mit einem noch stärker abgewandelten Münzbild. Wir dürfen davon ausgehen, daß diese Goldmünzen auch in Tarodunum geprägt sind. Dies legen jedenfalls der Fund eines Schrötlings aus Gold und ein 26 g schwerer Goldklumpen nahe, die ebenfalls in dem Siedlungsareal gefunden worden sind. Denn nach neuesten Analysen weisen diese eine mit den Goldmünzen identische Legierung auf, die sich durch einen besonders hohen Silbergehalt auszeichnet. R.D.

Tierfiguren aus einer keltischen Stadt

Etwa 5 km unterhalb des Rheinfalls bei Schaffhausen beschreibt der hier südwärts fließende Strom eine große Doppelschleife. Auf dem rechten, deutschen Ufer schließt er die "Schwaben" genannte Halbinsel bei dem Dorf Altenburg, auf dem linken, schweizerischen Ufer eine Halbinsel mit breiter Flußaue ein, auf deren Plateau das im 13. Jh. angelegte Städtchen Rheinau liegt; eine dazugehörende Flußinsel trägt das im 8. Jh. gegründete, 1862 säkularisierte Benediktinerkloster Rheinau. Beide Ufer verbindet eine Holzbrücke napoleonischer Zeit, deren Vorgängerin erstmals im 15. Jh. erwähnt wird. Auf Rheinauer Seite ist ihr eine alte Salzhandelsfaktorei unmittelbar benachbart, die das von den Salinen am oberen Neckar gelieferte Salz bis zum Transport zu Schiff aufnahm. Die Schiffslände war einst die Kopfstation der Schiffahrt auf dem Rhein unterhalb des Rheinfalls; der Flußübergang an dieser Stelle wurde erst in der Neuzeit durch die Schaffhauser Rheinbrücke bedeutungslos.

Beide Halbinseln tragen alte Befestigungen, die sie gegen das jeweilige Hinterland abschirmen. Der "Keltengraben" bei Rheinau ist an der engsten Passage von Süden her plaziert; sein Wall trug einst die Rheinauer Stadtmauer. Der fast 800 m lange Wall "Schanz" bei Altenburg, der allenfalls am Nordende Raum für ein Tor läßt, war ebenfalls mit einer Kronenmauer besetzt, die erst im frühen 19. Jh. abgebrochen wurde. Beide Wälle sind aber nur Ruinen älterer Holz-Erde-Befestigungen. In Altenburg ist eine Pfostenschlitzfront mit Querankern nachgewiesen, die einmal durch Vorblenden einer zweiten Front gleicher Konstruktion repariert wurde. In Rheinau fand sich eine verwandte Konstruktion, wie in Altenburg mit einer Hinterfütterung der Front mit grobem Geröll zur Entwässerung; ob der Rheinauer Wall noch ältere Bestandteile enthält, ist demgegenüber unerheblich. Wenn beide Befestigungen, wie es scheint, einer gemeinsamen Konzeption entsprangen, kommt für ihre Entstehung frühestens die Zeit der spätkeltischen Oppida in Frage. Dazu passen nicht nur die zeittypischen Frontkonstruktionen, sondern auch die spätlatènezeitlichen Siedlungsreste im Innern.

Während wir für die spätkeltische Besiedlung der Rheinauer Halbinsel noch einige Überraschungen zu gewärtigen haben, wie neuere Luftaufnahmen andeuten, kennen wir die spätlatènezeitliche Siedlung östlich des Walls "Schanz" bei Altenburg seit 1930, freilich erst in Ausschnitten. Sie hielt vom Wall einen Abstand einer Pfeilschußweite und zog sich weiter östlich in die muldenförmigen, alten Abflußrinnen des eiszeitlichen Rheingletschers. In ihr waren neben Spuren von Töpfereien auch Reste von Werkstätten nachweisbar, die unedle Metalle und Glas verarbeiteten; die beiden kleinen Bronzebildwerke eines Ebers und eines Stierkopfes können sehr gut hier entstanden sein. Auch wurden hier Silbermünzen geprägt; vermutlich solche "mit dem Büschchen", die unter den 76 Fundmünzen besonders zahlreich sind. Für einen Handelsplatz, den die historische Topographie ohnehin nahelegt, spricht auch die große Zahl von Bruchstücken mediterraner Amphoren, in denen überwiegend italischer Wein auf dem Fluß angeliefert wurde; eine bronzene Siegelkapsel mit eingeprägter Merkurdarstellung sowie Reste von sog. Campana-Geschirr deuten in die gleiche Richtung. Die zahlreichen Fibeln lassen auf einen Siedlungsbeginn in der zweiten Hälfte des 2. Jh. v.Chr. schließen. Militaria fehlen fast ganz; was greifbar ist, könnte mit einer Räumung durch römisches Militär vielleicht im Zusammenhang mit dem Alpenfeldzug 15 v.Chr. zu erklären sein, womit auch andere Anhaltspunkte übereinstimmen. Dagegen zeichnen sich bisher der Auszug und die Rückkehr der Helvetier im Jahre 58 v.Chr. nicht ab. F.F.


Neuzeit
1500
Mittelalter
1000
Karolingerzeit
Merowingerzeit
500
Völkerwanderungs-
zeit / Spätantike
Römische
Kaiserzeit
0
Latène-
zeit
500
Hallstatt-
zeit
1000
Urnenfelder-
zeit
Späte Bronzezeit
Mittlere
Bronzezeit
1500
Jüngere
Frühbronzezeit
Ältere
Frühbronzezeit
2000
Jüngeres
Endneolithikum
2500
Älteres
Endneolithikum
3000
Jung-
Neolithikum
3500
Übergangszeit
4000
Mittel-
Neolithikum
4500
Alt-
Neolithikum
5000
Mesolithikum
5500
6000
Römisches
Reich
Germania libera
500
400
300
200
100
0
100
Späte
Kaiserzeit
Mittlere
Kaiserzeit
Frühe
Kaiserzeit
Späte Republik
D
C 3
Jüngere
RKZ
C 2
C 1
Ältere
RKZ
B 2
B 1
A
I
II
III
Eggers
Böhme

Römische Zeit
Späte Republik und Kaiserzeit (58 v.Chr. - 284 n.Chr.)

Der historische Teil der Geschichte Nordwesteuropas beginnt 58 v.Chr. am Oberrhein. In der Person C. Iulius Caesars, Sieger über das Germanenheer des Suebenfürsten Ariovist, dehnte Rom sein Imperium bis an den Rhein aus. Über 500 Jahre dauerte der römische Zeitabschnitt unserer Geschichte, bis 476 n.Chr. der letzte weströmische Kaiser Romulus des Thrones enthoben wurde. Rom veränderte die Zivilisation dieses Gebietes und setzte Entwicklungen in Gang, auf denen die Pfeiler der heutigen europäischen Kultur gründen (Kirche, Recht, Schrift, Technik).

Auf Befehl Caesars, der die politische Grenze zwischen römischem Gallien und barbarischem Germanien entlang des Flusses gezogen hatte, bauten die zurückgekehrten Helvetier an Hoch- und Oberrhein Höhenbefestigungen (oppida) zur Germanenabwehr. In den Jahrzehnten vor und nach der Zeitwende wurden während der Kriege des Augustus gegen Germanien die ersten Truppenlager am Rhein (Dangstetten) angelegt. Nach den Flaviern (69-96 n.Chr) erfolgte der Abzug der Armee Richtung Osten und die Einrichtung der Provinzen Ober- und Niedergermanien (85 n.Chr.). Nach Einbeziehung des Neckarlandes wurde um 150 n.Chr. die Linie des äußeren Limes (Miltenberg am Main - Lorch im Remstal) erreicht, die bis in das fortgeschrittene 3. Jh. Bestand haben sollte. Die Durchdringung der mediterranen mit der bodenständigen Kultur (Romanisation) schuf mit den drei heterogenen Bevölkerungsgruppen der Römer (anfangs überwiegend römisch-italischer Herkunft), der Kelten-Gallier (in vieler Hinsicht das tragende Element) und der Germanen (die am wenigsten berechenbare Komponente) eine Provinzgesellschaft, die zunehmend von der Klammer des römischen Bürgerrechts zusammengehalten wurde. Lateinische Amtssprache und Schrift haben das Keltische weitgehend überlagert, das als Volkssprache verbreitet blieb. Das Germanische hat außer Namensgut erst spät Spuren hinterlassen. Die Staats- und Provinzverwaltung (Heereskommando, Justiz- und Steuerwesen), ausgehend von der Metropole Obergermaniens Mogontiacum/Mainz bzw. Augusta Treverorum/Trier (Finanzen), lag ausschließlich in delegierter römischer Beamtenhand, während die Verwaltung der Gebietskörperschaften (civitates, z.B. Aquae/Baden-Baden) rasch auf die ortsansässige Bevölkerung übertragen wurde. Ähnliches gilt für die Armee (Legionssoldaten: röm. Bürger, Auxiliartruppen: freie Einheimische), die im Gegensatz zur Verwaltung einen erheblichen Kosten- aber auch Wirtschaftsfaktor darstellte. Neben Gewähr für Sicherheit oblag dem Heer der Ausbau des ersten künstlichen Fernstraßennetzes in Europa. Die Straßen waren die Leitungsstränge des Staates (cursus publicus), gleichwie sie dem reichsweiten Verkehr und Handel dienten. Mit dem fünfprozentigen Warenzollgebiet (vicesima Galliarum) gab es erstmals so etwas wie einen europäischen Binnenmarkt, fußend auf der römischen Reichswährung. Der wirtschaftliche Aufschwung, ausgelöst durch Einführung neuer, von den Galliern rasch weiterentwickelter Qualitätsprodukte, ließ die italische Wirtschaft binnen kurzem nach Schutzgesetzen rufen. Das Siedlungswesen brachte bisher unbekannte Formen hervor: neben Truppenlagern (castra) entstanden Städte (coloniae, municipia), stadt- und dorfartige Siedlungen (vici). Tausende von Einzelhöfen (villae), deren ziegelgedeckte Steinarchitektur von der neuen Zeit zeugte, prägten die Landschaft. Auf dem religiösen Sektor verhielt sich das heidnische Rom großzügig. Die Interpretatio Romana, die hinter dem Namen einheimischer Gottheiten die Wirkung der eigenen erblickte, erlaubte jedem auf seine Weise selig zu werden, solange dabei nicht gegen Sittlichkeitsempfinden (Menschenopfer) oder Staatsrecht verstoßen wurde. H.U. N.

Frührömische Gläser vom Hochrhein

Mit der Entdeckung des Legionslagers von Dangstetten am Hochrhein wurde 1967 ein neues Kapitel der römischen Geschichte SW-Deutschlands aufgeschlagen. Bis dahin war unbekannt, daß es schon unter Kaiser Augustus in den Jahren zwischen 15 und 10 v.Chr. einen ersten Versuch gegeben hat, auf der rechten Rheinseite militärisch Fuß zu fassen. Nach signierten Fundstücken war es die XIX. Legion, die im Verband mit gallischen und orientalischen Hilfstruppen hier erstmals auf dem germanischen Kriegsschauplatz erscheint. Ihr Vorstoß über den Rhein richtete sich nicht nur gegen keltische Stämme, sondern auch gegen benachbarte Germanen, die bedrohlich an den Grenzen des Reichs aufgetaucht waren. Das Ziel einer befriedeten Provinz Germanien wurde damals und später nicht erreicht und auch im südwestdeutschen Raum dauerte es noch ein halbes Jahrhundert, bevor sich Rom für längere Zeit festsetzen konnte. Trotz des kurzen Gastspiels hat die römische Truppe nachhaltige Spuren hinterlassen, in Form eines von hölzernen Türmen und einer Holz-Erdemauer mit Graben geschützten Lagers, in dessen Zentrum große Holzbauten standen: die Lagerkommandantur (principia), das Wohnhaus des Legionslegaten (praetorium) und einfachere Bauten für handwerkliche Tätigkeiten (fabricae). Die Legionäre waren in Zelten untergebracht, nur die Unteroffiziere (centuriones) wohnten in kleinen Baracken jeweils am Ende der Lagergassen. Zur Truppe gehörten auch höhere Offiziere (tribuni), deren komfortable Wohnhäuser in Dangstetten nicht gefunden wurden, vermutlich wegen teilweiser Zerstörungen durch Kiesabbau. Gerade in dieses Milieu aber führen die hier vorgestellten Gläser. Schale und Becher dienten dem Weingenuß, indes nicht für jedermann: Hunderte von Tonbechern aus den Quartieren der einfachen Soldaten sprechen da eine deutliche Sprache. Zwar sind auch dort vereinzelt Glasscherben aufgetaucht, aber die Auffindung von insgesamt acht Glasgefäßen in einer einzigen Abfallgrube ist doch ohne Beispiel. Und diese Grube lag im zentralen Lagerbereich, dort, wo sich die höheren Chargen aufhielten. Abgebildet sind nur drei fast vollständig erhaltene Gefäße, eine Millefiorischale aus violettem, weißem und gelbem Glas sowie zwei türkisblaue Becher. Ein zweites Becherpaar aus blauem Glas wurde nur in Fragmenten aufgefunden. Ergänzt wird dieses Ensemble durch Teile eines Bechers und eines Fläschchens aus farblosem Glas sowie eines weiteren Fläschchens in polychromer Ausführung: insgesamt also sechs gläserne Trinkgefäße und zwei Behälter für kostbare Öle oder Essenzen. Alle diese Gefäße wurden aus Oberitalien mitgebracht oder durch Händler von dort angeliefert. Vor allem die Millefiorischale war ein wertvolles Stück, da ihre Herstellung aufwendig und damit auch kostspielig war. Allerdings lag ihr Wert immer noch deutlich unter dem von Silbergeschirr, wie es bei der römischen Oberschicht Verwendung fand.

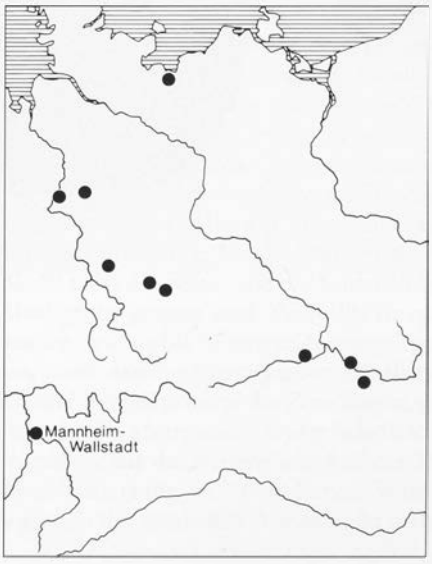
Bleibt noch die Frage, wie die Scherben von sechs gläsernen Trinkgefäßen in eine einzige Abfallgrube geraten sind. Vielleicht ist es nicht ganz abwegig, dabei an Kasinobräuche zu denken, wie sie bis in unsere Zeit gepflegt werden. Gab es einen besonderen Anlaß zu feiern, einen Abschied zu begießen, möglicherweise einen bedrohlichen Aufbruch ins Unbekannte? Bis heute hat ja das Zerschlagen geleerter Gläser etwas von seinem ursprünglichen Sinn als glückbringendes Opfer behalten. Damals im Dangstetter Lager war dieses Opfer vergebens, wie das weitere Schicksal der Truppe in den germanischen Kriegen zeigt. Nach ihrem Untergang im "Teutoburger Wald" wurde die Nummer der unglücklichen XIX. Legion in der römischen Armee nicht mehr verwendet. G.F.

Erste Germanen am Oberrhein

Die Neckarsueben, durch römische Inschriften bezeugt (Suebi Nicretes oder Suebi Nicrenses), sind ab claudischer Zeit am rechten Oberrhein nachweisbar, wo sie sich mit Duldung der das linke Rheinufer beherrschenden Römer niederließen, bis ihr Siedlungsgebiet nach 74 n.Chr. dem römischen Reichsgebiet einverleibt wurde. Trachtbestandteile und Keramik der Neckarsueben geben Hinweise auf Beziehungen nach Böhmen.

Für die Ermittlung des Beginns der seit 1953 bekannten neckarsuebischen Siedlung von Mannheim-Wallstadt, die in das 1. Jh. und den Beginn des 2. Jh. n.Chr. datiert wird, spielt der hier vorgestellte bronzene Lochgürtelhaken eine wichtige Rolle. Er stammt aus dem oberen Bereich der Fundstelle 15, einer Hütte, die im östlichen Teil durch Baggerarbeiten zerstört war. Das Fundstück (6,6 cm lang) gehört zum Typ der profilierten oder durchbrochenen Lochgürtelhaken. Der Ursprung dieser Form, die zur elbgermanischen Frauentracht gehört, muß im keltischen Bereich gesucht werden. Während die keltischen Gürtelhaken Verschlußstücke einer Gürtelkette bildeten, waren die germanischen stets mit Nieten auf einer Unterlage, z.B. Leder, befestigt. Man unterscheidet zwei Hauptformen der germanischen Lochgürtelhaken. Die ältere, mit zweifach durchbrochenem Schließhaken und gerundeten Zwischenstücken, die mit Hörnchen, Fischblasen oder Sicheln verglichen werden, hat zwei Verbreitungsschwerpunkte: Das nördliche Böhmen, und, breiter streuend, von der mittleren Saale zur Fulda und Weser mit Ausstrahlung in Richtung Rhein und lockerer Streuung nach Nordwest zur Nordseeküste und zum Niederrhein. Dieser Typ wird in die 2. Hälfte des 1. Jh. v.Chr. datiert. Die vereinfachte spätere Form ist charakterisiert durch das Fehlen der sichelförmigen Zwischenstücke. Der Gürtelhaken von Mannheim-Wallstadt gehört zu diesem Typ, der in die 1. Hälfte des 1. Jh. n.Chr. datiert wird. Seine Verbreitung streut von Böhmen nach Norden und Nordwesten; das Mannheimer Stück ist das erste westlich der Weser, zugleich das südlichste (Abb. unten).

Das massive Verschlußteil, bestehend aus einem Schließhaken, einer durchlochten Ringscheibe und einem Doppelblech, dessen oberer Teil kürzer und mit Ritzlinien verziert und dessen unterer, längerer Teil mit einem Niet zur Befestigung auf dem Ledergürtel versehen ist, hat seine beste Entsprechung in einem germanischen Grab von Tišice in Böhmen. Dieses wird durch Fibeln und italisches Bronzegeschirr mit Gießerstempel eindeutig in die 1. Hälfte des 1. Jh. n.Chr. datiert. Der germanische Gürtelhaken hat somit für die neckarsuebische Siedlung von Mannheim-Wallstadt eine zweifache Bedeutung: Er gibt einen guten Anhaltspunkt für den Beginn der Siedlung bereits in der 1. Hälfte des 1. Jh. n.Chr., zudem ist er der südlichste und westlichste Vertreter eines Typs, der bislang nur aus dem germanischen Gebiet in Böhmen und östlich der Weser bekannt war. Wie die räumliche Verteilung der bisher bekannten Exemplare zu dem Mannheimer Stück im einzelnen zu interpretieren ist, zumal im Zusammenhang mit den römischen Vorstößen gegen die Markomannen und das Reich Marbods, wird noch diskutiert. I.J.



Weihrauch für den „unbesiegten Gott"

Mithras war ein Gott im Pantheon der Perser. Mit der Ausbreitung des Perserreiches an die Küsten des östlichen Mittelmeeres gelangte sein Kult im 6. Jh. v.Chr. nach Kleinasien und Syrien und überlebte dort die Eroberung des Landes durch die Griechen und Römer. Gleichzeitig mit der Ausbreitung des Christentums erfuhr auch der Mithras-Kult eine überraschende Dynamisierung und breitete sich in kaum anderthalb Jahrhunderten in einem wahren Siegeslauf bis an die Grenzen des römischen Weltreichs aus und durchdrang alle Schichten der römischen Gesellschaft bis hinauf an den Kaiserhof. Die Anhänger des Gottes versammelten sich vor dessen Altären, allerdings nicht unter freiem Himmel wie sonst beim antiken Kultritual, sondern trafen sich in kleinen Gemeinden, streng gegen die Außenwelt abgeschirmt, in unterirdischen Heiligtümern. Das hat die Konservierung mithrischer Kultdenkmäler begünstigt. Und so verdanken wir wohl vor allem diesem Tatbestand die auffallende Häufigkeit und die oft außergewöhnlich gute Erhaltung der Bauwerke. Mithrische Kulträume besitzen regelmäßig einen Vorraum, in dem sich die Gläubigen - nur Männer waren zugelassen! - auf das Kultgeschehen vorbereiten konnten. Der eigentliche Gemeinderaum ist dreischiffig angelegt; rechts und links von einem schmalen Mittelgang, der auf das Allerheiligste mit dem Altar und dem Kultbild hinführt, ließen sich die Mithrasjünger wie bei einem antiken Gastmahl auf erhöhten Podien nieder, während der Priester das Opferritual leitete.

Das Mithräum von Riegel a.K. wurde im Gartengelände des erzbischöflichen Kinderheimes St. Anton im Winter 1932 entdeckt, als beim Tiefpflügen ein großer Opferaltar ans Tageslicht kam, der durch die Weihinschrift mit dem Titel DEO INVICTO = "dem unbesiegten Gott" auf ein Heiligtum des iranischen Gottes hinwies. Eine Ausgrabung, die leider vorzeitig abgebrochen werden mußte, bestätigte diese Vermutung. 1974 gelang es dem Verfasser im Auftrage der Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes, die restlichen Teile des Kultraumes freizulegen, der im Anschluß daran von der Gemeinde Riegel konserviert und als Freilichtmuseum hergerichtet wurde. Das Bauwerk ist zur Zeit das einzige Denkmal seiner Art im ehemals badischen Landesteil, das in allen Einzelheiten mit moderner Grabungsmethode freigelegt wurde und in konserviertem Zustand erhalten öffentlich zugänglich ist. Leider konnte das Kultbild - wegen seines Bilder- und Symbolreichtums bei einem Mithräum immer ein Objekt von besonderem Interesse - von den Ausgräbern nicht gefunden werden. Dafür bescherte Riegel 1932 und 1974 eine Fülle von Kultgeschirr und Gerät, darunter zwei kleine Altäre mit undeutbaren Zeichen, hier abgebildete Räucherkelche verschiedener Größe - z.T. mit Brandspuren -, Lampen und zahlreiche Trinkgefäße. Einmalig und rätselhaft unter dem Fundgut ist ein eisernes Kultschwert, das - in der Mitte von einem halbkreisförmigen Bügel unterbrochen - verschiedenartig gedeutet wurde und weiterhin die Fantasie wie den Scharfsinn der Fachleute beschäftigen wird. B.C.

Gemalter Mythos – Bilder aus einer römischen Villa

Als 1983-85 im Ortskern von Grenzach das Wohngebäude einer Villa rustica von stattlichen Ausmaßen und ungewöhnlich reicher Ausstattung teilweise ausgegraben werden konnte, kamen in der Verschüttung eines nur ausschnitthaft freigelegten Raumes am Rande des Grabungsareals Fragmente einer figürlichen Wandmalerei zutage, deren herausragende Qualität fast alles in den Schatten stellt, was wir bislang an Wandmalereien aus dem Norden des Römischen Reiches kennen.

Die Fragmente der in Freskotechnik auf den gut 8 cm dicken Wandverputz aufgetragenen Malerei ließen sich zum Teil zu größeren Bildausschnitten zusammenfügen. Auf ihnen sind vor einem hellblauen Hintergrund Reste von mindestens drei lebensgroßen Figuren zu erkennen: der Kopf und die Schulterpartie einer behelmten männlichen Gestalt, die linke Hand einer weiblichen Figur sowie ein Teil des Kopfes und die rechte Schulter einer weiteren männlichen Figur.

Der in Dreiviertelansicht dargestellte Behelmte befindet sich in heftiger Bewegung nach rechts; darauf deuten die nachwehenden nackenlangen Haare hin. Sein Helm ist mit einem großen Helmbusch und einer langen weißen Feder geschmückt. Über die rechte Schulter fällt ein zinnoberroter Mantel. Ein dunkelroter, leicht gebogener Gegenstand vor seinem linken Arm wird am ehesten als Schild zu deuten sein.

Oberhalb der rechten Schulter des Behelmten streckt eine weibliche Figur ihre linke Hand aus. Durch die Finger gleitet der Zipfel einer blauen, durchscheinenden Stoffbahn, die wahrscheinlich Teil ihres Gewandes ist.

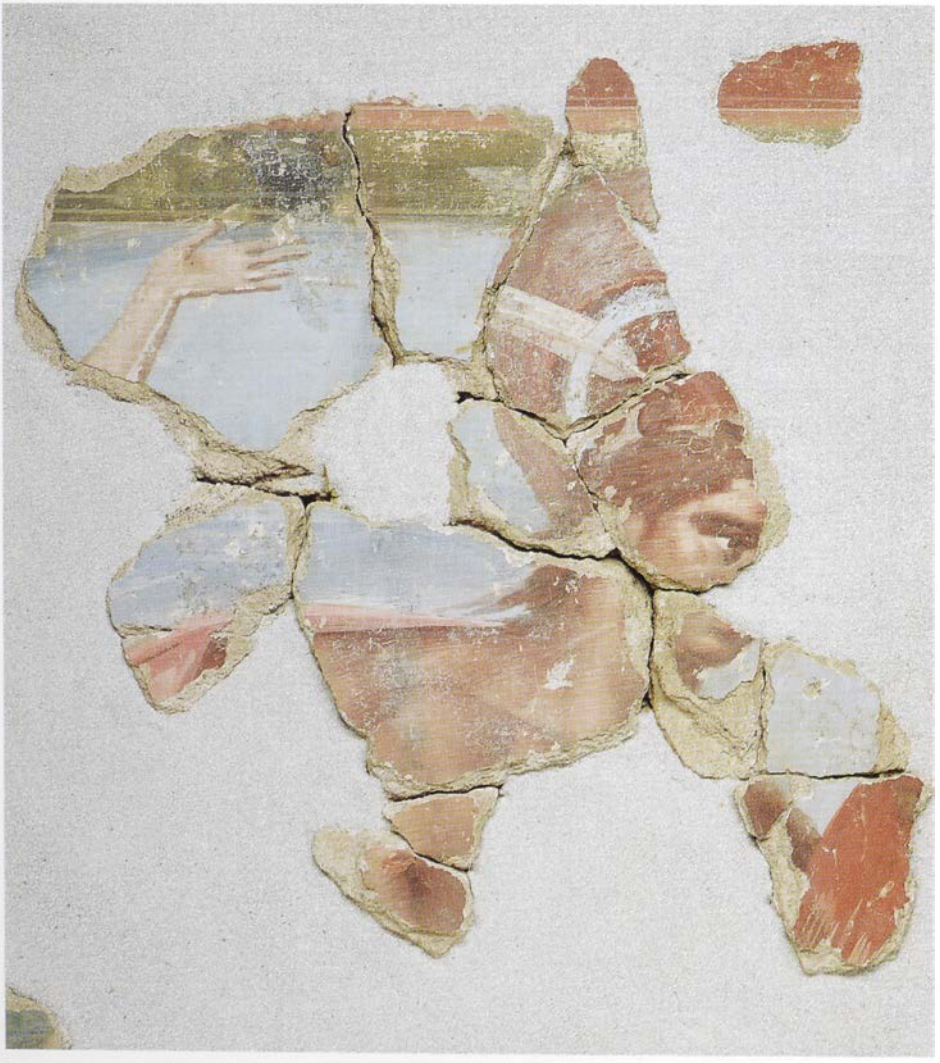
Der Arm von sehr heller Hautfarbe gehört sicher nicht - wie bisher angenommen - zu der frontal dargestellten Figur, von der Teile der rechten Schulter, des Halses, der Haarkalotte und die rechte Schläfe erhalten sind. Die dunkle Hautfarbe, die zerzausten, kurzen Haare und vor allem die kräftige Muskulatur weisen auf eine männliche Figur hin.

Auf einem weiteren Ensemble von aneinanderpassenden Fragmenten sind Reste eines Tierkörpers und eines davor sich abzeichnenden Knotenstocks zu erkennen, die am ehesten als die Übergangspartie vom menschlichen Oberkörper zum Pferdeleib eines mit einem Ast kämpfenden Kentauren zu interpretieren sind. Zu diesem oder auch zu einem anderen Kentauren könnte der männliche Kopf mit zerzaustem Haar gehört haben.

Jeder Versuch, die auf einem großen Tafelbild oder in einem Fries dargestellte Szene anhand dieser wenigen bisher bekannten Bildausschnitte zu rekonstruieren und zu deuten, muß hypothetisch bleiben, bis spätere Grabungen vielleicht noch einige der großen Lücken schließen können.

Am ehesten scheinen sich die Bildausschnitte in eine oft dargestellte Episode aus der griechischen Mythologie zu fügen: den Kampf der Lapithen gegen die Kentauren, der entbrannt war, als die zur Hochzeit des Lapithen Peirithoos geladenen Kentauren dessen Braut raubten. In dem Behelmten wäre dann ein Lapith oder Theseus, der Freund des Peirithoos, dargestellt. Die ausgestreckte weibliche Hand wäre die der Braut oder einer der anderen geraubten Frauen.

Das Fresko gehört wohl der Erbauungsphase der Villa an, dem letzten Drittel des 1. Jh. n.Chr. In charakteristischen Stilelementen - z.B. in der Art, wie dichte Pinselschraffuren plastische Effekte in der Körper- und Gesichtsmodellierung erzielen - erinnert es eher an späte Wandmalerein aus den 79 n.Chr. untergegangenen Vesuvstädten als an Wandmalereien des 2. und 3. Jh. n.Chr., von denen die ebenfalls sehr qualitätvollen Fresken aus Nordfrankreich, insbesondere Neufunde aus Lisieux, am ehesten zu vergleichen wären. H.H.

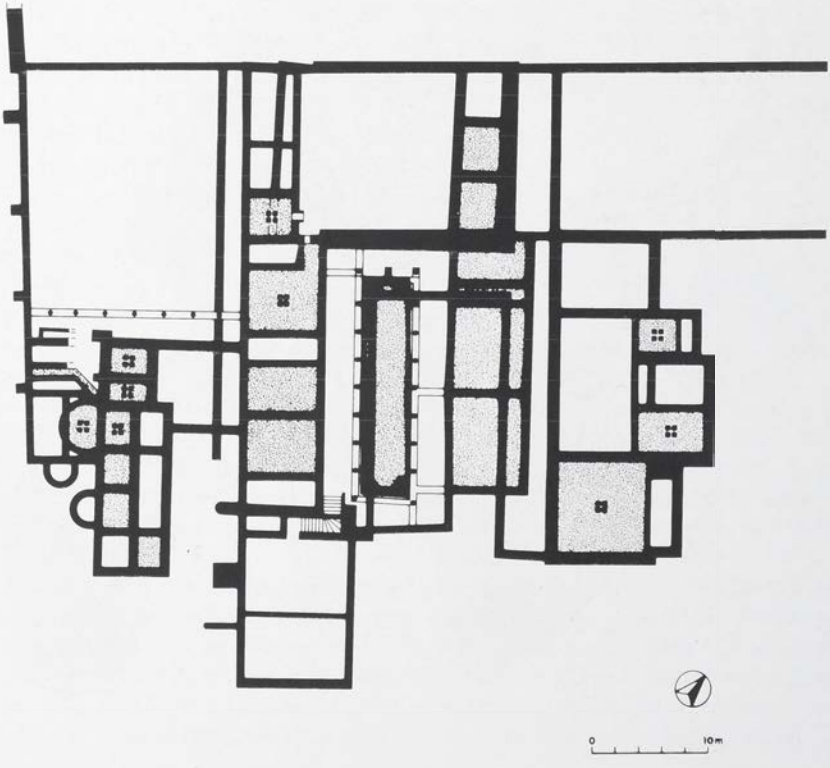


Die römische Oberschicht am Oberrhein

Seit 1811 überliefert, zwischenzeitlich vergessen und wiederentdeckt, ließ 1989 ein Luftbild den Charakter der römischen Ruinen unweit des Malteserschlosses von Heitersheim hervortreten. Sondagen der Jahre 1991/92 erlauben Angaben zur Struktur des vielräumigen Hauptgebäudes, das inmitten eines 5 ha großen Areals gelegen, reich mit farbiger Innendekoration, Marmortäfelung und Mosaikböden ausgestattet war.

Die Mauerzüge auf dem Luftbild verkörpern zwei Bauphasen, eine vor 100 n.Chr. errichtet, die eine jüngere gegen 200 n.Chr. ablöste. Der erste Holzfachwerkbau am Ort, der bislang älteste Römerbau rechts des Oberrheins, entstand bereits um 30 n.Chr. Seine Größe dürfte dem ersten Steinbau etwa entsprochen haben. Kern dieses Bauwerks bildete ein Säulenhof mit Wasserbecken, den Raumfluchten flankierten, deren südliche - der Privatbereich - sich verbreiternd einem Keller Raum gab, während die großen Räume im Nordteil repräsentative Züge trugen. Unterhalb des Wohntraktes lag das Bad, das ein Vorplatz nach Westen begrenzte, wohin sich auch eine große Halle oder Hof, der ehemalige Eingangsbereich, öffnete.

Teilweise Niederlegung alter Bausubstanz, Verfüllung des Wasserbeckens und Erweiterung des Innenhofs schafften Platz für einen Neubau des Repräsentationstraktes. Dessen tiefreichende Fundamente deuten auf hohe Säle und Obergeschoß, von wo aus nur Kaiserstuhl und Vogesen den Blick begrenzten. Frühmittelalterliche Grabstätten und Steinraub markieren das Ende dieses Bauwerks, dessen Funktion und Besitzer im Umfeld des römischen Silberbergbaus vermutet werden und dessen Entdeckung das Oberrheingebiet um eine neue Komponente mediterraner Zivilisation bereichert hat. H.U.N.



Römische Geschirrproduktion im Breisgau

Die rotglänzende Terra Sigillata, Leitfossil für römische Fundplätze und deren Datierung, verbreitete sich nach 30 v.Chr. von Arretium (Arezzo/Italien) über das Imperium Romanum. Ihr Stellenwert als Erkennungsmerkmal und Zeitmesser gründet sich auf die charakteristischen Erzeugnisse und die zeitliche Abfolge ihrer Herstellungszentren. Diese hatten bei ihrer Verlagerung Richtung Hauptabsatzgebiet von Süden (Italien) nach Norden (Gallien) und Osten (Germanien) gegen Ende des 1. Jh. n.Chr. Lothringen und das Elsaß erreicht. Die erste rechtsrheinische Sigillata-Töpferei nahm in den 30er Jahren des 2. Jh. bei Lehen/Umkirch, Stadtgebiet Freiburg, ihre Tätigkeit auf. Hier wirkte für ein bis zwei Jahrzehnte ein Sigillatahersteller, der seine unverwechselbare Ware mit dem Stempel A.GIAMILVS signierte. Neben glatten, bislang ungestempelten Formen war es vor allem die halbkugelige, reliefverzierte Schüssel, die er in sehr unterschiedlicher Qualität auf den Markt brachte.

Schon vor 1872 muß man zum ersten Mal auf die Lehen/Umkircher Töpferei aufmerksam geworden sein, denn im Nachlaß des Freiburger Professors und Archäologen H. Schreiber (1793-1872) fand sich neben einigen charakteristischen Sigillatascherben auch ein Formschüsselfragment (oben). Insbesondere die S-förmigen Zierelemente, die anhand gestempelter Belege aus Rottweil unzweifelhaft dem A.GIAMILVS zuzuweisen waren, veranlaßten R. Knorr (1907), die Töpferei dieses Herstellers in Lehen zu suchen. Danach wurde es wieder stiller um die Lehener Sigillatatöpferei, deren Produktionsstätten bis heute nicht aufgefunden worden sind, vielleicht weil sie der neuzeitliche Ziegeleibetrieb dort zerstört hat. Erst als 1988 aus dem benachbarten Umkirch ein weiteres, ebenfalls unsigniertes Formschüsselbruchstück (Mitte) neben größeren Mengen fertiger Ware zum Vorschein kam, ergab eine anschließende Bestandsaufnahme, daß dieser A.GIAMILVS zu seiner Zeit ein recht aktiver Unternehmer gewesen sein muß. Nicht nur im Oberrheingebiet von Basel bis Straßburg fehlen seine Produkte an keinem bedeutenderen Platz, auch über den Schwarzwald hat er ins Neckargebiet und die Donau abwärts bis Straubing in nicht unerheblichen Stückzahlen geliefert.

A.GIAMILVS kam wahrscheinlich aus der Sigillatatöpferei in Luxeuil (Haute-Saône), westlich der Vogesen. Obgleich sein Name aus dieser Töpferei nicht überliefert ist - aus Banassac ist ein gleichnamiger bekannt - und von dort keine von ihm signierte Reliefware vorliegt, stammt doch sein Bildstempelrepertoire überwiegend aus Abformungen dieser Töpferei. So plötzlich wie A.GIAMILVS in Lehen/Umkirch begann, so abrupt verschwand er wieder, d.h. die dortige Sigillatatöpferei fand keine Fortsetzung. Auch nicht an anderer Stelle in einem der römischen Töpfereiorte Bad Krozingen, Riegel oder Lahr, obgleich man sich dort offenbar auch in dieser Kunst versuchte. Riegel, woher das Bruchstück einer von außerhalb (Lezoux oder Rheinzabern) bezogenen Formschüssel des COBNERTVS stammt, steht seit langem in Verdacht, eine Sigillataproduktionsstätte gewesen zu sein. In Lahr fand sich 1991 bei Grabungen des Landesdenkmalamtes ein unansehnliches, gerundetes Keramikbruchstück, das auf seiner geglätteten Innenseite negative Eindrücke zeigt (unten). Auf den ersten Blick wie eine Formschüssel aussehend, erweist es sich bei näherer Betrachtung als das Fragment eines gebrannten Tonrings, der aufgrund seiner bezeichnenden Punzabdrücke von einer fertigen Sigillataschüssel des bekannten ostgallischen Herstellers CIBISVS abgeformt und danach gebrannt worden ist. Fraglos stellt dieser seltene Fund ein unmittelbares Zeugnis für Versuche dar, die dazu dienen sollten, auch in Lahr Reliefware herzustellen. Es blieb aber offenbar bei dem Versuch, denn die Töpfereizentren Heiligenberg und Rheinzabern beherrschten den Markt bereits vollkommen. H.U.N.

Bacchus am Rhein – ein Weinkrug aus Waldkirch

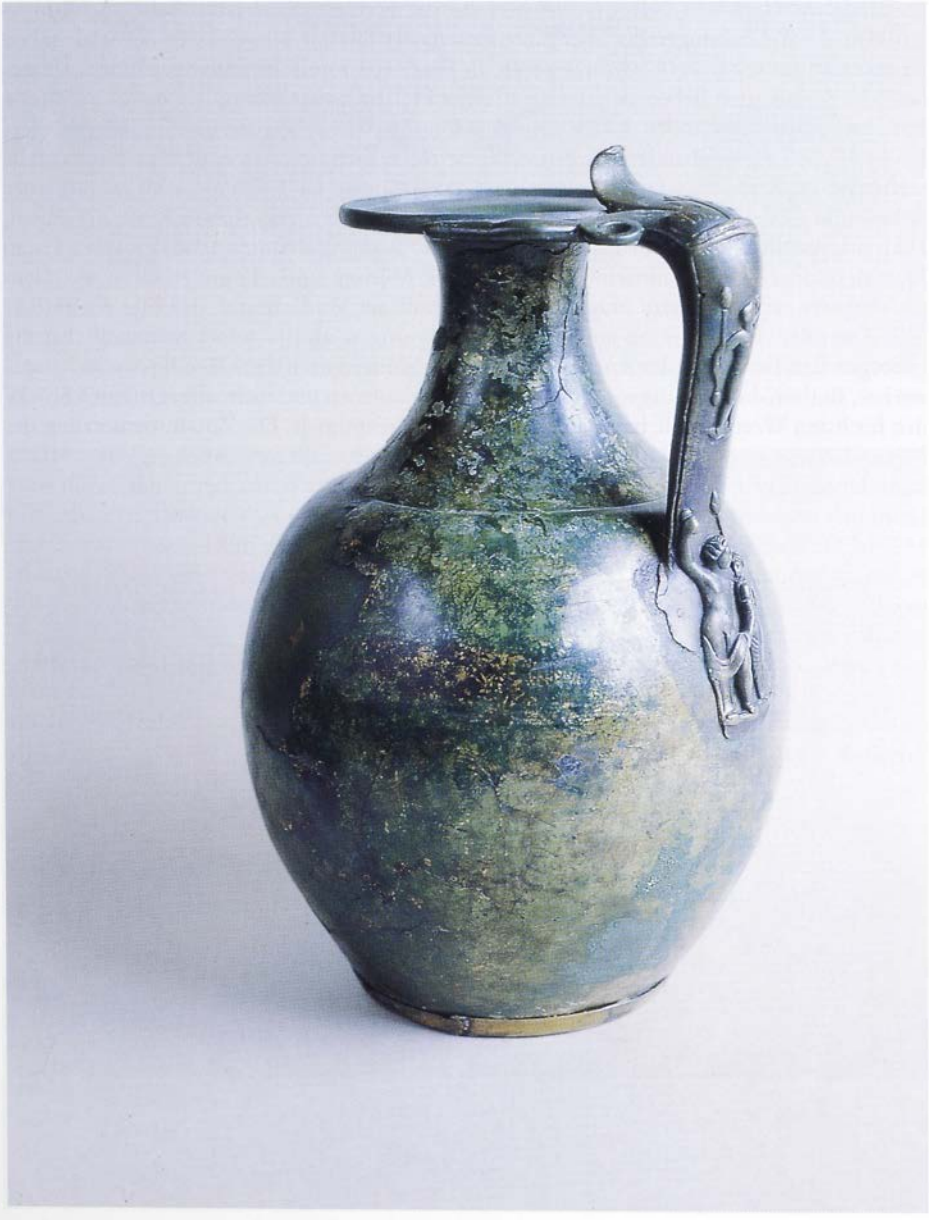
1881 fand der Wirt Amand Reichenbach nach einem Erdrutsch im Altersbachtal am Fuße des Kandel (südöstlich von Waldkirch) - wie er 1882 berichtet - "allerlei kupferähnliche Gegenstände..., meistens zerbrochen: eine hohe Kanne, etwas wie ein Kelch, ein Kruzifix,..., es gab wohl einen halben Sack voll." In den Fundgegenständen, die 1882 in die Großherzogliche Altertümersammlung Karlsruhe gelangten und sogleich restauriert wurden, erkannte man ein Ensemble von stark fragmentierten römischen Bronzegefässen. Der "Kelch" und das "Kruzifix" entpuppten sich als Teile des prachtvollsten der acht Gefäße: als der Gefäßkörper und der reliefverzierte Henkel eines Kruges.

Der Bronzekrug mit ausladendem Bauch, einer markanten Kerbe an der Schulter und schmalem Hals wurde aus zahlreichen Fragmenten wieder zusammengesetzt. Etwa 2/5 des Gefäßkörpers und die gesamte Mündung wurden in Bronze ergänzt, ferner Teile des Bodens. Von dem wieder angesetzten, voll gegossenen Henkel fehlt nur der Attaschenrand. Der Henkel endet oben in einem Akanthusblatt, Voluten, einem hochgebogenen Zungenblatt und in Vogelköpfen mit langen Schnäbeln (Gansköpfen?), die sich an die Gefäßmündung anschmiegen. In den figürlichen Reliefs auf der Attasche und der Henkelmitte sind nicht - wie der Finder vermutete - Motive aus der christlichen Ikonographie zu erkennen, sondern Ausschnitte aus dem kultischen Festzug (Thiasos) des Dionysos (Bacchus), des antiken Weingottes. Dionysos selbst erscheint auf der Attasche, einen Becher (?) in der erhobenen rechten Hand. Den linken Arm stützt er auf die Schulter einer weiblichen, mit Chiton (Untergewand) und Mantel bekleideten Figur, in der Ariadne zu sehen ist - die kretische Königstochter, in die sich Dionysos auf Naxos verliebt hatte. Sie hält mit der linken Hand seinen Mantel, der ihm auf die Oberschenkel herabgeglitten war. Mit der linken Hand umfaßt Dionysos den Thyrsosstab, einen Stab mit Pinienzapfen, der ihn und sein Gefolge kennzeichnet. Ein Satyr aus dem Dionysos-Thiasos ist in der mittleren Henkelzone dargestellt: tänzelnd nach rechts schreitend, in der Rechten einen Doppelthyrsosstab, in der erhobenen Linken offenbar Trauben. Ein Pantherfell bedeckt seinen linken Oberarm.

Die dionysischen Motive geben einen deutlichen Hinweis auf die Verwendung des Gefäßes als Weinkrug. Bronzene Weinkrüge von der Form des Waldkircher Kruges, deren Henkelreliefs ebenfalls auf den Dionysos-Kult anspielen, sind in größerer Zahl weit verstreut im Römischen Reich gefunden worden: die frühesten (aus dem 1. Jh. n.Chr.) in den campanischen Vesuvstädten, vorwiegend spätere (aus dem 2. und 3. Jh. n.Chr.) in den nördlichen Provinzen, davon die meisten in Gallien. Aus einer gallischen Werkstatt stammt wahrscheinlich auch der Weinkrug von Waldkirch.

Um 260 v.Chr., als die Alamannen in das Römische Reich einfielen, hat sein ehemaliger Eigentümer ihn sehr wahrscheinlich zusammen mit den mitgefundenen Bronzegefäßen vergraben, um diesen seinen kostbarsten Besitz vor den Feinden zu verstecken. Der Krug wird aber schon einige Jahrzehnte vorher entstanden sein; das läßt die abgegriffene Figur des Satyrs an der Henkelmitte vermuten.

Wie bei vielen dieser Weinkrüge steht der Henkelschmuck noch ganz in der Tradition späthellenistischer Gefäße aus dem ostmediterranen Raum; das wird an den Vogelköpfen und der Dionysos-Ariadne-Gruppe besonders deutlich. H.H.



Ein römischer Münzsammler in Portus/Pforzheim?

Von 1989 bis 1991 fanden auf dem Areal des Kappelhofplatzes im Stadtteil Altstadt von Pforzheim in Nähe der schon seit römischer Zeit genutzten Furt über die Enz archäologische Ausgrabungen statt. Das Gelände war seit dem letzten Krieg nicht mehr überbaut worden, und die bis dato bekannten archäologischen wie auch die historischen und namenskundlichen Quellen ließen erkennen, daß dieser Bereich um die "Altstädter Kirche" als älteste Siedlungsstelle im Weichbild der heutigen Stadt Pforzheim anzusehen ist.
So fand sich schon sehr bald der Hinweis auf die Fortsetzung der römischen Siedlungsstruktur, die in Grabungen der 50er Jahre jenseits der Enz auf dem Gelände des Städtischen Krankenhauses festgestellt worden waren, in Form von römischen Steingebäuden. Unterhalb der Steinbauten ließen sich die Reste einer Holzbauphase feststellen, die sich als Teile von Holzfachwerkgebäuden dokumentierten. Unmittelbar neben den übereinandergelagerten Holz- und Steingebäuden wurde ein kleiner Metallschmelzofen entdeckt, der ebenfalls mehrere Bauphasen aufwies. In seiner jüngsten Bauphase fand sich ein kleiner römischer Silbermünzschatz. Er umfaßt Denare der römischen Kaiser Vespasian, Domitian, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius für Faustina I und Marc Aurel (Bestimmung durch Peter-Hugo Martin, Badisches Landesmuseum Karlsruhe). Die Münzen sind sehr gut erhalten, vor allem die jüngeren wirken nahezu prägefrisch. Es kommt der Verdacht auf, daß hier ein antiker Münzsammler diese Münzen aus dem Verkehr gezogen und in seiner Schmuckschatulle geborgen hat. Da sich in der Antike der Wert der Münzen nach dem Metallgewicht bemessen hat, stellten die voll ausgeprägten, wenig umgelaufenen und nicht abgegriffenen Stücke den höchsten Wert dar. Sie hat man also bevorzugt gesammelt. Die Zusammensetzung des Münzschatzes - jeweils eine Münze der genannten Kaiser - läßt tatsächlich auf einen Münzsammler schließen. Offenbar hatte er Spaß daran, die "Kaiser seines Jahrhunderts" in einer Geldbörse präsent zu haben. Die Schlußmünze des kleinen Münzschatzes datiert in das Jahr 161 n.Chr. Vielleicht ergibt sich also daraus ein Zusammenhang mit kriegerischen Ereignissen an der germanischen Grenze in dieser Zeit. Zu denken wäre an die Chatteneinfälle in Obergermanien oder die Markomannenkriege an der unteren Donau, deren Auswirkungen sich auch bis nach Obergermanien hin bemerkbar machten.
Die Fundstelle des Münzschatzes im Bereich oder Ofenstelle läßt vermuten, daß der Besitzer seine Kleinodien hier versteckte und sie später - aus uns unbekannten Gründen - nicht mehr heben konnte. So wirft dieser kleine Münzschatz ein helles Schlaglicht auf die Zustände im römischen Pforzheim gegen Ende des 2. Jh. n.Chr. E.Sch.

Der ährentragenden Göttin geweiht

Bei archäologischen Ausgrabungen in den Jahren zwischen 1982 und 1986 wurde etwa 350 m nordöstlich des Osterburkener Kohortenkastells ein Beneficiarier-Weihebezirk ausgegraben. Verursacht durch Bohrarbeiten im Zuge eines Brückenbaus fanden sich die ersten mit Inschriften versehenen Weihealtäre, und bei der Ausgrabung des Areals ließen sich mehrere in Reihen hintereinander stehende Weihesteine bzw. deren Plinthen freilegen, die hier in Front eines mehrperiodigen Holztempelbaus standen.

Das Weiheareal durchlief eine komplizierte bauliche Entwicklung. Das älteste Heiligtum ist ein kleines halbkreisförmiges Nymphäum aus Stein, über dem um das Jahr 160 n.Chr. zunächst ein kleiner kapellenartiger Tempelbau errichtet wurde, der einem großen rechteckigen Tempel weichen mußte. Die feuchten Untergrundverhältnisse hatten dafür gesorgt, daß die Holzreste noch in einem hervorragenden Erhaltungszustand geborgen werden konnten. Vor der rechten Ecke des großen Holztempels befand sich ein Wasserbauwerk und unmittelbar daneben wurden während der Grabung die Schwellbalken eines kleinen Heiligtums freigelegt, in dessen Zentrum sich der zerbrochene Weihealtar an die Dea Candida mit deren in einer Nische gegebenen figürlichen Darstellung fand.

Die in Relief gearbeitete stehende Göttin ist mit langem Gewand und Mantel sowie mit Diadem dargestellt. In ihrer rechten, gesenkten Hand hält sie eine Ähre (wohl Dinkel), in ihrer linken ein Szepter. Das Oberteil des Weihealtars mit auf der Vorderseite seitlich spiralenverzierten Pulvini trägt die erste Zeile der Weiheinschrift, die im gesamten in der Übersetzung lautet:

Der Dea Candida, der Königin und ihrem Numen hat Lucius Trajanius Ibliomarus, Soldat der Legio VIII Augusta, Beneficiarier des Statthalters, für sich und die Seinen ein Gelübde eingelöst, gerne, freudig und nach Gebühr.

Eine zweite Inschrift aus dem Beneficiarier-Weihebezirk von Osterburken nennt dieselbe Göttin. Die Weihung wird dort von einem Soldaten namens Gaius Paulinius Justus ausgeführt. Dea Candida ist auch als sitzende Gottheit in Frankfurt/Heddernheim dargestellt, aus der Umgebung von Straßburg stammen noch zwei weitere zu ihren Ehren abgefaßte Inschriften.

Die bisher bei der Göttin bekannten Attribute scheinen Hinweise auf deren Würde und segenspendende Funktion im regionalen römischen Götterhimmel Galliens und Germaniens zu geben. Die Darstellung der Ähre, wie sie im Falle Osterburkens gegeben ist, findet sich ja sonst vor allem bei Ceres oder auch bei der einheimischen Herecura/Proserpina. Möglicherweise war Dea Candida wie diese genannten Gottheiten mit der Fruchtbarkeit der Felder verbunden.

Aufgrund der stratigraphischen Fundlage des Dea Candida-Altars innerhalb des Beneficiarier-Weihebezirks von Osterburken wie aber auch im Hinblick auf Stil und Qualität der Darstellung ergibt sich eine Datierung des Denkmals etwa in die 80er Jahre des 2. Jh. n.Chr. E.Sch.

Das Ettlinger Weinrelief

Bei den Ausgrabungen des Jahres 1989 in Ettlingen wurde an der Ecke Martinsgasse/Johannesgasse auf einem sich über mehrere Altstadtparzellen erstreckenden Grabungsareal ein römisches Sandsteinrelief gefunden.
Es handelt sich um eine reliefverzierte Platte aus kristallinem, rotbraunen Sandstein in den Abmessungen von 78 x 48 cm. Das Denkmal lag in einem annähernd rechteckigen, durch Brandschutt, Hüttenlehm und Wandverputz gekennzeichneten Areal in nur 0,80 m Tiefe unter dem heutigen Bodenniveau. Der durch die Hitze verziegelte Wandverputz zeigte geometrische Reliefmuster, die daran denken lassen, daß das Kunstwerk einst in einem kleinen aedicula-ähnlichen Gebäude, das aus Holzfachwerk bestand und dessen Wände mit plastisch gemustertem Wandverputz versehen waren, gestanden hat.
Das antike Steindenkmal zeigt zwei in die römische Toga gekleidete, zueinander gekehrte Personen, wohl Mann und Frau. Die Gesichter der Figuren sind leider zerstört. Sie stehen auf einem Sockel zu beiden Seiten eines Weinfasses. Sowohl die Ausführung der Kleidung, vor allem das Faltenrelief, die Gestik der Hände und die dargestellten Attribute lassen eine hervorragende und über das künstlerische Vermögen, das sich sonst an anderen römischen Steindenkmälern der Umgebung zeigt, hinausgehende Arbeit erkennen. Die linke Person hält in ihrer linken Hand eine Schale mit Weintrauben, mit der rechten Hand in diese hineingreifend. Die rechts dargestellte Person hat in der rechten Hand ein Rebmesser (falx vinatoria) vor der Brust und hält darüber hinaus noch ein zweihenkliges Gefäß. Die Linke faßt eine Weinrebe. Am Rand, neben den Köpfen und zwischen den Gesichtern der beiden, sind Weintrauben dargestellt, alles von besonderer Qualität.
Das Ettlinger Relief ist mit seinen vielen optischen Anspielungen sicher im Umfeld des Weinbaus anzusiedeln. Die Art der Darstellung findet sich vor allem auf gallischen Grabreliefs, doch ergeben sich bei dem Ettlinger Stein bisher keine weiteren Hinweise auf einen Grabzusammenhang. Die zahlreichen Bezüge zum Weinbau scheinen es zuzulassen, in den Dargestellten Weinbauern zu sehen. Sollte dies zutreffen, so besäßen wir mit diesem Relief gleichzeitig einen deutlichen Hinweis auf Weinbau im Ettlinger Gebiet in römischer Zeit.
Die Fundstelle des Reliefs liegt nur wenige Meter von einem ausgedehnten römischen Gebäudekomplex entfernt, der sich unterhalb der Ettlinger Altstadt von der Martinskirche bis zur Entengasse erstreckt. Mit großer Wahrscheinlichkeit handelt es sich dabei um das repräsentative Wohn- und Geschäftsanwesen einer am Ort führenden Familie in römischer Zeit. Aus in Ettlingen und Umgebung gefundenen Inschriften läßt sich der Familienclan der Cornelier nachweisen, und es liegt nahe, den archäologischen und inschriftlichen Befund miteinander zu verbinden. Insofern könnten sich in den auf dem Weinrelief dargestellten Personen Mitglieder dieser Familie wiederfinden, deren wirtschaftlicher Hintergrund dann möglicherweise auch im Weinbau zu suchen ist.
Ettlingen insgesamt war in römischer Zeit eine kleine Straßensiedlung, die sich seit dem Ende des 1. Jh. n.Chr. im Umfeld einer wichtigen Straßenkreuzung und eines Nord-Süd-Übergangs über die Alb entwickelte. Die Blüte des Ortes lag zweifellos an der Wende vom 2. zum 3. Jh. n.Chr. unter den Kaisern des severischen Kaiserhauses. In diese Zeit dürfte auch das Relief mit Darstellung der Weinbauern oder Weinhändler gehören. E.Sch.

Legionäre und Veteranen im Kurzentrum Aquae/Baden-Baden

Das heutige Baden-Baden gründet auf römischen Wurzeln gemeinsam mit einer Reihe berühmter Kurorte wie Aachen, Wiesbaden, Baden/Aargau, Baden bei Wien. Heilquellen waren das sie alle verbindende Element, welches die römischen Legionen frühzeitig für ihre Erholungsbedürftigen nutzten. Die antike Badekultur hat den Grundstein für den internationalen Ruf Baden-Badens gelegt, und dasselbe Bevölkerungsgemisch von Kurgästen, Pensionären oder von und mit dem Badebetrieb lebenden Einwohnern kennzeichnete die Gesellschaft damals wie heute. Prägte in der römischen Frühzeit (nach 70 n.Chr.) das Militär das Straßenbild, überwog mit der Gründung der Civitas Aquensis (nach 100 n.Chr.) das zivile Element. Kenntnis darüber geben Bau-, Weih- und Grabinschriften. Letztgenannte konnten 1980 im Zuge von Bauarbeiten am Hindenburgplatz, wo sich ein großes römisches Gräberfeld erstreckte, um weitere drei vermehrt werden, von denen zwei hier erstmals vorgestellt werden.

In allen Fällen handelt es sich um Grabstelen aus örtlichem Sandstein. Nur der obere Teil der Inschrift hat sich vom Grabstein eines Veteranen der 8. Legion aus Straßburg (rechts) erhalten, der mit dem üblichen Formular an die Totengötter beginnt:

D(is) M(anibus)/ C(aio) IVL(io) AQVI/ NO VET(erano) LEG(ionis)/VIII AVG (ustae) IVL (ia? -ius?)/ C[—- F(aciendum) C(uravit)].

Die Inschrift wird von einem Angehörigen (Kind, Freigelassener?) gleichen Namens gesetzt worden sein. Ob der Beiname auch die Herkunft des Mannes aus Aquinum (Latium/Italien) verrät, ist nicht mehr zu entscheiden. Jedenfalls hat er als Ruheständler auch seine letzte Ruhe in Aquae gefunden.

Aus der Moselgegend, genauer aus dem Trierer Gebiet, stammte hingegen ein Mann, der aufgrund seines frühen Inschriftentextes wohl schon zu Gründungszeiten des Kurbetriebes in Aquae verstorben war (links): C(aius) ELVISSIVS/ CAPITO/CIVES TREVER/ H(eres) F(aciendum) C(uravit)/ H(ic) S(itus) E(st). Während der Beiname Capito im Westen des römischen Reiches sehr verbreitet war, stellt der Badener Stein für den Familiennamen Elvissius den zweiten Beleg dar; der erste stammt aus Mainz. Der Name leitet sich aus dem keltischen Elvisso oder Elvissa ab - letzterer ist als Sigillatatöpfer aus Trier bekannt. Das Schlußformular: "der Erbe hat (den Grabstein) machen lassen; hier liegt er (Capito) begraben" verweist in Verbindung mit dem kargen Text und der floralen Ausgestaltung des Steines die Grabanlage in das 1. Jh. n.Chr. Capito war treverischer Bürger, d.h. Angehöriger jenes gallischen Stammes, dessen Mitglieder auffallend häufig als Händler und Gewerbetreibende außerhalb ihrer Civitas erscheinen. Zu dieser Gesellschaftsschicht dürfte auch Capito gehört haben. Leider sagt sein Grabstein weder über nähere Angehörige, sein Alter, noch sonstige Lebensumstände etwas aus, die es uns erlauben würden, seine Tätigkeit bzw. den Grund für seine Anwesenheit in Aquae näher zu umschreiben. So bleibt nur die Vermutung, daß der aufblühende Kurbetrieb ihn dorthin gelockt hat. Mit diesen beiden Inschriften erweitert sich der Personenkreis römischer Bewohner von Aquae um den Rentier und den Fremden, während bisher aktive Soldaten verschiedener Truppengattungen das Bild bestimmten: kein völlig überraschender Einblick in die Bevölkerungsstruktur, aber einer, der lebhaft an das Baden-Baden der jüngeren Vergangenheit, zur Zeit seiner höchsten Publikumsgunst erinnert. H.U.N.

D M

Wein und Eros – die Silberschale von Stettfeld

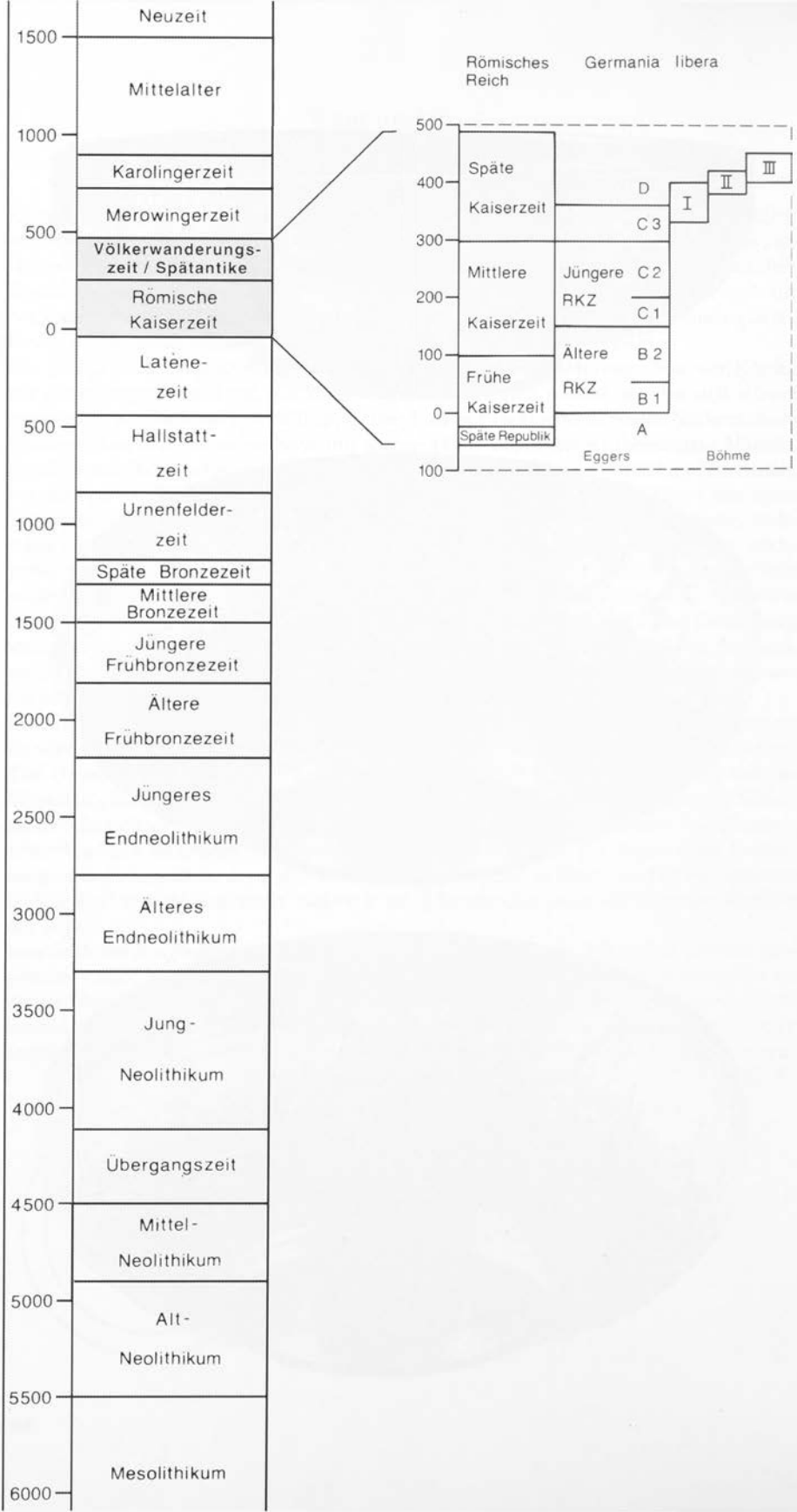
Keinem Grab zuzuordnen und als Votiv o.ä. in die Erde gelangt, war eine massive reliefverzierte Silberschale von 8,6 cm Durchmesser, 2,8 cm Höhe und 152 g Gewicht, das auffälligste Fundstück, das die Grabung des Jahres 1979 im römischen Gräberfeld auf dem Rosenberg in Stettfeld (Fundstelle 65) erbrachte. Innen plan poliert, gliedert sich die Außenseite in einen gepunzten Randstreifen, eine figürliche Bildzone und einen glatten Boden mit Ringfuß, dessen Inneres deutliche Spuren des Abdrehens zeigt.

Die gebogene Wand umzieht ein Relieffries mit dionysischen Motiven. Von vier Köpfen vor girlandengeschmückten, mit runden Früchten belegten Altären wenden sich je zwei gegenseitig zu: Dionysos mit Fellkappe einer Frau mit lockigem, zu einem Nackenknoten gefaßten Haar und ein junger Satyr mit wirrem Haarschopf einer efeubekränzten Mänade, ebenfalls mit Haarknoten. Vor drei Gesichtern hängt ein bändergeschmückter Hirtenstab, vor der Frau ein Thyrsosstab. Dazwischen schreitet ein geflügelter, mit Mantel drapierter Erot tympanonschlagend nach rechts; sein Gegenstück bildet ein syrinxblasender, rückwärts nach links blickender, ebenfalls manteldrapierter Erot, dessen fehlende Flügel nachgraviert wurden. Den verbleibenden Raum zwischen den Altären füllen ein nach links schreitender, gehörnter Bock, dem ein in gleicher Richtung gehendes, aber rückwärts blickendes weibliches Tier entspricht. Die etwas kursorische aber gekonnte Darstellung sowie der innere Bezug der bewegten Figuren zueinander strahlt eine Lebendigkeit aus, welche die stereotype Reihung weitgehend auflöst, ohne die Ausdruckskraft eines bacchantischen Thiasos zu erreichen.

Die Verzierungselemente bis in Einzelheiten, besonders aber die eigenartige gepunzte Randverzierung verbinden die Stettfelder Schale so eng mit einem größeren Exemplar aus Thil (Haute-Garonne), das sich heute im British Museum London befindet, daß man an Werkstattgleichheit denken muß. Diese Schalen gehören in eine Gruppe gallischer Silbergefäße, die sich aufgrund ihrer typischen Machart deutlich von den früheren, in hellenistischer Tradition stehenden getriebenen Silbergefäßen abheben. Die angewandte Gravierungstechnik kommt in der ersten Hälfte des 2. Jh. n.Chr. in Blüte; solcher Art verzierte Gefäße finden sich aber noch zahlreich im Schatzfundhorizont der Germaneneinfälle des 3. Jh.

Innerhalb des Ringbodens ist ein Besitzername MILO sowie ein T-förmiges Zeichen eingekratzt (Abb. unten). Ob dieser Mann der letzte Besitzer war, der das ursprünglich zu einem Eßgeschirr gehörende Saucenschälchen (acetabulum) Unterweltgottheiten im Gräberfeld opferte oder auf welche Weise dieses in Baden-Württemberg bislang einzigartige Stück römischen Tafelsilbers an seinen Fundort gelangte, wird sein Geheimnis bleiben.

H.U.N.


Neuzeit
1500
Mittelalter
1000
Karolingerzeit
Merowingerzeit
500
Völkerwanderungs-
zeit / Spätantike
Römische
Kaiserzeit
0
Latène-
zeit
500
Hallstatt-
zeit
Urnenfelder-
zeit
1000
Späte Bronzezeit
Mittlere
Bronzezeit
1500
Jüngere
Frühbronzezeit
Ältere
Frühbronzezeit
2000
Jüngeres
Endneolithikum
2500
Älteres
Endneolithikum
3000
Jung-
Neolithikum
3500
4000
Übergangszeit
4500
Mittel-
Neolithikum
5000
Alt-
Neolithikum
5500
Mesolithikum
6000
Römisches
Reich
Germania libera
500
400
300
200
100
0
100
Späte
Kaiserzeit
Mittlere
Kaiserzeit
Frühe
Kaiserzeit
Späte Republik
D
C 3
Jüngere
RKZ
C 2
C 1
Ältere
RKZ
B 2
B 1
A
I
II
III
Eggers
Böhme

Spätantike

Den zweiten Abschnitt der römischen Geschichte Westeuropas prägt die zunehmende Germanisierung aller Lebensbereiche. Diese Entwicklung setzt mit dem Rückzug der Römer aus dem Rechtsrheinischen ein (nach 260), erzwungen durch Germanenangriffe und innere Reichswirren. Bauinschriften aus der Nordschweiz bezeugen 294 die Postierung des Heeres in Festungen neuen Typs entlang der militärisch überwachten Grenzzone am Rhein-Iller-Donaulimes. Weitere Bauprogramme sind von den Kaisern Constantin I (306-337), Julian II (360-363) und zuletzt Valentinian I (364-375) überliefert. Die von Diocletian (284-305) und seinen Nachfolgern durchgeführte Reichsreform brachte die Trennung von Militär- und Zivilgewalt, die Verkleinerung und Erhöhung der Zahl der Provinzen. Zwei Provinzen der Diözese Gallien, die Maxima Sequanorum (Hauptort Vesontio/Besançon) im Süden und Germania I (Hauptort Mogontiacum/Mainz) im Norden, jetzt praesides unterstehend, umfassen das Gebiet des ehemaligen Obergermanien und enden im Vorland des Kaiserstuhls. Die beiden neuen raetischen Provinzen gehören zur Diözese Italien. Stadtbezirke (civitates) von Basilia (Basel) bis Mogontiacum reihen sich entlang des linken Rheinufers. Die Stadt Trier ist Kaiserresidenz. Wie sie werden alle Städte zu ummauerten Festungen. Am Oberrhein schützen diese häufig das Ende einer Brücke, deren jenseitige Köpfe befestigt waren, von wo aus Straßen nach Alamannia führten. Als letzter römischer Kaiser marschierte 378 Gratian auf einem Feldzug gegen die Lentienser in diese Richtung. Die einst blühende Villenlandschaft des flachen Landes hat einen neuen Siedlungstyp erhalten: die befestigte Höhensiedlung.

Der Massengütertransport findet weiter auf dem Fluß statt, der Landverkehr auf der linken Rheinstraße; die rechte verzeichnet die Straßenkarte des 4. Jh. (tabula Peutingeriana) nicht mehr. Produktion und Handel konzentrierten sich in den Städten, der private Bereich unterlag zunehmend der Selbstversorgung; einzelne größere Staatsmanufakturen mit überörtlicher Warenverteilung arbeiteten im Innern Galliens. An allen römischen Siedlungsplätzen zeigt zunehmend germanisches Fundgut die Vermischung an.

Im 5. Jh. wird der Kleingeldumlauf vom Tauschhandel abgelöst, allein Gold und Silber dienen zur Finanzierung der Sicherheit. Duces befehligen die in den Stadtgarnisonen, Lagern (castra) und Türmen (burgi) des Flußufers stationierten Grenztruppen (limitanei); comites das neugeschaffene mobile Feldheer. Mit dem Wachsen der äußeren Bedrohung des Reiches fanden immer mehr Germanen Aufnahme in der Armee, als einfache Soldaten, hohe Offiziere oder als ganze Einheiten (Cohortes Alamannorum, auxilia Brisigavorum). Im Hinterland des Limes leben Germanen als Wehrbauern (laeti, gentiles), im Vorfeld Alamannen als Verbündete Roms (foederati), denen die Abwehr der Feinde ebenso oblag, wie die Stellung von Soldaten und Lebensmitteln, wofür Rom Subsidien bezahlte. Hatten in der Schlacht bei Straßburg (357) die Römer die Alamannen noch besiegt, führte der Einbruch der Sueben und Vandalen (406) zur Ansiedlung der Burgunder um Worms (413), wo sie auf Reichsboden als foederati jetzt unter eigenen Führern und Gesetzen zur Verteidigung ansässig wurden. In der Schlacht gegen die Hunnen (451) kämpften im Heer des Aetius die Römer nur mehr auf dem Flügel, das Zentrum stellten barbarische Truppen.

Von der Ortskontinuität abgesehen, ist es die christliche Kirche, die antike Lebensform ins Mittelalter tradiert. Archäologisch wird das Christentum vor allem in den großen Städten des Rheinlandes faßbar, die in ihrer Eigenschaft als Bischofssitze das Erbe des Römerreiches vermitteln. H.U.N.

Die Sponeck – spätrömische Bastion am rechten Rheinufer

Am Ende des 3. Jh. n.Chr. war Rom gezwungen, seine militärische Kontrollzone gegen Germanien wieder auf Rhein und Donau zurückzunehmen. Der militärische Ausbau dieser Überwachungszone erfolgte in mehreren Zeitstufen; die letzte umfassende fand unter Valentinian I (364-375) statt. Spätestens um diese Zeit entstand das römische Kastell auf der Sponeck, als Maßnahme, die den Transport auf dem Fluß sicherstellen und die hier ankommenden Verkehrswege überwachen sollte.

Im Bereich der mittelalterlichen Burg war man schon früher mehrfach auf spätrömische Funde gestoßen, aber der lang gehegte Verdacht wurde erst im Zuge von Grabungen des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zur Gewißheit, da sich 1983 entdeckte Mauern als Überreste einer spätrömischen Festung erwiesen. Dankenswerterweise hat der Privateigentümer nicht nur die Grabungen gestattet und unterstützt, sondern das Denkmal auch konservieren lassen und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Die römische Festung im Nordwesten des Kaiserstuhls sicherte als rechtsrheinischer "Brückenkopf" einen Übergang, der an einer Engstelle des sonst breit mäandrierenden Flusses eine natürliche Passage gestattete. Hier endete ein Zweig der wichtigen Ost-Westverbindung, die von Gallien ins Rheintal und weiter über den Schwarzwald führte. Von der Anlage selbst haben sich, bedingt durch spätere Überbauung, nur Teile erhalten. Ins Auge sticht vor allem die 1,6 m breite und auf 10 m Höhe zu rekonstruierende Mauer, die zwei Rundtürme und einen rechteckigen Turm verbindend das Innere gegen den Humberg abschirmte. Als Annäherungshindernis zog davor noch ein Graben. Auf der höchsten Stelle des Burginnern erhob sich einst ein 13 x 13 m messender, turmartiger Bau, Kern des spätantiken Kastells, während der Zwischenraum mit leichterer Innenbebauung sowie die nicht lokalisierte Toranlage der späteren Umgestaltung zum Opfer gefallen sind. Insofern ist der vollständige Grundriß nicht mehr zu gewinnen, doch dürfte hier eine der individuell dem Gelände angepaßten Wehranlagen mittlerer Größe vorliegen, in deren Schutz, 25 m tiefer am Fluß, sich auch die Schiffslände befunden hat.

Den antiken Namen des Platzes kennen wir nicht, wohl aber einen nahe gelegenen Friedhof mit bislang 20 Körpergräbern, darunter Frauen, der jenes für Garnisonen typische Geschlechterverhältnis 3,5:1 aufwies. Die Funde aus dem Festungsbereich und dem Gräberfeld erlauben mit Hilfe der Münzen seine sichere Datierung bis ans Ende des 4. Jh., die römische Keramik reicht ins 5. Jh. Germanische Tonware legt nahe, an Besatzungsangehörige aus dieser Volksgruppe zu denken, worauf auch Trachtbestandteile der Frauen weisen. Die Militärausrüstung entspricht jedoch ganz der üblichen römisch/spätantiken. Werkzeug, Gerät und Tierknochen weisen auf landwirtschaftliche Betätigung dieser unbekannten Limitantruppen, die hier bis ins 5. Jh. hinein für Rom auf Posten standen, ehe dieser strategisch und verkehrstechnisch wichtige Punkt und mit ihm die ganze Festungskette am Rhein in die Hand der Alamannen fiel und später an die Franken überging. H.U.N.

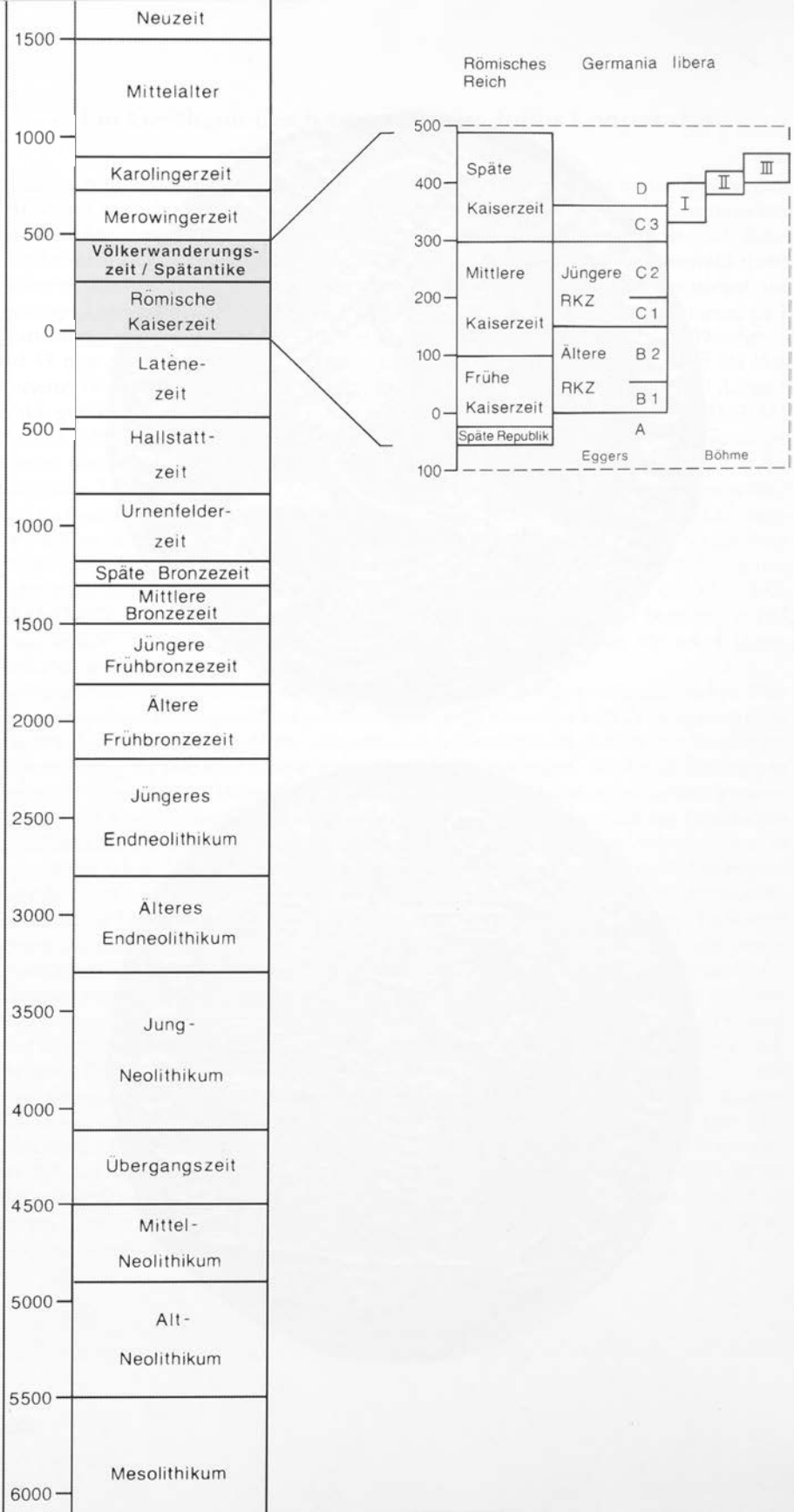
Ein Geschenk des Kaisers Flavius Julius Constantius

Zufällig beim Pflügen entdeckt, teilt das spätantike Goldmultiplum von Eigeltingen-Münchhöf das Schicksal vieler Funde von besonderem historischen Wert: es wurde ohne sachgerechte Beobachtung und Dokumentation seiner genauen Fundstelle und seiner Fundzusammenhänge dem Boden entrissen. Das Stück wurde in den 30er Jahren auf einem Acker des Gräflich Douglas'schen Besitzes in der Gemarkung Münchhöf aufgelesen und gelangte 1948 zur Begutachtung an das Münzkabinett im Badischen Landesmuseum nach Karlsruhe, zu dessen Beständen es seit 1967 zählt. Es ist ein 20 g schweres, im Durchmesser 37 mm großes Goldmultiplum in hervorragender Erhaltung. Die Umschrift der Vorderseite: Fl(avius) IVL(ius) CONSTAN-TIVS PERP(etuus) AVG(ustus) umrahmt die nach links gerichtete Büste des kaiserlichen Münzherrn. Es zeigt Constantius II (337-361 n.Chr.), einen Sohn Konstantin des Großen, mit juwelengeschmücktem Perlendiadem, im Panzer und mit Dreipendilienfibel versehenem Paludamentum. Die Rückseite gibt die auf einem Thronsessel sitzende, blumenbekränzte Tyche der Stadt Constantinopolis nach links gewandt wieder. Sie hält in ihrer linken Armbeuge einen Thyrsosstab als Langszepter, ihre rechte Hand umfaßt die von Victoriola mit Siegeskranz und Palmzweig bekrönte Weltkugel. Der linke Fuß der Stadtpersonifikation ruht auf einem tierkopfverzierten Schiffsbug. Diese Darstellung erläutert zu beiden Seiten die Umschrift GLORIA ROMANORVM. Das Münzstättenzeichen R(omae) M(oneta) im Abschnitt bezeugt die Prägung in Rom, die in der Zeitspanne vom 6. November 355 bis Sommer 361 n.Chr. vorgenommen wurde.

Größe und Gewicht des bislang einmaligen Exemplars belegen den viereinhalbfachen Wert des im regulären Münzumlauf befindlichen Solidus. Es war daher kein Zahlungsmittel im eigentlichen Sinn, sondern diente als persönliches Geschenk des Kaisers zur besonderen Auszeichnung für verdiente militärische und zivile Würdenträger. Der Anlaß der Prägung ist bisher ungeklärt, die Darstellungen samt Umschriften - erstarrt in spätantiker Verherrlichung des Regierenden und seines erhabenen Amtes in Verbindung mit der kaiserlichen Residenzstadt Konstantinopel - liefern keine unmittelbar verwertbaren Anhaltspunkte zu einer historischen Deutung. Hingegen weist der Fundort Münchhöf, im nördlichen Bodenseegebiet, auf einen Aktionsraum von Constantius II und seinem zum Mitregenten erhobenen Vetter Julianus (des späteren Kaisers Julianus Apostata, 360-363 n.Chr.). Im Kampf gegen die lentiensischen Alamannen, im Zuge eines der von Oberitalien aus unternommenen Alamannenkriege der 50er Jahre des 4. Jh. n.Chr. oder vom Aufmarsch der Truppen Julians gegen Constantius II im Jahr 361 n.Chr. könnte das Multiplum in unsere Gegend gelangt sein. Zwei Indizien weisen darauf, daß das Stück bald nach seiner Prägung und Übergabe an den Empfänger in den Boden gelangte: Zum einen der keinen Abrieb aufweisende Erhaltungsgrad und zum anderen, daß es nicht barbarisch umgearbeitet, d.h. mit einer Öse zum Aufhängen versehen wurde. Ein Verlust dieser hochwertigen Auszeichnung erst in valentinianischer Zeit (364-375 n.Chr.) kommt daher kaum in Betracht. Eine Antwort auf die Fragen nach dem Empfänger bzw. der Person, die sich als letzte im Besitz dieses Stückes befand, und nach dem Ereignis (Römer gegen Alamannen/Römer gegen Römer), im Zuge dessen das Goldmultiplum nach Münchhöf verbracht wurde, ist nicht zu geben. Dennoch ist dieser einmalige Landesfund unmittelbares Zeugnis historischer Vorgänge, deren Auswirkungen weit über die Grenzen des Hegaus hinausgingen. G.S.

CONSTANTINVS PERP AVG

FLORIARO MAXIMIANO


Neuzeit
1500
Mittelalter
1000
Karolingerzeit
Merowingerzeit
500
Völkerwanderungs-
zeit / Spätantike
Römische
Kaiserzeit
0
Latène-
zeit
500
Hallstatt-
zeit
1000
Urnenfelder-
zeit
Späte Bronzezeit
Mittlere
Bronzezeit
1500
Jüngere
Frühbronzezeit
Ältere
Frühbronzezeit
2000
Jüngeres
Endneolithikum
2500
Älteres
Endneolithikum
3000
Jung-
Neolithikum
3500
4000
Übergangszeit
4500
Mittel-
Neolithikum
5000
Alt-
Neolithikum
5500
Mesolithikum
6000
Römisches
Reich
Germania libera
500
400
300
200
100
0
100
Späte
Kaiserzeit
Mittlere
Kaiserzeit
Frühe
Kaiserzeit
Späte Republik
D
C 3
Jüngere
RKZ
C 2
C 1
Ältere
RKZ
B 2
B 1
A
I
II
III
Eggers
Böhme

Völkerwanderungszeit

Gewöhnlich läßt man die Völkerwanderungszeit mit dem Einbruch der Hunnen nach Europa im Jahr 375 beginnen und mit der Konsolidierung des fränkischen Reichs unter Chlodwig (482-511) enden. Die archäologische Periodisierung muß unterscheiden. Man spricht für die Gebiete des Römischen Reichs von der Spätantike, die mit Diokletian (284-305) beginnt und mit der Absetzung des letzten römischen Kaisers Romulus Augustulus durch den germanischen Heermeister Odoaker 476 endet. Für Südwestdeutschland war die Rücknahme der offiziellen Reichsverteidigung vom Limes an die Rhein-Donau-Linie um 260 entscheidend. Man geht zwar heute davon aus, daß damit keine völlige Abwanderung der galloromanischen Bevölkerung und die Aufgabe aller infrastrukturellen Einrichtungen verbunden waren, an die sich die gewaltsame Einwanderung der Germanen anschloß. Aber ein wesentlicher Einschnitt war es dennoch. Der nächste zu beobachtende Einschnitt liegt dann um die Mitte des 4. Jh., als erstmals Alamannen in archäologischen Quellen faßbar werden. Die Römische Kaiserzeit endet nach der Phasengliederung, die auf H.J.Eggers zurückgeht, mit der Stufe C2 und die Völkerwanderungszeit hätte dann die Bezeichnung D. Die Völkerwanderungszeit umfaßt etwa die zweite Hälfte des 4. und die erste Hälfte des 5. Jh. Über die Beigaben in Gräbern zwischen Loire und Elbe, die den Germanen zugeschrieben werden können, hat H.W. Böhme diese Zwischenzeit in drei sich breit überlappende Stufen eingeteilt. Diese Inkonsequenzen bei der archäologischen Stufenbezeichnung unterstreichen den Übergangscharakter dieses historischen Abschnitts. Er ist gekennzeichnet durch alamannische Gräberfelder, Siedlungen und Höhenbefestigungen in der Landschaft östlich des Oberrheins mit einem Besiedlungsbild, das sich deutlich von dem der späteren Merowingerzeit absetzt und noch die Kontinuität zu den römischen Strukturen erkennen läßt. Das spiegelt sich auch im Fundstoff, der letztlich auf spätrömische Produktion, sei es nun in Töpfereien oder in Metallwerkstätten, zurückgeht, auch wenn Germanen in ihren eigenen Siedlungen bald gleichartige Güter herstellen konnten. Da sind die auffallenden Schnallen, Beschläge und Riemenzungen, die zum Männergürtel gehören und aus Gräbern bekannt sind oder als beschädigte Einzelstücke aus den spätrömischen Kastellen oder den germanischen Höhensiedlungen. Ähnlich verhält es sich mit dem Frauenschmuck aus Perlenketten, Nadeln und Fibeln. Auch römische Gläser sind als Scherben aus den Siedlungen überliefert, deren vollständige Form wiederum als Grabbeigabe auf uns gekommen ist. Die Keramik besteht aus spätrömischer Terra Sigillata- oder Terra Nigra-Ware und aus Schalen und Töpfen, die in germanischer Tradition gefertigt sind. Je nach Anteil am Gesamtbestand läßt sich der eher germanisch-ländliche Charakter einer Siedlung nachweisen oder - bei hohem Anteil an spätrömischem Geschirr - der Repräsentationswille der germanischen Elite in den Höhensiedlungen. Während diese Höhensiedlungen auf den Schwarzwaldrandbergen ausgebaut worden sind und damit die Vorteile der naturräumlichen Situation ausnützen, scheint es eine Konzentration von frühen alamannischen bäuerlichen Siedlungen auf den guten Lößböden der Oberrheinebene einerseits und eine Anlehnung an die römischen Siedlungsverdichtungen andererseits zu geben. Es fällt jedenfalls auf, daß die bisher bekannten kleinen Gräbergruppen in der Nähe der spätrömischen Kastellplätze liegen und auch die auf Siedlungen hinweisenden Scherbenstreuungen eine Affinität zur römischen Landesstruktur ahnen lassen. Daß in den Höhensiedlungen die handwerkliche Produktion, zumindest was die Waffenherstellung und Buntmetallverarbeitung angeht, konzentriert war, haben die jüngsten Ausgrabungen belegt. Die Herkunft der eingewanderten Germanengruppen, die sich im Laufe der Zeit zu den Alamannen zusammenschließen, ist im Raum Thüringen bis Mecklenburg zu suchen, was die gleichartige Fibelmode und auch die Keramikformen spiegeln. H.St.

Männermode um 400 n.Chr.: Jagdszenen auf Kriegergürteln

Die spätantik-völkerwanderungszeitliche Besiedlung auf der germanischen Seite vor dem spätrömischen Limes am Rhein besteht aus bäuerlichen Siedlungen in den Tallandschaften, zu denen kleine Grabgruppen gehören, und aus repräsentativ gelegenen Höhensiedlungen auf weithin sichtbaren Kuppen am Schwarzwaldrand. Zu diesen kaum befestigten Höhensiedlungen gehören der Zähringer Burgberg nördlich von Freiburg und die beiden flankierenden Berge am Eingang des Kinzigtales bei Ortenberg und Berghaupten im Ortenau-Kreis. Die auffälligsten Stücke von diesen germanischen Höhensiedlungen des 4./5.Jh. sind die zumeist beschädigten bronzenen Beschläge von Kriegergürteln, gefunden bei der systematischen und kontrollierten Begehung dieser Plätze. Im Gegensatz zu entsprechenden Grabfunden, die aus kompletten Sätzen von Beschlägen des verwitterten Ledergürtels bestehen, aus Schnalle mit Beschlag, Gegenbeschlag, Riemenzunge und Riemenschlaufe sowie kleinen Schnallen mit rhombischem Beschlag, werden im Areal der Höhensiedlungen nur abgebrochene bzw. vom Gürtel abgerissene Beschlagteile gefunden, die klar bezeugen, daß sich hier Krieger aufgehalten haben. Die in Kerbschnitt- oder in Punz-Technik verzierten Beschlagteile gehören zur militärischen Ausrüstung des spätrömischen Heeres, das sich damals in überwiegender Mehrheit schon aus germanischen Söldnern zusammensetzte. Zuerst in römischen Waffenfabriken produziert, werden diese Gürtelteile später auch in den germanischen Siedlungen innerhalb und außerhalb des Reichsgebietes hergestellt, behalten jedoch die traditionelle Verzierungsweise bei. Das ergibt sich fast zwangsläufig daraus, daß einerseits im Römischen Reich ebenso wie in den germanischen, den alamannischen Stammesverbänden gleichartiges Kriegermilieu herrschte, und andererseits daraus, daß diese Beschläge in einfachen Lehmformen im Wachsausschmelzverfahren gegossen wurden. Diese Formen erhielt man durch Abdruck eines Musterstückes oder eines Modells in den weichen Ton, was anschließend noch eine Bearbeitung und leichte Veränderung des Musters erlaubte. Die fertig gegossenen Beschläge wurden ebenfalls noch überarbeitet. Außer den geometrisch verzierten Gürtelgarnituren aus Bronze, vergoldeter Bronze und manchmal auch aus Silber mit Spiralrankendekor oder mannigfaltig gestempelten Punzreihen gibt es auch herausragende Exemplare mit Bildmotiven. Dazu gehören die beiden ähnlichen, aber nicht vom gleichen Gürtel stammenden Beschlagteile vom Kügeleskopf bei Ortenberg und vom Geiskopf über Berghaupten, gefunden 1988/89. Die rechteckigen, etwa 5,5 cm breiten Beschläge mit halbkreisförmigem Abschluß zeigen innerhalb einer in rechteckige Felder geteilten Borte flüchtigen Spiraldekor und ein Bildfeld mit Tierkampfszenen in der Mitte. Auf der einen Beschlagplatte (links) reißt ein Bär, auf der anderen (rechts) ein Löwe ein Rehwild. Das Fell der Tiere ist sorgfältig gezeichnet. Der bei diesen Gürtelplatten typische Fortsatz eines Adlerkopfpaares an der gerundeten Abschlußkante ist oftmals, so auch bei den abgebildeten Stücken, abgebrochen. H.W. Böhme, der die spätrömischen Militärgürtel systematisch erforscht hat, bezeichnet diese Gruppe mit figürlichen Zierfeldern nach einem Fundort im Burgenland als Typ Muthmannsdorf. Gute Parallelen zu den hier gezeigten Stücken stammen aus Trier, während die anderen Vertreter dieser Gruppe recht unterschiedlich verziert sind. Manche zeigen Männer- oder Frauenbüsten. Die Tierkampfszenen erinnern an die vergleichbaren Motive auf Zierfriesen römischer Messingeimer vom sog. Hemmoorer Typ, die - um 300 und in das 4. Jh. datiert - weithin in der Germania libera verbreitet waren und zu den Ausstattungen der reichen germanischen "Fürstengräber" gehören. H.St.

Baltischer Bernstein für alamannische Frauen

Unter den wenigen Grabfunden der Völkerwanderungszeit (ca. 260 - 450 n.Chr.) in Südwestdeutschland finden sich relativ reich ausgestattete Gräber, mit der für diese Zeit typischen Mischung von Beigaben römischer und germanischer Herkunft. In einem bei Gerlachsheim, Stadt Lauda, geborgenen Doppelgrab zweier junger Frauen, nach anthropologischer Einschätzung zwei Schwestern, von denen die eine an einer Kopfverletzung gestorben ist, fanden sich Tongefäße römischer Produktion wie Schmuckstücke germanischer Tradition. Auffallend ist die große Zahl von Glas- und Bernsteinperlen. Gerade die Vorliebe für Bernsteinschmuck läßt den Rückschluß auf enge Verbindungen zur angestammten Heimat in Mittel- und Norddeutschland zu. Die eigenartige 8-Form der Perlen, wie sie auch in blauem Glasfluß angefertigt wurden, ist nur für einen relativ kurzen Zeitraum in der 1. Hälfte des 4. Jh. n.Chr. belegt.

Bernstein selbst erfreute sich schon in vorgeschichtlicher Zeit großer Beliebtheit. Die reichsten natürlichen Vorkommen - neben zahlreichen kleinen in der Alten Welt - liegen im nördlichen Ostseegebiet an der samländischen Küste. Der dort gesammelte "baltische" Bernstein bildete ein wichtiges Exportgut im Handelsaustausch mit dem Süden.

Bernstein, eigentlich Brennstein, weil er als fossiles Harz brennbar ist, ließ sich wegen seiner geringen Härte relativ leicht bearbeiten, schnitzen, schleifen, polieren und bohren. Bis in die Neuzeit hinein spielte Bernstein nicht nur als Schmuckform eine bedeutende Rolle, sondern man sprach dem Material selbst eine Unheil abwehrende und Krankheit verhindernde Kraft zu. K.E.

Silberschmuck der Völkerwanderungszeit

Im späteren 3. Jh. n.Chr. ging in SW-Deutschland die römische Zeit zu Ende, Verwaltung und Heer, sicher auch ein Großteil der Bevölkerung zogen sich über den Rhein zurück und überließen das Land den einwandernden Alamannen. An Hoch- und Oberrhein entstand ein neuer "Limes", der fast 200 Jahre lang die jetzt benachbarten Völker und Kulturen trennte. Die starke Befestigung dieser Grenze sollte das Reichsgebiet vor der germanischen Bedrohung schützen, und dafür gab es gute Gründe, auch wenn es im "kleinen Grenzverkehr", den wir an römischen Münzen und Handelsgütern im Breisgau und im Hegau ablesen können, in der Regel wohl friedlich zuging. Rom mußte jedenfalls auf die wirksame Sicherung seiner Grenzen bedacht sein, und dies erforderte starke Kräfte, die das römische Grenzheer allein nicht bereitstellen konnte. So wurden Bündnisse mit germanischen Nachbarn geschlossen, und solche vertraglich zum Grenzschutz verpflichtete Gruppen (Foederaten) an besonders gefährdeten und strategisch wichtigen Stellen angesiedelt. Römische Quellen berichten über den Abschluß von Verträgen, im 4. Jh. beispielsweise mit Vadomar, dem König der Breisgau-Alamannen (Brisigavi).

An einigen Fundorten entlang der Rheingrenze glauben wir heute, solche "foederati" lokalisieren zu können. Durchweg sind es Bestattungsplätze wohlhabender Familien oder Sippen - so auch in Wyhl am Nordende des Kaiserstuhls, wo seit dem späten 4. Jh. bis um die Mitte des 5. Jh. eine kleine Siedlung bestanden hat, deren besonderer Charakter an der reichen Grabausstattung ihrer verstorbenen Bewohner ablesbar ist. Vor allem im Schmuck von Mädchen und Frauen spiegelt sich dieser überdurchschnittliche Wohlstand, der vielleicht mit den aus Gold- und Silbermünzen bestehenden Soldzahlungen des römischen Vertragspartners erklärt werden kann. Zumindest teilweise, denn ein für die römische Seite u.U. lebenswichtiger Vertrag (foedus) wurde ja nicht mit beliebigen Grenznachbarn geschlossen. Man darf deshalb annehmen, daß die alamannische Familie von Wyhl, vermutlich dem überlieferten Stand der "optimates" zugehörig, schon vor ihrer Ansiedlung an der Reichsgrenze angesehen und wohlhabend gewesen ist. Dafür sprechen jedenfalls silberne, teilweise vergoldete und mit schwarzem Niellomuster verzierte Fibeln (links und rechts), die im gesamten alamannischen Siedlungsraum dieser Zeit Parallelen haben, in ihrer Form als typisch germanisch anzusprechen sind und wahrscheinlich von den Frauen der ersten Generation mitgebracht wurden. In unverkennbarem Gegensatz dazu steht eine Silberfibel spätrömischen Typs (Mitte), die vielleicht im Elsaß (Straßburg?) erworben oder von einem römischen Händler geliefert wurde, genauso wie die in Wyhl gefundenen rotbemalten Tongefäße und feinen Glasbecher aus linksrheinischer Produktion stammen. Die "Romanisierung" aller Lebensbereiche bestätigt sich auch an einem Männergrab, in dem ein qualitätvolles Schwert aus einer römischen Waffenfabrik beigegeben war. Kennzeichnend ist dieser Angleichungsprozeß für germanische Gruppen unterschiedlicher Herkunft und Stammeszugehörigkeit, die sich auf spätantikem Reichsboden niederließen, aber auch für solche, die in römischem Einflußgebiet vor der Grenze lebten und bis zu einem gewissen Grad ihr persönliches Schicksal mit der römischen Welt verbunden hatten. G.F.

Neuzeit
1500
Mittelalter
1000
Karolingerzeit
Merowingerzeit
500
Völkerwanderungs-
zeit / Spätantike
Römische
Kaiserzeit
0
Latène-
zeit
500
Hallstatt-
zeit
Urnenfelder-
zeit
1000
Späte Bronzezeit
Mittlere
Bronzezeit
1500
Jüngere
Frühbronzezeit
Ältere
Frühbronzezeit
2000
Jüngeres
Endneolithikum
2500
Älteres
Endneolithikum
3000
Jung-
Neolithikum
3500
4000
Übergangszeit
4500
Mittel-
Neolithikum
5000
Alt-
Neolithikum
5500
Mesolithikum
6000
800
700
Jüngere Merowingerzeit
600
Ältere Merowingerzeit
500
400

Merowingerzeit

In Mitteleuropa folgt in der geschichtlichen Periodeneinteilung auf die Völkerwanderungszeit die Zeit der Merowinger (5.-8. Jh. n.Chr.). Damit wird die Epoche bezeichnet, in der diese Dynastie im fränkischen Reich geherrscht hat. Der erste geschichtlich faßbare König Childerich starb 481 n.Chr. in seiner Residenz Tournai in Belgien. 751 n.Chr. wurde der letzte "Schattenkönig" aus diesem Hause abgesetzt. Die Karolinger, nach denen die folgende Epoche benannt wird, traten das Erbe an.

Die Merowingerzeit ist gekennzeichnet durch den Aufstieg der Franken zur neuen Ordnungsmacht in Mittel- und Westeuropa. Nach Beseitigung der letzten Reste römischer Herrschaft in Gallien (Frankreich) wurden die benachbarten germanischen Stämme unterworfen und damit die Grundlagen zu einem Reich gelegt, das ganz bewußt an die römischen Vorstellungen einer universalen Ordnung anknüpfte.

Für das Gebiet östlich des Rheins ist geschichtlich so wenig bekannt, daß man lange von den "dunklen Jahrhunderten" gesprochen hat. Nur wenig sagt uns die schriftliche Überlieferung (vor allem Gesetzestexte) über die Lebensbedingungen, die Art der Siedlungen, die wirtschaftlichen Grundlagen, über Handwerk, Handel, Religion, Kunst und Kultur dieser Zeit. Deshalb kommt den "Bodenurkunden" hohe Bedeutung zu. Im Gegensatz zu den überlieferten Texten sind sie zahlreich und erlauben vielfache Aussagen.

Die archäologische Feldforschung hat sich im letzten Jahrzehnt verstärkt den Siedlungen zugewandt, nachdem sehr lange hauptsächlich die Gräber dieser Epoche ausgegraben wurden. Diese sind allerdings auch leichter zu entdecken und eher zugänglich geblieben. Denn Höfe und Dörfer der Merowingerzeit, häufig unter heutigen Ortschaften gelegen, sind durch die spätere Überbauung immer wieder überlagert und zerstört worden. Siedlungspläne sind also nur an Wohnplätzen zu gewinnen, die nach einiger Zeit von ihren Bewohnern verlassen worden sind, und deren Spuren sich so im Boden erhalten konnten (sog. Wüstungen). Auch Höhenburgen gehören zum Siedlungsbild, entstanden im 4./5. Jh. (wie der Zähringer Burgberg bei Freiburg), durchweg aufgegeben in der beginnenden Merowingerzeit, wohl als Folge der fränkischen Eroberung. Am Ende dieser Epoche, im späteren 7. Jh., treten im südwestdeutschen Raum dann wieder Burgen auf, die aber bisher kaum erforscht sind. Ähnliches gilt für frühmittelalterliche Kirchen, die oft am Anfang einer bis in die Neuzeit reichenden baulichen Entwicklung stehen.

Da im Gegensatz zu den Siedlungen schon viele Gräberfelder vollständig oder doch zu großen Teilen ausgegraben sind, bilden sie nach wie vor besonders aussagefähige geschichtliche Quellen, die sich unter ganz verschiedenen Aspekten befragen und auswerten lassen. Bei vollständiger Erfassung können wir z.B. Beginn und Dauer der Belegung ermitteln, daraus die Gründungzeit, Größe und Bevölkerungsstruktur der zugehörigen Ortschaft ablesen. Die Verteilung einzelner Fundgattungen wie Schmuck, Waffen oder Keramik läßt im Plan die verschiedenen Generationen hervortreten und die Änderungen in Tracht, Bewaffnung oder Totenbrauchtum, beispielsweise auch den Wechsel von Glaubensvorstellungen (Heidentum/Christentum) erkennen. Einflüsse von außen werden sichtbar, Handelswege zeichnen sich ab, ebenso Armut und Reichtum, Rang und Stand. So stützt sich unser geschichtliches Wissen über das frühe Mittelalter in Südwestdeutschland, unsere Kenntnis vom Leben der Alamannen und Franken in diesem Gebiet, ganz wesentlich auf die Ergebnisse planmäßiger Ausgrabungen. Darüber hinaus haben vor allem kostbare Grabfunde den Kulturbesitz unseres Landes in eindrucksvoller Weise vermehrt. G.F.

Fibeln, Kamm und Münzanhänger

Im Juli 1974 wurde in einer Kiesgrube westlich von Graben ein frühmerowingerzeitliches Frauengrab mit außerordentlich qualitätvollen Beigaben angeschnitten. Eine Ausgrabung ergab eine sich vom weißen Sand der Umgebung scharf abzeichnende Grabgrube schmalrechteckiger Form. Die Tote war in gestreckter Rückenlage mit Blick nach Osten beigesetzt. Obwohl das Grab durch den Kiesabbau beeinträchtigt worden war - Kopf und Oberkörper waren nicht mehr vorhanden - konnte noch festgestellt werden, daß im Becken des Skeletts eine Bügelfibel lag. Eine zweite fand sich am Fuß der Kiesabbauwand wieder. Am Becken und am linken Oberschenkel verstreut lagen insgesamt 22 silberne Schmuckanhänger und oberhalb des linken Knies eine kleine Amulettkugel. Neben dem rechten Knöchel lag parallel zur Körperachse ein zweiteiliger Knochenkamm, darunter kam ein kleiner doppelkonischer Spinnwirtel aus Ton zum Vorschein. Schließlich fand sich zwischen den Füßen eine einfache Eisenschnalle.

Die zwei Bügelfibeln, aus Silber gegossen und vergoldet, sind nahezu identisch. Sie haben eine halbrunde Kopfplatte, fünf Laternenknöpfe, einen kurzen bandförmigen, im Querschnitt konvex-konkaven Bügel, rautenförmige Fußplatte und Tierkopfabschluß mit schräggestellten Augen. Die eiserne Spiralkonstruktion ist in einem Falle noch in Resten erhalten. Die Schauseite zeigt tief eingeschnittene und sorgfältig gearbeitete Kerbschnittflächen: Spiralrankendekor auf der Kopfplatte und auf der Fußplatte. Auf dem Bügel befinden sich Randstreifen aus gegenständigen Kerbschnittdreiecken. Die gleiche Verzierung findet sich zusammen mit gegitterten Rautenpaaren auf den Knöpfen mit hutförmigem Abschluß. Die Vorlagen, die der Goldschmied verwendete, weisen unterschiedliche Herkunft nach. So läßt sich für den tief eingeschnittenen Spiralrankendekor auf Kopf- und Fußplatte stilistisch donauländischer und langobardisch-thüringischer Einfluß erkennen, während der Dreieckskerbschnitt des Bügels und die fünf flachen Knöpfe mit den gegitterten Rautenpaaren eher einheimische Ziermuster darstellen.

Die beiden Bügelfibeln trugen ein Ziergehänge aus 22 silbernen Anhängern an Silberdrahtringen: Drei römische Denare, eine Siliqua, neun Nachahmungen spätrömischer Silbermünzen sowie neun Scheiben mit gepunzten Mustern von gleicher Größe. Es ist anzunehmen, daß ein gallischer Münzmeister die Nachprägungen und Silberscheiben eigens für Schmuckzwecke angefertigt hatte. Weitere Grabfunde, etwa von Heilbronn-Böckingen oder Basel-Kleinhüningen, die ebenfalls mit dieser Art von Fibel- und Münzschmuck versehen waren, machen deutlich, daß diese Schmuckform bei den Damen der alamannischen Oberschicht recht beliebt war.

Auch der zweizeilige Knochenkamm ist bemerkenswert. Es ist ein sehr seltenes Exemplar mit profilierten Schmalseiten und herausgeschnitzten Tierkopfpaaren. Das Stück gehört zu einer Sondergruppe der aus weiteren spätrömischen und germanischen Fundkomplexen der 2. Hälfte des 4., des 5. und vereinzelt auch noch des 6. Jh. bekannten zweizeiligen Kämme. Ihre Verbreitung reicht vom römischen England bis hin zu den römischen Donauprovinzen. Der Kamm aus Graben-Neudorf steht auch noch ganz in spätrömischer Handwerkstradition und wurde vermutlich in linksrheinischem, nordgallischen Gebiet hergestellt. Bei den Münzen handelt es sich neben den in Rom geprägten Denaren um eine Siliqua Kaiser Constantins III. aus der Münzstätte Trier und um fast stempelfrische Münzimitationen vermutlich aus dem römisch-fränkischen Teilreich des Aegidius und Syagrius in Nordgallien. Aufgrund der hervorragend erhaltenen Beigaben läßt sich diese alamannische Frauenbestattung etwa in das letzte Viertel des 5. Jh. einordnen. E.Sch.

Ein Reitpferd für das Leben nach dem Tode

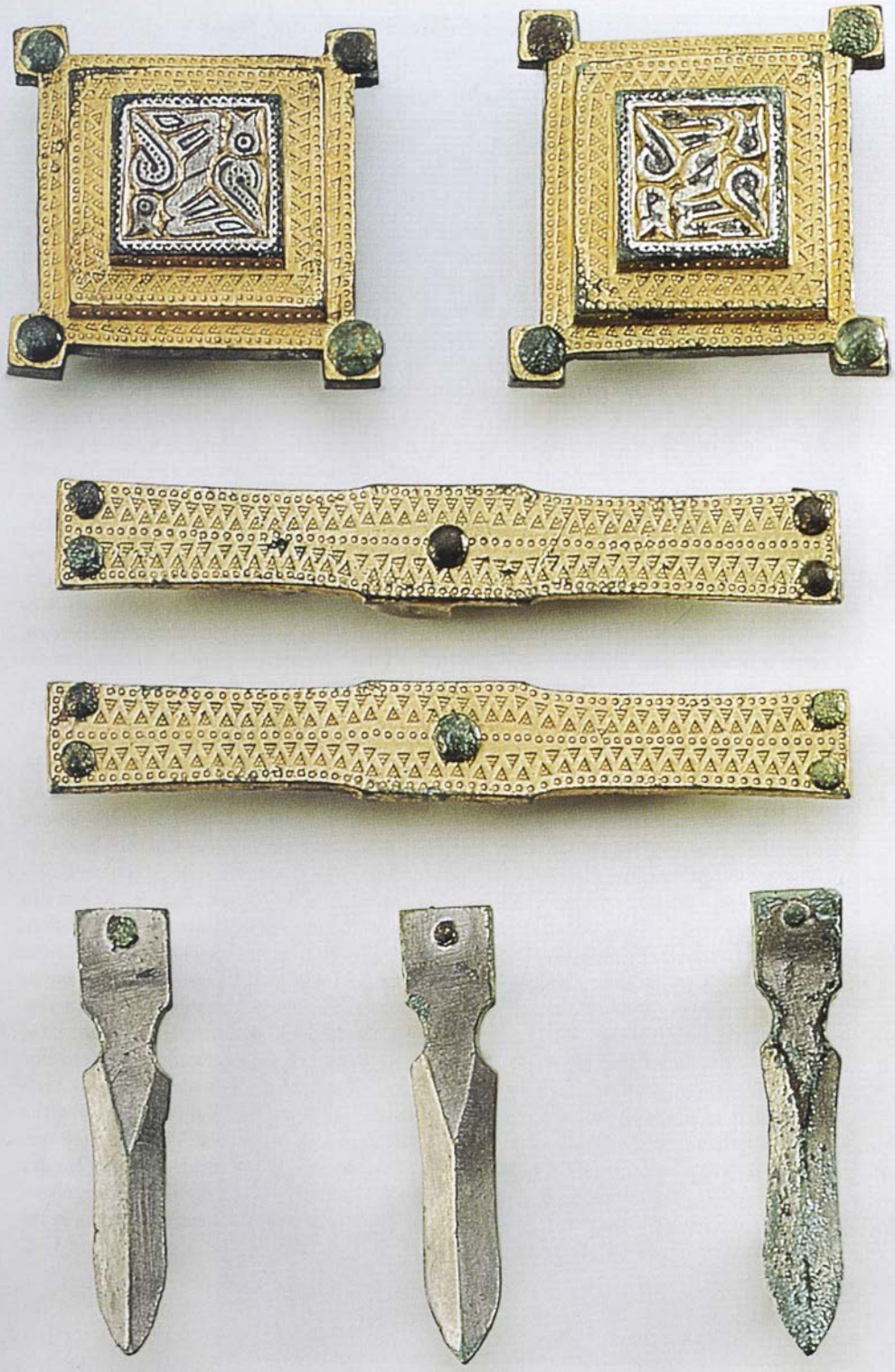
Mit Metallbeschlägen geschmücktes Pferdezaumzeug (aus Leder) läßt sich bei einer Klassifizierung der merowingerzeitlichen Grabbeigaben eindeutig einer gehobenen Gesellschaftsschicht zuweisen. Die Mitgabe in das Grab sollte den Anspruch auf ein Reitpferd im jenseitigen Leben verwirklichen helfen; andernorts wurde auch das Pferd selbst getötet und gleichzeitig bestattet. Das bei Klepsau, Stadt Krautheim, innerhalb einer Adelsgrablege aufgedeckte Grab (um 600 n.Chr.) enthielt als weitere Beigabe eine vollständige Waffenausstattung mit Schild, Speer, Lang- und Kurzschwert, ein Bronzebecken und eine kleine bronzene Waage für Edelmetall, alles Gegenstände, die das Grabinventar aus dem Durchschnitt der Gräber herausheben.

Die abgebildeten Schmuckstücke sind:

Drei profilierte Riemenzungen aus Bronze mit Weißmetallüberzug (unten), zwei längliche Beschläge aus Bronze mit Feuervergoldung und Stempelzier (Mitte) sowie zwei quadratische Riemenverteiler aus Bronze mit Gold und Silber (oben).

Unter den sorgfältig gearbeiteten Stücken fallen besonders die Riemenverteiler auf. Ihre gestufte Form verleiht ihnen eine gewisse Plastizität. Die flache Oberseite ist in Silber und Schwarzsilber (Niello) mit Gestalten des sog. germanischen Tierstils verziert.

Als charakteristisch für den germanischen Tierstil gilt die starke ornamentale Auflösung der natürlichen Vorlage. Auf beiden Stücken finden sich - leicht unterschiedlich gearbeitet - zwei Tiere in punktsymmetrischer Anordnung. Am besten erkennbar in zwei gegenüberliegenden Ecken sind die Tierköpfe mit aufgesperrtem Maul. An den Kopf schließt ein gebogener Schenkel an. Der verhältnismäßig kleine gemeinsame, nur durch eine Schräglinie getrennte Leib endet jeweils in einem Bein mit einem hufartigen Fuß. K.E.



Frühe christliche Bilder von der Baar

Manchmal ist es ein glücklicher Zufall, dem wir archäologische Entdeckungen verdanken, die unser Geschichtsbild merklich verändern. So auch am Morgen des 17. März 1966 im Baarstädtchen Hüfingen, als bei Erdarbeiten auf der "Gierhalde", hoch über Fluß und Altstadt, der Bagger unvermutet auf ein Holzkammergrab stieß, das aus mächtigen Eichenbohlen zusammengefügt und im dort anstehenden wasserundurchlässigen Boden ausgezeichnet erhalten war. Später ergab die Jahresringbestimmung der Hölzer eine Datierung in die Merowingerzeit, exakt in das Jahr 606 n.Chr. Das allerdings konnte man an jenem Morgen noch nicht wissen, als neugierige Passanten die Grabfüllung durchwühlten und Fundstücke aus Holz und Metall herausholten, bis die Stadtverwaltung dieser unkontrollierten Schatzgräberei ein Ende machte. Tatsächlich konnte man am folgenden Tag in der Presse lesen, daß in Hüfingen das Grab eines Kreuzfahrers aus dem 13. Jh. entdeckt worden sei! Grund für diese falsche Beurteilung waren zwei etwa handtellergroße silberne Blechscheiben mit den Reliefdarstellungen eines reitenden Heiligen (unten), den man für einen "Kreuzritter" hielt, und einer thronenden Muttergottes mit dem Jesuskind (oben). Beide waren schon heimlich weggeschafft worden, konnten aber noch am gleichen Tag wieder beigebracht werden. Mit dieser Entdeckung änderte sich schlagartig die Einschätzung des römischen Kastellortes Hüfingen im frühen Mittelalter. Hier waren christliche Darstellungen zum Vorschein gekommen, älter als alles bisher Bekannte, zu datieren in die Zeit der Heiligen Columban und Gallus, in die Jahre, in denen auf dem Boden des alten Constantia (Konstanz) das Missionsbistum für den südlichen alamannischen Siedlungsraum gegründet wurde. Allerdings sind diese Kunstwerke nicht hierzulande hergestellt worden, sondern stammen nach ihren Stilmerkmalen aus einer Werkstatt Italiens. Schon deshalb war auch gar nicht sicher, ob der in Hüfingen bestattete Adlige ein Christ gewesen war. Durfte man voraussetzen, daß er die Bilder auf den Zierscheiben, die zur Aufzäumung seines Reitpferds gehörten, wirklich ihrem Inhalt nach verstanden hat? Vielleicht waren diese wertvollen Silberarbeiten nur als zufällige Kriegsbeute in seine Hände gelangt? Besonders das Bild des Lanzenreiters hätte auch andere Deutungen zugelassen, etwa als Darstellung des germanischen Gottes Odin/Wotan. Was auch der Archäologe damals nicht wissen konnte: in Hüfingen gab es schon im 6. Jh. christliche Adelsfamilien. Sie sind uns bekannt, seit in den 70er Jahren ihre Gräber gefunden wurden, zwei davon durch beigegebene Goldkreuze eindeutig charakterisiert. Es kann daher heute als sicher gelten, daß der Reiter von der Gierhalde, trotz seiner sonst "heidnisch" anmutenden Grabausstattung mit Waffen, Gefäßen und hölzernem Mobiliar doch ein Christ gewesen ist, vielleicht, weil es für die führenden Familien in dieser Zeit gar keine Alternative mehr gab. Längst schon bekannten sich ja die merowingischen Könige zum christlichen Glauben und gaben damit ein verpflichtendes Vorbild für den Adel in Alamannien, das seit 536 n.Chr. definitiv zum fränkischen Reich gehörte. Der Herr von Hüfingen hat demnach ganz bewußt sein Pferd mit diesen Heilsbildern geschmückt, zu seinem persönlichen Schutz, aber auch um seine Haltung sichtbar zu machen. Wie seine Standesgenossen war er auf die Wahrung herrschaftlicher Interessen bedacht, was sich aber sehr gut mit der Förderung kirchlicher Belange verbinden ließ. So ist es kaum ein Zufall, daß die ältesten christlichen Bilder unseres Landes nicht in sakralem Zusammenhang überliefert sind, sondern in dem politisch tonangebenden Milieu, das ganz wesentlich dazu beigetragen hat, die neuen Glaubensvorstellungen im alamannischen Volk durchzusetzen. G.F.

Schmuck nach königlichem Vorbild

Runde Scheibenfibeln gehörten im SW-Deutschland des 6. und 7. Jh. zur Tracht wohlhabender Frauen, zunächst kombiniert mit einer anderen Fibelform, den sog. Bügelfibeln, später dann einzeln als Brosche getragen. Im 7. Jh. wurde nämlich die bei Alamannen und Franken vorherrschende germanische Sitte, die Kleidung mit wenigstens zwei bis zu vier Fibeln zu schließen, durch eine aus dem Süden stammende Mode abgelöst, die eine einzige Rundfibel vorschrieb. Es ist anzunehmen, daß diese Änderung auch Schnitt und Tragweise der Frauenkleidung betroffen hat, doch läßt sich dies in den Gräbern, unserer einzigen Quelle für die Trachtgeschichte dieser Zeit, nicht nachweisen. Daß sich in der jüngeren Merowingerzeit römisch-byzantinische Einflüsse durchsetzen, kann aber auch an anderen im Boden erhaltenen Fundstücken gezeigt werden, so am Wiederaufleben der antiken Sitte, Ohrringe zu tragen. Die Gründe für diese doch recht nachhaltigen Veränderungen liegen wohl vor allem in der Einwanderung germanischer Völker in die von Romanen, also einer ein spätes Latein sprechenden Bevölkerung, bewohnten Länder Süd- und Westeuropas: Langobarden in Italien, Westgoten in Spanien und Aquitanien (SW-Frankreich), Franken im Norden Galliens und in der alten Belgica. Enges Zusammenleben förderte jedenfalls die kulturellen Kontakte und machte Entlehnungen und Angleichungsprozesse möglich - auf beiden Seiten. Ein übriges tat die Orientierung der germanischen Fürsten- und Königshäuser auf das kaiserlich-byzantinische Vorbild, was sich beispielsweise in den Goldschmiedearbeiten, darunter auch Scheibenfibeln, ausdrückt, die der fränkischen Hofkunst zugeschrieben und mit Namen berühmter Kunsthandwerker wie dem des Heiligen Eligius in Verbindung gebracht werden. Lebensstil und äußeres Erscheinungsbild dieser Führungsschicht prägten dann auch das Verhalten der gesellschaftlich nachgeordneten Gruppen und sorgten für eine allmähliche Verbreitung neuer Einflüsse und Modeströmungen.

Zurück zu den hier abgebildeten Scheibenfibeln aus Fundplätzen im Breisgau und auf der Baar. Recht unterschiedlich sind schon die verwendeten Materialien: Gold, Silber, rote Halbedelsteine (Almandine) und verschiedenfarbige Glasflüsse. Einfachere Ausführungen, hier nicht mit aufgenommen, bestanden aus Bronze, schließlich gab es, wenn auch seltener, Exemplare aus Eisen mit silbernen Ornamenten.

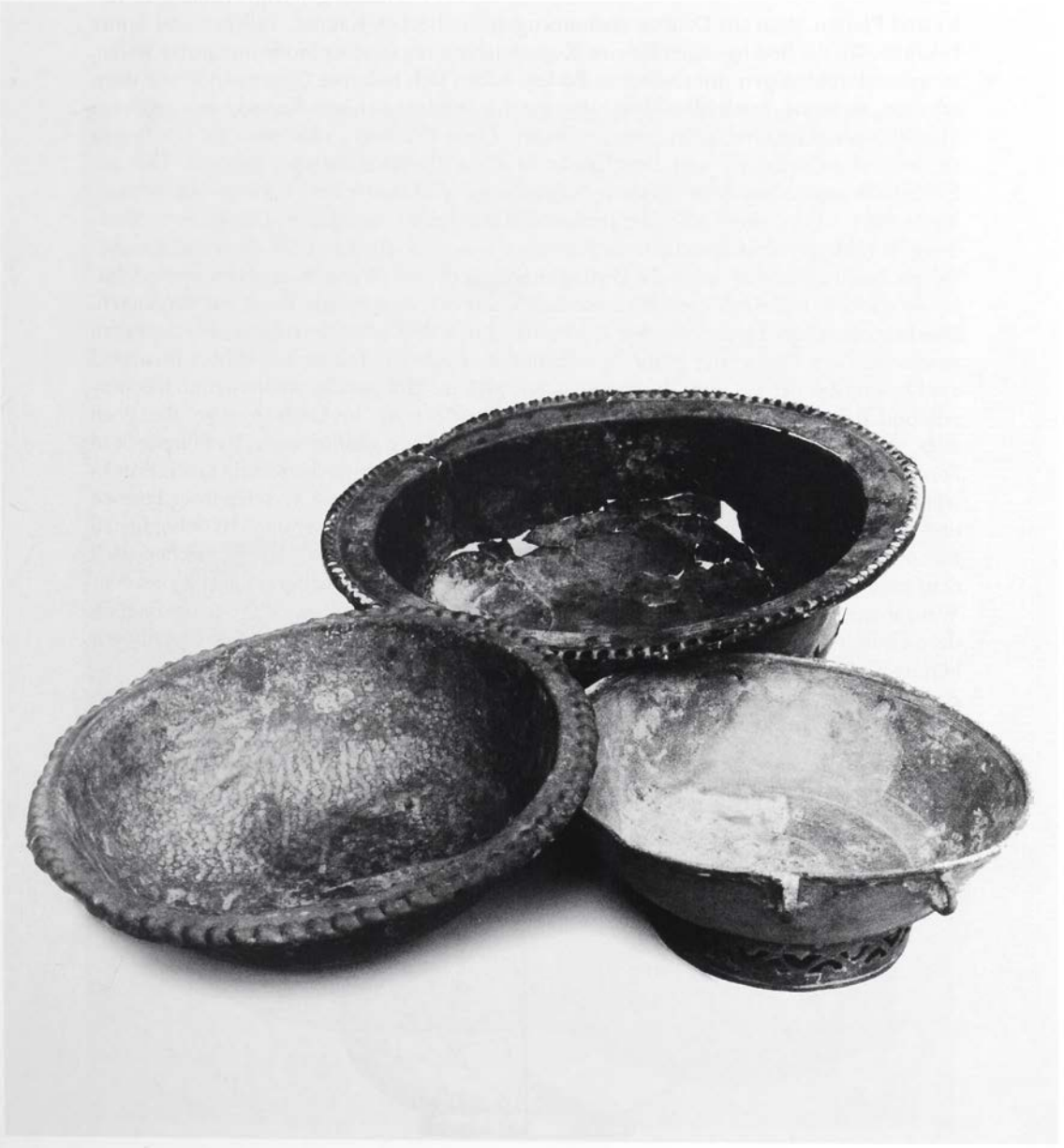
Dem entspricht eine große Vielfalt technischer Verfahren bei der Herstellung, vor allem bei der Verzierung der Schauseiten. Flächendeckendes Zellwerk wurde auf gegossene Grundplatten gelötet, die Stege aus dünnen gehämmerten Blechstreifen geformt, dann plangeschliffene Almandine eingepaßt. In anderen Fällen nietete oder lötete man Steinfassungen einzeln auf die Grundplatte oder auf eine mit Hilfe eines Models formgepreßte Blechscheibe und dekorierte die freien Zwischenflächen mit aufgelötetem Filigrandraht. Durchsichtige Glas- und Steineinlagen unterlegte man gerne mit gewaffelten Silberfolien, um Leuchtkraft und Farbwirkung zu verstärken. Eine "Verstärkung" in einem ganz anderen Sinne bedeutet es, wenn auf der Schauseite der Fibeln, an wenigstens drei Exemplaren unserer Abbildung gut zu erkennen, das Kreuz als Heilszeichen angebracht ist, oder wenn an dem einzigen formal abweichenden Stück unserer Kollektion, einer S-Fibel aus dem langobardischen Italien, zwei gegenständige Vogelköpfe auftauchen. In diesen Elementen einer nicht mehr nur dekorativen Ausgestaltung wird für uns erkennbar, daß diesen kostbaren Schmuckstücken auch eine magisch beschützende, unheilabwehrende Kraft innewohnte, die für ihre Trägerinnen wohl auch den eigentlichen Wert ausmachte. G.F.

Bronzegeschirr – Zeugnis weitreichender Beziehungen

Eine Untersuchung merowingerzeitlicher Grabbeigaben nach ihrer Herkunft läßt erkennen, daß die Bevölkerung SW-Deutschlands nicht nur Erzeugnisse aus örtlicher oder eigener häuslicher Produktion verwendet hat. Bestimmt war der Anteil selbstgefertiger Güter im bäuerlichen Milieu sehr hoch, ob wir nun an Textilien, hölzerne Gegenstände und Gerätschaften oder einfache handgemachte Keramik denken. Gerade diese Dinge sind in den Gräbern aber weniger gut vertreten, oft auch ganz einfach nicht nachweisbar (Kleidung, Lederarbeiten). Dagegen gehören zur Grabausstattung wertvolle oder schwieriger anzufertigende Gegenstände, die entweder direkt beim Handwerker (Goldschmied, Bronzegießer) oder vom Händler erworben worden sind. Schließlich gibt es auch besondere Kostbarkeiten, über große Strecken zu Land und zu Wasser durch den Fernhandel herangeschaffte Importwaren, mit denen ausschließlich ein kleiner, zahlungskräftiger Abnehmerkreis beliefert wurde. Diese Waren finden sich deshalb auch nur in reich ausgestatteten Gräbern, also im Milieu wohlhabender Großbauern oder adliger Familien. Zu diesen Prestigeobjekten, deren Besitz geradezu ein Statussymbol werden konnte, gehören neben ausgesprochenen Raritäten auch die häufiger vorkommenden, gleichwohl teuren Glas- und Bronzegefäße, deren Herstellung auf materiellen und technischen Voraussetzungen beruhte, die damals im alamannischen Raum noch nicht gegeben waren. Man unterscheidet dabei getriebene Blechgefäße rheinfränkischer Herkunft, zu denen auch die beiden hier abgebildeten Perlrandbecken aus dem Breisgau gehören, und sog. "koptische" Gefäße aus dickwandigem Bronzeguß. Man sollte allerdings eher von Gefäßen mediterraner Herkunft sprechen, denn außer im koptischen Ägypten (Alexandria) wurde dieses in verschiedenen Formen angebotene Geschirr auch in Italien, Spanien und möglicherweise noch anderen Ländern des Mittelmeergebiets hergestellt.

Während man bei den leichteren, dünnwandigen Blechgefäßen auch an eine Anfertigung und Verteilung durch Wanderhandwerker gedacht hat, verbieten sich solche Überlegungen bei den schweren gegossenen Stücken südlicher Herkunft. Häufig zeigen sie nämlich Verzierungen und Bildmotive in eindeutig römischer Tradition, auf einer Griffschale aus dem Hegau ist sogar eine griechische Inschrift angebracht. Es kann also kein Zweifel sein, daß diese Gefäße in der Regel als Handelsgut ins Land kamen, vereinzelt vielleicht auch als Geschenk, Beutestück oder Resultat anderer persönlicher Beziehungen. Wege dieses Handels waren die alten Römerstraßen, die von Oberitalien ausgehenden Pässe über die Alpen, daneben die Rhônetal-Linie, wobei auch an die Benutzung des Wasserwegs gedacht werden muß. Es sind die gleichen Wege, auf denen man auch andere Produkte des Südens wie Seidenstoffe, Edelsteine, Gewürze und Wein transportiert hat. Bezahlt wurde dieser Luxus mit ungemünztem und gemünztem Gold, das man nach seinem Gewicht bewertete. Bei der vornehmen alamannischen Kundschaft diente das Bronzegeschirr vor allem der Repräsentation bei festlichen Anlässen. Aus bronzenen Kannen wurde Wein ausgeschenkt, Schüsseln und Schalen kamen als Speisebehälter auf den Tisch und gaben der Tafel Glanz. Auch konnten solche Bronzegefäße nach dem Essen zum Händewaschen herumgereicht werden. Gelegentlich in Blechschüsseln gefundene Kämme geben den Hinweis, daß in vornehmen Kreisen diese Gefäße auch bei der täglichen Toilette benutzt worden sind.

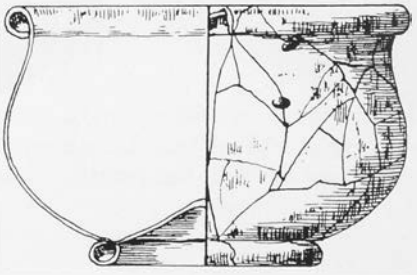
Besitz und Verwendung von Bronzegeschirr gehörte also zum gehobenen Lebensstil, der sich an höfischem Vorbild und Zeremoniell orientierte. Mit ihm demonstrierte man Reichtum und Zugehörigkeit zur gesellschaftlich führenden Schicht. Deshalb wurden dafür auch die Preise bezahlt, die den schwierigen und risikoreichen Fernhandel lohnend und damit möglich machten. G.F.



Selten erhalten – Holzgefäße aus einem alamannischen Frauengrab

Die bisher reichste Frauenbestattung der Merowingerzeit im Hegau, Grab 38 aus der Nekropole von Güttingen, enthielt neben wertvollem Schmuck und Trachtzubehör auch Geschirr für eine festliche Tafel, darunter ein geböttchertes und ein gedrechseltes Holzgefäß, im frühen Mittelalter das meistverwendete Eß- und Trinkgeschirr, beliebter noch als Keramik. Vor allem aus dem für seine Holzfunde berühmten Oberflacht (Ldkr. Tuttlingen), vereinzelt aber auch aus anderen Fundorten sind auf der Drehbank gefertigte Schüsseln, Teller und Platten, dazu aus Dauben zusammengesetzte Becher, Kannen, Fäßchen und Eimer bekannt. Wo die Bedingungen für eine Konservierung organischer Stoffe ungünstig waren, in wasserdurchlässigen mineralischen Böden, haben sich hölzerne Gegenstände nur dann erhalten, wenn sie durch Metallbeschläge geschützt oder in engem Kontakt mit größeren Metallobjekten ins Grab gelegt worden waren. Diese Erklärung trifft auch für Güttingen zu, wo ein Schöpfgefäß und eine Trinkschale zur Gefäßausstattung gehören. Der aus Eichenholzdauben zusammengesetzte Schöpfeimer wird durch breite Reifen aus Bronzeblech und ein Gitterwerk schmaler Bronzeblechstreifen fest umspannt. Die hölzerne Wandung, von Metallsalzen gleichsam imprägniert, konnte weitgehend der Zersetzung standhalten. Noch günstiger waren die Bedingungen für die aus Wurzelholz gedrechselte Schale: sie stand in einer größeren Bronzeschüssel, nur der vorstehende Rand war vergangen. Die Innenseite der Holzschale war zusätzlich durch drei schmale silberne Blechstreifen geschützt. Zum Tafelservice gehörten außerdem eine gläserne Trinkschale (Abb. unten) und ein Drillingsbecher aus Ton. Zu ergänzen sind weitere Holzgefäße, wahrscheinlich Schüsseln und Teller. Sicher wurde nicht ein vollständiges "Service" ins Grab gegeben, aber doch alles, was für den persönlichen Gebrauch wichtig war. Dazu gehörte auch das Eßbesteck in Form eines silbernen Sieblöffels und eines Messers mit goldblechverkleidetem Griff. Prunkstücke des Tafelgeschirrs, das in seiner unbekümmerten Mischung verschiedener Formen und Materialien etwas befremdend wirkt, waren die Bronzeschüssel und das Schöpfgefäß mit seinem dekorativen Blechbesatz. Die Schüssel wurde wohl zum Händewaschen nach dem Essen gereicht, der Eimer diente dazu, aus einem größeren Behälter (Holzfaß) Bier oder Wein abzuzapfen und daraus dann Becher und Schalen zu füllen. Vielleicht tauchte man sie dazu einfach in den Eimer ein; die Fundlage der gläsernen Trinkschale in seinem Innern könnte dies andeuten.

An einem Ort wie Güttingen, im Weinbaugebiet am Bodensee, wird man beim Getränk vielleicht nicht zuerst an Bier denken, doch ist gerade für diese Gegend in der Vita des Heiligen Columban ein Gelage um ein großes Bierfaß überliefert, ziemlich genau für die Zeit, in die auch das reiche Frauengrab datiert werden kann. Aber die flache, silberbeschlagene Trinkschale und der feine Glasbecher sprechen doch eher dafür, daß die vornehme Gastgeberin auf dem Adelshof in Güttingen ihren Gästen zum Festschmaus einen guten Wein vorzusetzen pflegte. G.F.

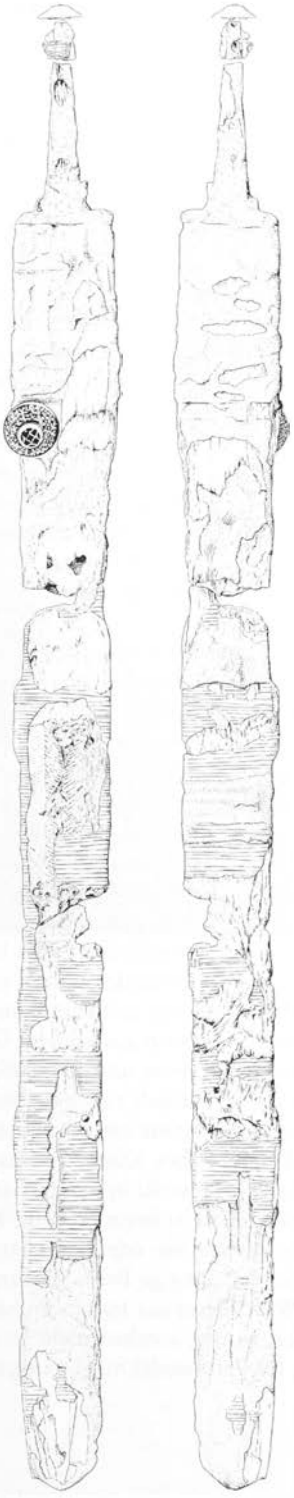


Goldkreuze aus alamannischen Gräbern

Kleine Kreuze aus Goldblech in reich ausgestatteten Gräbern lassen keinen Zweifel daran, daß die Toten sich zum Christentum bekannten. Bisher sind in Süddeutschland über 70 derartige Goldblattkreuze gefunden worden. Die abgebildeten Kreuze stammen aus Hüfingen, Grab 279 (links oben: 5,5 cm hoch, 2,14 g) und aus Grab 212 (unten Mitte: 5,9 cm hoch, 2,05 g) sowie aus Buggingen (rechts oben: 3,8 mal 3,9 cm, 1,06 g) und werden in das späte 6. und in die erste Hälfte des 7.Jh. datiert. Die Reihengräbersitte mit ihrem auffälligen Ausstattungsreichtum an Waffen, Schmuck und Beigaben wie Speise- sowie Trinkgeschirr macht eigentlich einen heidnischen Eindruck. Doch diese Bestattungssitte ist erst mit der Gründung des Frankenreichs und seiner Ausweitung unter Chlodwig entstanden und hat sich dann in und mit dem Merowingerreich ausgebreitet. Chlodwig als Begründer dieses fränkischen Großreichs gelobte, zum Christentum überzutreten, sollte er in der Schlacht gegen die Alamannen 496/7 siegreich sein. Mit seinem ranghohen Kriegergefolge ließ er sich taufen, das sich von nun an mit Waffen und je nach Vermögen mit sonstigen Grabbeigaben bestatten ließ. Damit war das Heidentum sicher nicht völlig verdrängt, aber vielfältig sind die Zeichen in den Gräbern der Merowingerzeit, daß die Toten Christen waren. In Konstanz wurde gegen Ende des 6. Jh. unter dem alamannischen Herzog Gunzo ein Bischofssitz als Missionszentrum für die Alamannen gegründet; die bairischen Herzöge bekannten sich auch schon seit Mitte des 6. Jh. zum Christentum. Von Italien, angeregt vielleicht von Byzanz und übernommen von den Langobarden, breitete sich die Sitte aus, den Toten goldene Kreuze auf den Leichnam, auf das Gesicht oder auf den Mund zu legen. Einige in Süddeutschland gefundene Kreuze, so das aus dem Grab eines jungen Reiterkriegers von Hintschingen mit 3,89 g Gewicht und verziert mit gut durchgestaltetem Tierstil-II-Ornament, kommen direkt aus dem langobardischen Norditalien. Die meisten Kreuze sind sehr leicht, wiegen in der Regel weniger als die gängige Goldmünze, der Solidus von 4,55 g oder als das Drittelstück, der Triens von 1,5 g. Sie wurden aus dünnem Goldblech geschnitten, erst unmittelbar für die Bestattung angefertigt, und zwar anscheinend aus Münzmetall; denn auch sehr stark legiertes „schlechtes" Gold wurde verwendet. Manche Kreuze tragen zudem Münzabdrücke byzantinischer Gepräge oder ihrer Imitationen. Die italischen, aber auch manche süddeutschen Kreuze sind mit gestempelten Flechtbandmustern oder im germanischen Tierstil verziert – der damit keinesfalls im Widerspruch zum christlichen Gedankengut gestanden haben kann –, auch mit Männerköpfen, die als Abbild Christi zu deuten sind. Die Kreuze aus Hüfingen zeigen demgegenüber nur schlichte Stempelmuster. Die Arme des Kreuzes von Buggingen haben eine Randeinfassung aus gezwirntem Golddraht, und in der Kreuzmitte ist ein solcher Draht als Kreis aufgelötet. Das Bugginger Kreuz lag auf dem Mund des toten Mannes, auf dessen Brust ein weiteres Kreuz aus Bronzeblech auf Stoff genäht war. Die beiden Kreuze von Hüfingen waren ebenfalls jeweils auf das Gesicht der toten Männer gelegt worden. Das Kreuz von Buggingen ist nach dem Fund von Odratzheim im Elsaß der erste derartige Fund im alamannischen Oberrheingebiet, während die Verbreitung jenseits des Schwarzwaldes recht gleichmäßig und dicht ist, vor allem zwischen dem Ostrand des Schwarzwaldes und der Grenze Alamanniens am Lech. In der Regel wurde nur ein Kreuz bei dem oder der Toten gefunden. Auffällig ist jedoch, daß auf manchen Gräberfeldern mehrere Bestattungen derart ausgezeichnet waren. In Lauchheim sind jüngst auf einem kleinen Friedhof in zwei sehr reich ausgestatteten Gräbern sogar jeweils fünf Goldblattkreuze gefunden worden. H.St.

Geschenk und Rangzeichen – Schmuckperle am Schwert

Die Spatha, das Langschwert, war wichtiges Würdezeichen des alamannischen Kriegers, auch wenn der vollbewaffnete Mann außerdem die einschneidige Hiebwaffe, den Sax, weiterhin eine Lanze und den Schild im Kampf führte und diese Waffen auch mit ins Grab bekommen hat. Das Schwert mit etwa 80 cm langer Klinge war ranghöchste Waffe und diente auch als Statussymbol. Es hatte oftmals eine gute Klinge aus qualitätvollem, damasziertem Stahl und steckte in einer Scheide aus dünnem Holz, überzogen mit ornamentiertem Leder und zusätzlich mit Birkenbast umwickelt. Mit Ledergurten, auf denen kostbare Beschläge sitzen, wurde es umgehängt. Im Grab war das Schwertgehänge meist um die Waffe gewickelt und diese zum Toten gelegt. Ranghohe Spathas hatten in der Frühzeit, vor und um 500 n.Chr., einen goldbelegten Griff, manche waren im 6. Jh. mit wertvollen goldenen oder silbernen Ringpaaren am Knauf geschmückt, Zeichen einer Kriegergefolgschaft. Bei den jüngeren Waffen ist der Griff – aus organischem Material (Holz und Leder) gepreßt – meist nicht mehr erhalten, nur der kleine pyramidenförmige Knauf aus Bronze bleibt. An manchen, wiederum zu besonderen Waffen gehörenden Schwertscheiden, so auch bei der Spatha aus Grab 335 von Hüfingen im Schwarzwald-Baar-Kreis, hing ein kostbares Schmuckstück, eine sog. Schwertperle aus Millefiori-Glas. Sie ist mit einem goldenen Knopf aus Cloisonné mit Almandinsteinen, eingefaßt von einem Goldfiligrandraht, bekrönt. Solche Amulettanhänger kommen aus Italien oder dem byzantinischen Osten, wo Millefiori-Glas hergestellt werden konnte; andere Schwertperlen bestehen aus Meerschaum, dem Mineral Magnesit, aus Chalzedon oder Nephrit, aus Bernstein, Bergkristall oder Glas. Diesen ausgewählten Materialien wurde eine magische Bedeutung zugesprochen. Der Brauch, derartige Schwertanhänger an der Scheide zu tragen, ursprünglich eine iranische Sitte, ist über Südrußland von den Hunnen nach Westen gebracht und hier von den Germanen im 5. Jh. übernommen worden. Im 6. und 7. Jh. trugen vornehme Alamannen, Franken, Thüringer, auch Angelsachsen und Skandinavier solche Würdezeichen. Diese Anhänger mit manchmal goldenen Knöpfen waren in eine Quaste aus Leder oder Stoff eingesetzt, wodurch die teilweise empfindlichen Perlen geschützt waren. Sie baumelten frei an der Schwertscheide, wie eine Art Portepee an modernen Offizierswaffen. Auch in der Merowingerzeit im 6./7. Jh. kennzeichnen diese Anhänger „ranghohe" Waffen. So lagen ähnliche Stücke in sog. „Fürstengräbern" mit Spangenhelmen oder Ringschwertern, z.B. in Gültlingen/Württemberg und Planig/Rheinhessen, im Grab des „Fürsten" von Morken am Niederrhein aus dem frühen 7. Jh. oder auch im „Fürstengrab" von Krefeld-Gellep aus dem frühen 6. Jh., mit prächtigem almandinbesetzten Schwertknauf und dem Ringpaar aus massivem Gold. Die vergoldeten Spangenhelme stammen aus byzantinisch-ostgotischen Werkstätten und scheinen über den fränkischen Königshof an herausragende Krieger bzw. an die Mitglieder der königlichen Gefolgschaft verliehen worden zu sein. Die Schwertperle aus Hüfingen ist wertvoller als die aus den beiden „Fürstengräbern" von Krefeld-Gellep oder Morken, was den besonderen Rang des dort bestatteten Kriegers ahnen läßt. Die ähnlichste Millefiori-Schwertperle wurde im Kriegergrab 4 von Güdingen/Saarbrücken gefunden. Die schriftlichen Quellen geben keinen Hinweis auf die Bedeutung dieser Schwertperlen; nur auf dem Preßblech der Schwertscheide von Gutenstein ist ein solcher Anhänger abgebildet. Eine Deutung sieht im magischen Anhänger die Waffenglück verheißende Morgengabe der Frau an den Mann, eine andere Deutung erklärt sie als Zeichen der Waffensohnschaft. H.St.

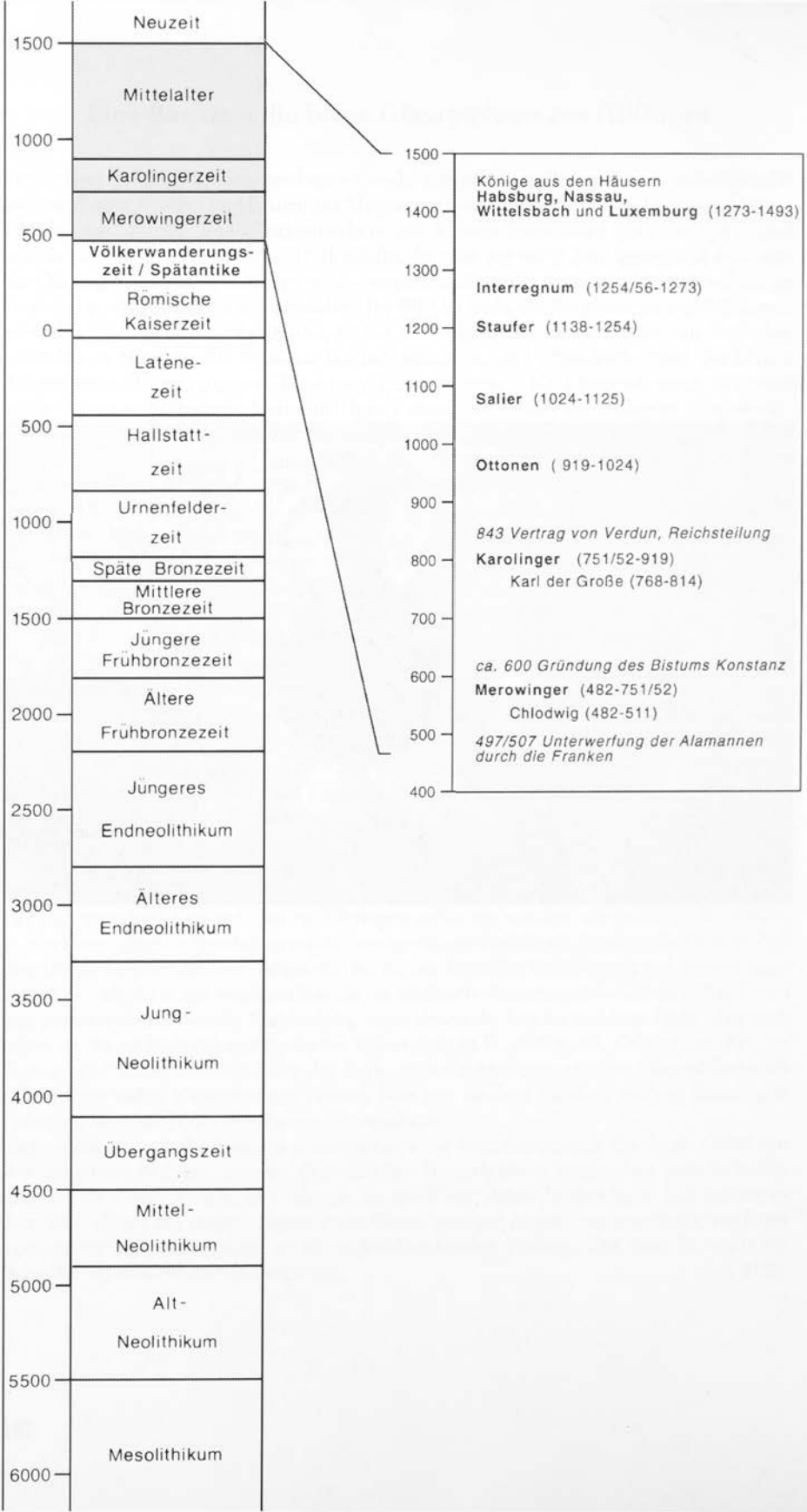


Eine Rarität – die blaue Glasamphore aus Hüfingen

Trinkgläser gehören zu den kostbaren Geschirrbeigaben in Bestattungen wohlhabender und ranghoher Krieger und Frauen der Merowingerzeit. Ein recht breites Formenspektrum von den sog. Rüssel- und Glockenbechern mit kleinen Standfüßen über die Spitz- und Sturzbecher zu den Tummlern - Trinkgefäße, die man auf einen Zug leeren und dann mit der Öffnung nach unten abstellen muß - veranschaulicht die noch immer recht vielseitige Produktion von Trinkgeschirr aus Glas. (Im Bild ist links ein Kugelbecher aus Hüfingen, Schwarzwald-Baar-Kreis, abgebildet, rechts eine Schale aus braunem Glas, ein Tummler, gefunden in Mengen, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald, und schließlich neben der blauen Amphore aus Hüfingen ein weißes Stengelglas aus Sasbach, Kr. Emmendingen). Während zu der schier unbegrenzten Mannigfaltigkeit römischer Gläser auch manche Handwerksplätze mit Glasöfen ausgegraben worden sind, so vor allem am Rand der römischen Städte wie Köln und Trier, fehlen bisher Nachweise für die Standorte merowingerzeitlicher Glashütten. Doch scheinen die Betriebe in den Regionen römischer Glasindustrie vor allem im Rheinland weiter produziert zu haben, auch wenn sich die Standorte aus den ehemaligen Städten in das Hinterland zu den Rohstoffquellen mit geeigneten Sanden und Holz verlagert haben. Während der Merowingerzeit geht die fränkische Glasproduktion kontinuierlich zurück, das Formenspektrum wird reduziert und die Anzahl der Grabbeigaben sinkt, was wahrscheinlich den Wert der Gläser ansteigen und sie zum Statussymbol werden läßt.

Die Mehrzahl der Trinkgläser stammt aus Werkstätten im fränkischen Reich; doch einige Glasformen sind aus dem Mittelmeergebiet oder dem byzantinischen Reich importiert worden. Dazu gehören die sog. Stengelgläser des 6. und 7. Jh. aus dem langobardischen Norditalien, vielleicht schon im Gebiet von Venedig hergestellt. Auf dem Gräberfeld im Gewann "Behans" in Sasbach am Kaiserstuhl ist 1982 ein derartiges Stengelglas aus durchsichtigem, weißlichem Glas gefunden worden, das im 6. Jh. aus Italien herübergebracht worden ist. Ein besonderes Importstück aus dem Mittelmeergebiet - oder vielleicht doch ein Altstück aus der spätrömischen Zeit ? - ist die kleine, nur 17 cm hohe Amphore aus blauem Glas mit Standfuß, Henkeln und Mündungsrand aus weißer opaker Glasmasse und einem weißen, spiralig um den Hals gewickelten Glasfaden. Sie ist im Grab 333 des 1975 untersuchten Gräberfeldes bei Hüfingen gefunden worden, das in das 6. Jh. gehört. In den Mittelmeerländern haben solche zweihenkligen Gefäße als Behälter für Öl oder Parfüm (Balsamarium) gedient. Schon die Form, der kugelige Gefäßkörper auf hohem Stengelfuß mit Henkeln aus weißem Glas, ist im fränkisch-alemannischen Gebiet völlig fremd und erinnert eher an antike Glasformen, unter denen die leuchtend blaue Farbe aber auch selten ist. So enthielt ein spätrömisches Frauengrab in St. Aldegund, Kr. Cochem-Zell im Trierer Land, datiert um die Mitte des 4. Jh., neben zahlreichen anderen Glasgefäßen auch ein 14,8 cm hohes Kännchen aus blauem Glas mit weißem Henkel, weißem Stand- und Halsring, hergestellt in einer Trierer Glaswerkstatt.

Ungewöhnlich ist beim Glas aus Hüfingen also der hohe Stengelfuß, der dieses Gefäß mit den byzantinischen oder langobardenzeitlichen Stengelgläsern vergleichen läßt. In Italien sind sie eine gängige Form. G. Fingerlin hat mit Recht darauf hingewiesen, daß der besondere Wert dieses aus Italien importierten Glases weniger in seiner ungewöhnlichen Form gesehen wurde, sondern mehr in seiner wohlriechenden Füllung. Das Glas ist somit ein Beleg für Fernhandel mit Luxusgütern. H.St.


Neuzeit
1500
Mittelalter
1000
Karolingerzeit
Merowingerzeit
500
Völkerwanderungs-
zeit / Spätantike
Römische
Kaiserzeit
0
Latène-
zeit
500
Hallstatt-
zeit
Urnenfelder-
1000
zeit
Späte Bronzezeit
Mittlere
Bronzezeit
1500
Jüngere
Frühbronzezeit
Ältere
2000
Frühbronzezeit
Jüngeres
2500
Endneolithikum
Älteres
3000
Endneolithikum
3500
Jung-
Neolithikum
4000
Übergangszeit
4500
Mittel-
Neolithikum
5000
Alt-
Neolithikum
5500
Mesolithikum
6000
1500
1400
1300
1200
1100
1000
900
800
700
600
500
400
Könige aus den Häusern
Habsburg, Nassau,
Wittelsbach und Luxemburg (1273-1493)
Interregnum (1254/56-1273)
Staufer (1138-1254)
Salier (1024-1125)
Ottonen (919-1024)
843 Vertrag von Verdun, Reichsteilung
Karolinger (751/52-919)
Karl der Große (768-814)
ca. 600 Gründung des Bistums Konstanz
Merowinger (482-751/52)
Chlodwig (482-511)
497/507 Unterwerfung der Alamannen
durch die Franken

Karolingerzeit und Ottonenzeit

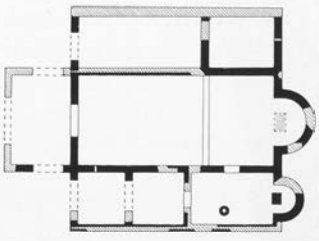
Das Mittelalter gliedern Historiker nach den herrschenden Dynastien. Historiker und Kunsthistoriker charakterisieren diese Epochen durch politische oder wirtschafts- und sozialgeschichtliche Besonderheiten oder durch eigenständige Kunst- und Baustile. Dem Archäologen kommt die absolutchronologische Gliederung, die sich den Jahrhundertgrenzen annähert, entgegen. Er verwendet diese Benennung von Zeitabschnitten, um in gewohnter Weise seinen Quellenstoff einordnen zu können. Dieser hat sich jedoch einschneidend verändert. Bestattungen mit Beigaben, beherrschender Quellenstoff der Merowingerzeit, gibt es kaum noch. Für die Wirtschaftsgeschichte hat der Wechsel vom Gold zum Silber als Währungsgrundlage seit den Münzreformen der Karolinger entscheidende Bedeutung. Zur Gewinnung des Silbers als Münzmetall wird auch der Erzbergbau wieder aufgegriffen. Die Sachaltertümer erlauben gewisse Aufgliederungen nach den Epochen Karolinger- und Ottonenzeit. So ist die karolingerzeitliche Bewaffnung gut bekannt, vor allem über Grabbeigaben in den Ländern rund um das Reich, weil dort die Beigabensitte noch herrscht. Über die Bewaffnung der Ottonenzeit sind die Kenntnisse gering, weil nur noch im Norden den Toten Waffen mitgegeben wurden. Karolingisches Metallkunstgewerbe, von den Sporen über Schnallen und Riemenzungen bis zu Fibeln, ist durch den sog. anglo-karolingischen Stil gekennzeichnet; ottonischer Fibelschmuck sieht deutlich anders aus. Ottonische Kirchen können bedeutend andere Grundrisse als die meist schlichteren karolingerzeitlichen Kirchen haben, unter denen oftmals noch Holzpfostenbauten nachgewiesen werden. Die vielfältigen Umbaumaßnahmen von Kirchen haben jedoch kaum etwas aus karolingischer oder ottonischer Zeit übergelassen. Immerhin gehört der Turm der Kirche St. Cyriak in Sulzburg zu den wenigen übergebliebenen Türmen ottonischer Zeit. Von besonderer Bedeutung für das gesamte Reich waren die Klöster und Kirchen der Reichenau mit ihren karolingerzeitlichen Fresken und Architekturfragmenten sowie der durch Ausgrabungen erschlossenen Klosteranlage aus Holz. Für das reisende Königtum des Mittelalters waren Pfalzen die lebensnotwendige Basis. In der Konzeption der Pfalz gibt es entscheidende Unterschiede zwischen Karolinger- und Ottonenzeit. Während Karl d. Gr. mit bewußtem Rückgriff auf die Antike, mit der sog. karolingischen Renaissance, offene palastartige Pfalzen in Aachen und Ingelheim errichten ließ, sehen die ottonischen Anlagen trotz aller Repräsentation durchaus militärische Schutzfunktion vor. Da jedoch die Zentren der Macht damals erst im Raum Aachen, dann rund um den Harz gelegen haben, sind im Südwesten Pfalzen von geringerer Bedeutung. Karolingische und ottonische Mittelpunktsburgen sind kaum zu unterscheiden, das Aufkommen von kleineren "Adelsburgen" in ottonischer Zeit wird noch diskutiert. Immerhin haben die Untersuchungen von Höhensiedlungen der Spätantike gezeigt, daß diese geschützten Plätze auch während der Merowinger- und später in der Karolingerzeit regelmäßig aufgesucht worden sind. Turmburgen des 10. Jh. sind im Nordwesten des deutschen Reichs inzwischen häufig nachgewiesen, doch fehlen noch entsprechende Forschungen im Südwesten. Das Siedlungswesen, was Haus-, Hof- und Dorfformen angeht, ist im ganzen Reichsgebiet noch wenig erschlossen, so daß Unterschiede zwischen den Epochen nicht beschrieben werden können. Die bäuerlichen Gehöfte auf eingezäuntem Grundstück bestehen aus einem großen Wohnstallhaus und mehreren Nebengebäuden, darunter sog. Grubenhäuser, für die vielfach die Nutzung als Webehütte nachgewiesen ist. Kennzeichnend ist wohl, daß wie noch zur Merowingerzeit die Dörfer nicht ortskonstant sind, sondern innerhalb ihrer Gemarkung vielfach verlegt werden, daß die Pfostenbauten immer noch nach wenigen Jahrzehnten erneuert werden müssen und daß die Bauweise mit Steinfundamenten sich erst zögernd bemerkbar macht. H.St.

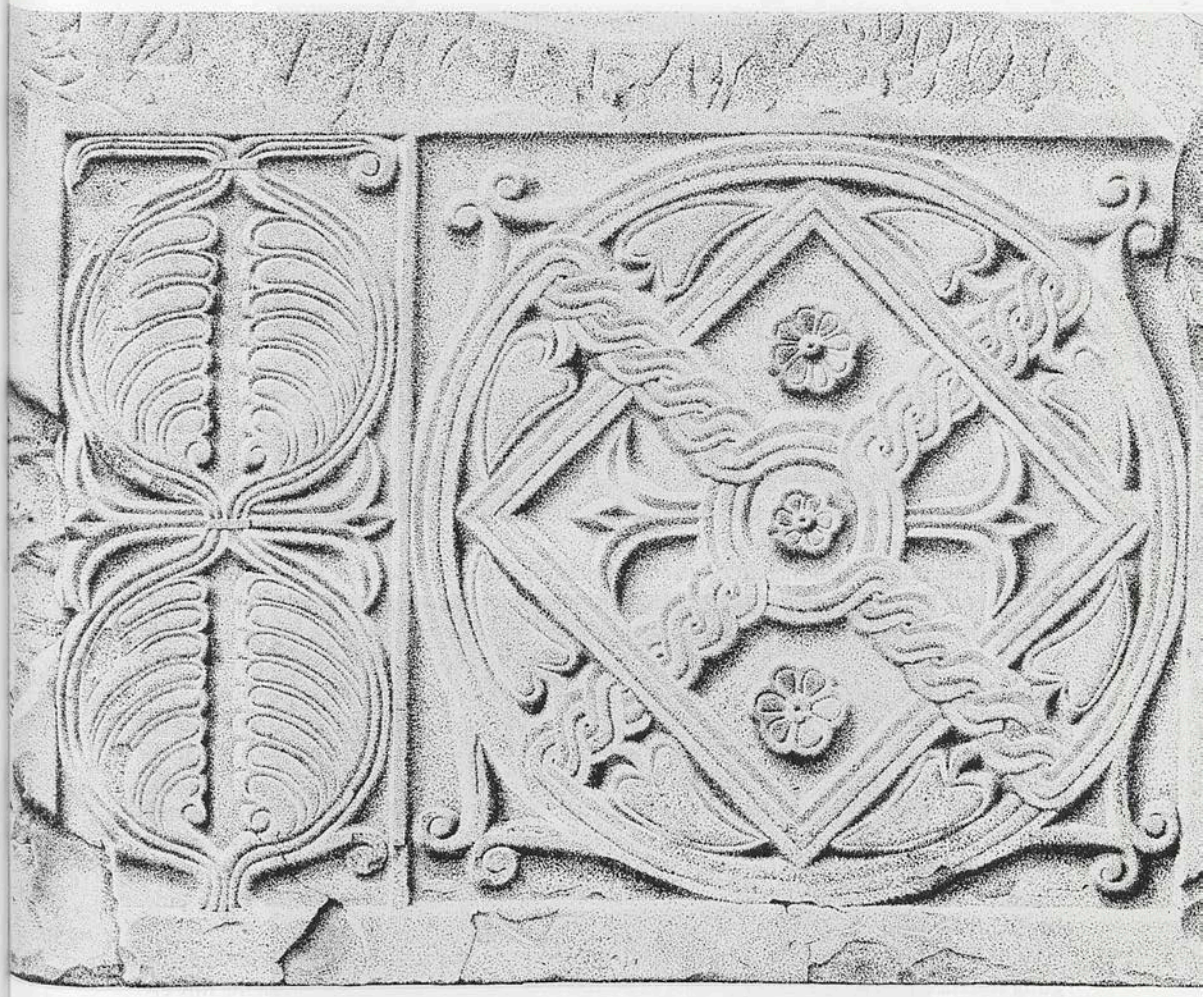
Neue Waffen – schwere Reiterlanzen im karolingischen Heer

Die Macht des Karolingerreiches spiegelt sich in seinen Waffen, neuen Lanzenspitzen und Schwertern. Sie werden innerhalb des Reiches als Flußfunde entdeckt. Doch die schwere Bewaffnung karolingerzeitlicher Truppen hatte die Gegner jenseits der Grenzen zu ähnlicher Rüstung angeregt. Von den Iren über die Wikinger in Skandinavien und Rußland bis zu den Mährern und Kroaten finden wir im späten 8. und im 9./10. Jh. diese prächtigen Waffen als Grabbeigaben. Als Reaktion auf die Bedrohung durch die im Osten andrängenden reiternomadischen Awaren und der aus dem Süden vorrückenden Araber mußten die karolingischen Herrscher eigene Kontingente schwerer Reiterkrieger aufstellen. Mit der Durchsetzung des Reiterkampfes im Verlauf des 8. Jh. waren nicht nur die Züchtung immer größerer Pferde und das Training von Kavallerieeinheiten Gebote der Zeit, sondern auch die Waffen mußten dieser neuen Form der Kriegsführung angepaßt werden. Die Lanze macht diese Entwicklung mit: Noch in der späten Merowingerzeit werden Lanzenspitzen mit seitlichen Fortsätzen geschmiedet, sog. Stollen, die während des 8. Jh. zu den sog. Flügeln werden, zu massiven seitlichen Fortsätzen, die parallel zum Lanzenblatt angeschmiedet sind, nach oben mit geradem Abschluß und zur Tülle hin mit einer eingezogenen, geschwungenen Kante. Die Lanzenspitzen wiegen bis zu 500 g. Die Blätter bestehen meist aus damasziertem Stahl. Die Schäfte, wohl aus Eschenholz, waren 2 bis 2,50 m lang. Abgebildet sind hier drei verschieden gestaltete Flügellanzen, die in den letzten Jahren in Baden ausgebaggert worden sind: Die mittlere Lanzenspitze wurde 1970 in einer Kiesgrube in Neuenburg, Kr. Müllheim, in 7 m Tiefe gefunden. Sie ist 52 cm lang, die Flügelspannweite beträgt 8,2 cm, das Blatt ist flach weidenblattförmig und die Tülle zeigt - was typisch für diese Flügellanzenspitzen ist - kräftig eingearbeitete Furchen oder Rillen. Auch die Flügelenden sind mit derartigen senkrechten Rillen verziert. Die linke Lanzenspitze stammt von Helmlingen im Ortenaukreis, ein Flußfund der 1960er Jahre, ist etwas kürzer, zeigt eine andere Kontur des Blattes und tiefer sitzende Flügel. Vergleichbar sind aber wiederum die tief eingegrabenen parallelen Furchen an der Tülle. Die rechte Lanze, aus einer Kiesgrube bei Auenheim, Kr. Kehl, steht mit ihrer sechskantigen Tülle noch in merowingerzeitlicher Tradition. Das Blatt hat einen rhombischen Querschnitt, und an der Tülle sitzen breite, aber kurze Flügelstummel, die deutlich oberhalb der Tüllenmündung angeschmiedet sind. Welche Funktion die Flügel hatten, ist bis heute unklar. Die blutrünstige Erklärung, daß die Flügel das zu tiefe Eindringen der Lanze in den feindlichen Körper, wohl zumeist in das gegnerische Pferd, verhindern sollten, ist unbefriedigend. Die Flügel hatten sicherlich nicht nur eine funktionale Aufgabe, denn mittelalterliche Bilddarstellungen vom 8. bis ins 11. Jh. bringen den Fußkämpfer oder häufiger den Reiterkrieger mit der schweren Lanze und betont deutlich gezeichneten Flügeln. Im Stuttgarter Bilderpsalter (um 830) erscheint mehrfach die Flügellanze im Kampf zwischen David und Goliath. Im wenig älteren Psalter von Corbie ist an der Lanze sogar die Rillenverzierung der Tülle wiedergegeben. Der Frankenkönig Childerich wird auf seinem Siegelring mit einer Lanze als Herrschaftszeichen abgebildet. Die Darstellung des Reiterheiligen als Lanzenreiter begegnet schon während der Merowingerzeit auf durchbrochenen Zierscheiben, Scheibenfibeln und Goldblattkreuzen. Schließlich gehört zu den "Reichsinsignien" in Wien auch die Heilige Lanze, eine Flügellanzenspitze aus der Karolingerzeit, deren in der Mitte aufgeschnittenes Blatt Eisen eines Nagels vom Kreuz Christi enthalten soll. Christus am Kreuz ist mit einer Lanze in die Seite gestoßen worden. Vielleicht könnte man es wagen, Lanzenblatt und Flügel als eine Kreuzdarstellung zu deuten: Dann wären die christlichen Heere der Karolinger und später auch der Ottonen mit einem christlichen Symbol gegen die Heiden zu Felde gezogen. H.St.

Chorschranke aus einer frühen Kirche von Reichenau-Niederzell

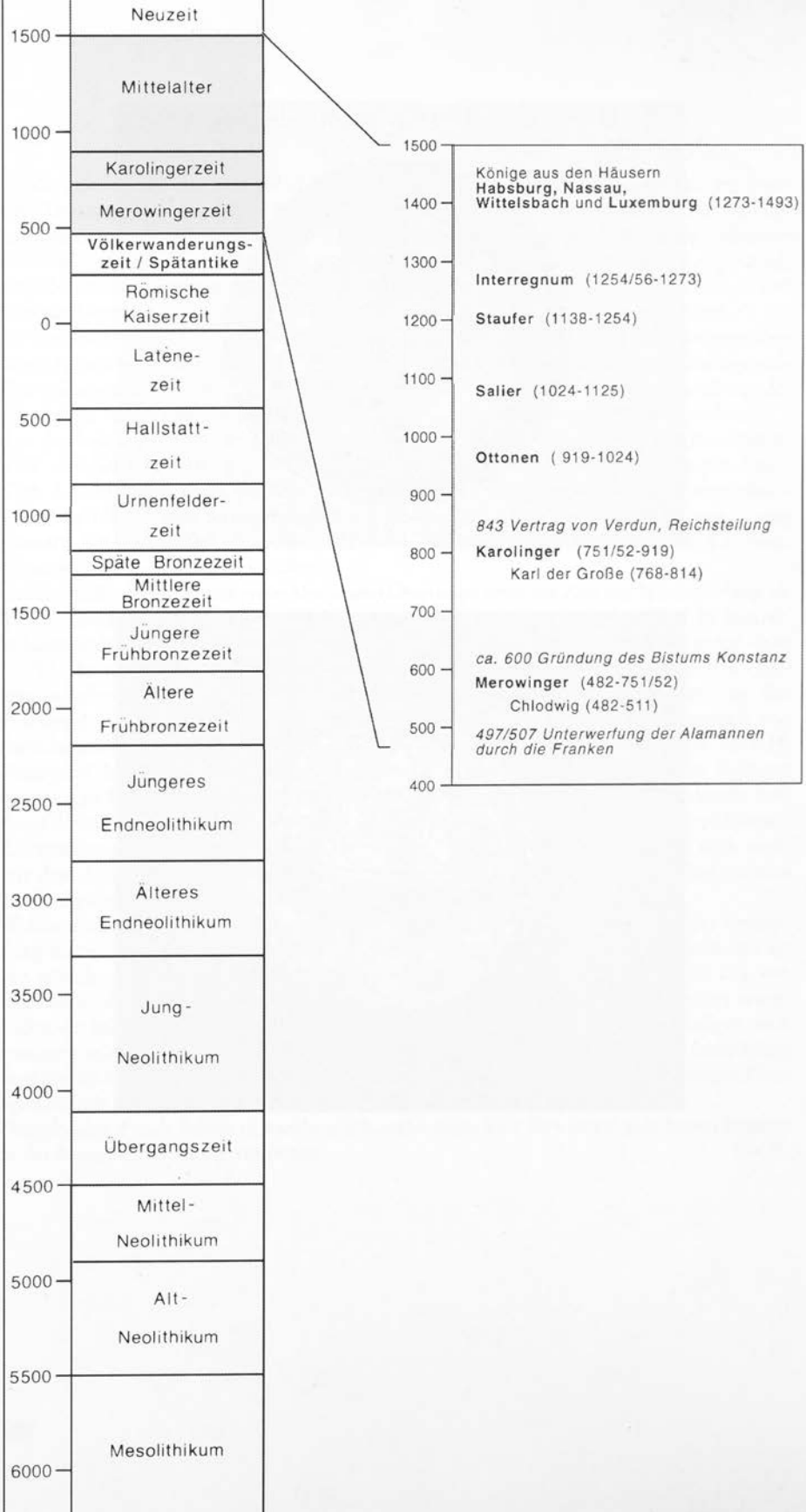
Über die Anfänge von Niederzell hören wir in den Chroniken, daß der in Alemannien beheimatete Bischof Egino von Verona dort eine Kirche erbaut und 799 geweiht hat. In dieser Kirche sei er am 27. Februar 802 bestattet worden. Die heute als romanische Basilika des späten 11. bis frühen 12. Jh. erhaltene Kirche in Niederzell wurde 1970-76 baulich wiederhergestellt und in wesentlichen Partien archäologisch untersucht. Dabei konnte der Grundriß der Kirche Bischof Eginos vollständig wiedergewonnen werden. Sie war eine Saalkirche mit apsidialem Ostabschluß, einer Vorhalle im Westen und Chornebenräumen, deren südlicher wiederum mit einer Apsis nach Osten geschlossen war. Beiden Chornebenräumen waren im Westen Portiken oder Atrien vorgelagert. Gestalt und Größe des Baus weisen ebenso wie eine Taufanlage auf Rang und Würde des Stifters und Kirchenherrn Egino hin. Von der prächtigen, wahrhaft bischöflichen Ausstattung der ersten Niederzeller Kirche erzählen auch die zahlreichen Bruchstücke des Innenputzes und kunstvoll behauene Sandsteine. Die bemalten Verputzfragmente stammen von Wandbildern, so daß man sich St. Peter in Niederzell ähnlich ausgeschmückt vorstellen darf wie die Klosterkirche von Müstair/Graubünden (9. Jh.) oder St. Georg in Reichenau-Oberzell (um 900). Einen wesentlichen Akzent setzt neben der Ausmalung die monumentale Schranke zwischen Sanktuarium und Kirchenschiff. Daß solche steinernen "Chorschranken", die den Altarbereich vom Laienraum trennten, nicht selten zur Austattung frühmittelalterlicher Bischofs- und Klosterkirchen auch nördlich der Alpen gehörten, wissen wir aus zahlreichen Bauuntersuchungen, z.B. von der ehemaligen Klosterkirche St. Aurelius in Hirsau und von der Abteikirche Reichenau-Mittelzell. Eine lebendige Anschauung von frühmittelalterlichen "Chorschranken" kann man heute etwa noch in Italien gewinnen, wo Anlagen dieses Typs, wenngleich meist sekundär versetzt, gelegentlich überdauert haben. Komponiert waren die Schranken aus steinernen Platten und Pfosten, im Süden meist aus Marmor, bei uns aus Kalk- oder Sandstein. Pfosten und Platten ruhten auf einer Fundierung oder Stufe und waren durch Nut und Feder miteinander verbunden. In Niederzell stieß man sowohl im Saal der Kirche wie auch im südlichen Chornebenraum auf Fundierungen, die Schranken getragen haben könnten. Die zahlreich aufgefundenen Fragmente deuten nun zwar darauf hin, daß die Schranke im großen Saal stand, doch erlauben sie keine ins einzelne gehende Rekonstruktion. Die abgebildete Platte ist das einzige nahezu unversehrt erhaltene Element. Eine weitere, zerbrochene Platte blieb zu wesentlichen Teilen erhalten. Die durchweg feine, qualitätvolle Steinmetzarbeit könnte darauf hindeuten, daß Bischof Egino Handwerker aus Oberitalien auf die Reichenau mitbrachte. Jedenfalls finden wir Arbeiten, die der Niederzeller Schranke in Ornamentik und handwerklicher Ausführung nahestehen, vor allem entlang den damals genutzten Bündner und Tiroler Paßrouten in Churrätien und Oberitalien. Und wenn man sich im Bodenseegebiet nach Denkmälern umsieht, die solches, früher irrig "langobardisch" genanntes Flechtwerk tragen, will es scheinen, als zähle die Niederzeller Schranke dort zu den ältesten dieses Stils. Denn die Schranke von Reichenau-Mittelzell dürfte ebenso wie die jüngst in St. Gallen gefundenen Kapitelle aus der Klosterkirche des Abtes Gozbert (geweiht 835/37) einer etwas späteren Zeit angehören. Bischof Egino von Verona, von Karl dem Großen in das 774 unterworfene Langobardenreich entsandt, hat also offenbar eine bedeutende Rolle bei der Vermittlung italisch-spätantiker Kunst und Kultur nach Alemannien gepielt. A.Z.





Schmuck aus einem mittelalterlichen Dorf

In Mengen am Tuniberg wurden 1973/74 bei der Anlage eines Neubaugebietes am östlichen Ortsrand Siedlungsbefunde der frühalamannischen Zeit, der Merowingerzeit und der karolingisch-ottonischen Zeit auf einer Fläche von 4,5 ha aufgedeckt. Auch im südöstlich anschließenden Gewann "Hofstatt" wurden bei Sondierungsgrabungen 1987 weitere Siedlungsbefunde angetroffen. Die Ränder des Siedlungsbereiches sind noch nicht erfaßt, so daß über die Gesamtgröße der besiedelten Fläche noch keine Angaben zu machen sind.
Die Befunde setzen sich zusammen aus Abfallgruben, Grubenhäusern und Kellergruben sowie einzelnen Pfostenstellungen. Bisher können noch keine vollständigen Hausgrundrisse rekonstruiert werden. Aufgrund der Befunde kann aber eine lockere Besiedlung des ergrabenen Areals von etwa zwei bis drei Höfen in jeder Zeitphase vermutet werden.
Aus der karolingisch-ottonischen Siedlungsphase sind zwei Funde besonders bemerkenswert: eine Scheibenfibel aus Bronze (oben) mit Einlagen aus weißem und blauem Email (Dm. 3,1 cm) und eine Zierscheibe aus Silber (unten) mit Filigrandekor und einem plastischen vierfüßigen Tiermotiv auf der Schauseite (Dm. 2,1). Das Tier hat am Hinterteil einen Fortsatz, der einen Schwanz darstellen könnte. Desgleichen hat es auch an der Kopfseite etwas, was wie ein "Rüssel" aussieht.
Emailscheibenfibeln kommen in Nord- und Osteuropa etwa zur Zeit der Missionierung im 8./9. Jh. noch in den Reihengräberfeldern vor und zeigen überwiegend christliche Motive. In Südwestdeutschland und der Schweiz sind sie erst in den Burgen und Siedlungen ab dem 10./11. Jh. nachgewiesen. Die Emailscheibenfibel aus Mengen ist außerdem durch die Vergesellschaftung mit Keramik in einem Grubenhaus in das 10./11. Jh. zu datieren. Ein Gußtiegel mit Silberresten aus dem gleichen Grubenhaus belegt die Anwesenheit von Buntmetallhandwerkern in dieser Siedlung. Anhand einer Analyse der Silberreste durch H. Maus und M. Martin vom Geologischen Landesamt Baden-Württemberg in Freiburg konnte eine Herkunft des Silbers aus den Revieren des Schwarzwaldes ausgeschlossen werden. Offensichtlich wurde hier Altsilber wieder eingeschmolzen. Die Analyse der silbernen Zierscheibe zeigte keine Ähnlichkeit mit dem Silber aus dem Gußtiegel, aber auch nicht mit dem Silber aus dem Schwarzwald. Ein relativ hoher Goldanteil spricht eher für eine Herkunft des Silbers der Zierscheibe aus osteuropäischen Vorkommen.
Welche Funktion die silberne Zierscheibe hatte ist ungewiß, da keine Reste einer Befestigung festzustellen waren. Stilistisch ist diese hier fremdartig wirkende Zierscheibe mit einer silbernen Pferdchenapplik aus dem karolingisch-ottonischen Doppelgrab 2/3 von Hohenfels-Matzhausen in der Oberpfalz vergleichbar. Diese beiden Frauengräber waren außerdem mit Schmuck ausgestattet, der im slawischen Bereich üblich ist. Häufiger noch kommen solche Tierappliken in Silberschätzen des 10./11. Jh. im slawisch besiedelten Bereich des östlichen Europa vor. Die silberne Zierscheibe aus Mengen war in einem Grubenhaus mit Keramik des 10./11. Jh. vergesellschaftet.
Diese beiden Funde lassen in karolingisch-ottonischer Zeit Bewohner gehobenen Standes in der Mengener Siedlung vermuten. Ch. B.


Neuzeit
1500
Mittelalter
1000
Karolingerzeit
Merowingerzeit
500
Völkerwanderungs-
zeit / Spätantike
Römische
Kaiserzeit
0
Latène-
zeit
500
Hallstatt-
zeit
1000
Urnenfelder-
zeit
Späte Bronzezeit
Mittlere
Bronzezeit
1500
Jüngere
Frühbronzezeit
Ältere
Frühbronzezeit
2000
Jüngeres
Endneolithikum
2500
Älteres
Endneolithikum
3000
Jung-
Neolithikum
3500
4000
Übergangszeit
4500
Mittel-
Neolithikum
5000
Alt-
Neolithikum
5500
Mesolithikum
6000
1500
1400
Könige aus den Häusern
Habsburg, Nassau,
Wittelsbach und Luxemburg (1273-1493)
1300
Interregnum (1254/56-1273)
1200
Staufer (1138-1254)
1100
Salier (1024-1125)
1000
Ottonen (919-1024)
900
843 Vertrag von Verdun, Reichsteilung
800
Karolinger (751/52-919)
Karl der Große (768-814)
700
ca. 600 Gründung des Bistums Konstanz
600
Merowinger (482-751/52)
Chlodwig (482-511)
500
497/507 Unterwerfung der Alamannen
durch die Franken
400

Hohes und spätes Mittelalter

Nach dem traditionell in der Schule vermittelten Geschichtsbild wird etwa der Zeitraum zwischen dem späten 11. Jh. und der Reformationszeit in der Mitte des 16. Jh. als das hohe und späte Mittelalter bezeichnet; zumeist wird er unbewußt als das Mittelalter verstanden. Die Burgen der Staufer-Zeit, romanische und gotische Kirchen und Klöster, enge verwinkelte Städte, mit Mauern und Gräben umgeben, prägen zumeist dieses Mittelalterbild. Kaum jemand macht sich klar, daß dieses im wesentlichen auf die Vorstellungen der Romantik und des Historismus im 19. Jh. zurückgeht. Erst seit wenigen Jahren versuchen die historischen Disziplinen, dieses Bild auch nach außen hin zu korrigieren. Die Erforschung der mittelalterlichen Sachkultur, der sozialen Zustände, der alltäglichen Bautraditionen usw. wird zunehmend durch Ausstellungen und populäre Publikationen auch der Allgemeinheit nahegebracht. So ist die Vorstellung von dem, was unter Mittelalter verstanden wird, einem allmählichen Wandel unterworfen, die neu entwickelte Archäologie des Mittelalters hat wesentliche Beiträge zum geänderten Bild des Mittelalters geleistet. Äußeren Zwängen gehorchend, zunächst beinahe ausschließlich Kirchen zugewandt, da hier durch zunehmende Restaurierungstätigkeit und den Einbau neuer Heizungsanlagen das Denkmalamt tätig werden mußte. Hervorzuheben sind die Ausgrabungen in St. Peter und Paul in Reichenau-Niederzell, in der ehemaligen Klosterkirche in Schuttern oder in der ehemaligen St. Martinskirche in Müllheim. Dagegen wurde die Zeit des Wiederaufbaus der im Krieg zerstörten mittelalterlichen Städte im Südwesten für die archäologische Forschung kaum genutzt; ebensowenig die Modernisierungswelle des bundesdeutschen Wirtschaftswunders. Wurde doch die Archäologie des Mittelalters als eigenständiger Aufgabenbereich in den Denkmalämtern Baden-Württembergs erst seit Mitte der 60er Jahre allmählich aufgebaut. Erst in den 80er Jahren, auf dem Höhepunkt der Stadtsanierungen, gelang es dann verstärkt, in den Innenstädten aktiv zu werden. Hier sind insbesondere die Grabungen in Freiburg, Konstanz, Rottweil und Villingen hervorzuheben. Durch Ausgrabungen auf großflächigen Bauparzellen, auch in letzten großen Baulücken der Kriegszerstörungen, und durch systematische Beobachtung zahlreicher kleinerer Baugruben und Kanalgräben ist es gelungen, für alle diese Städte ein wesentlich differenzierteres, vielfach in Teilen neues Bild ihrer Entstehungsgeschichte im Mittelalter zu zeichnen. Auch Fundkomplexe aus Latrinengruben (z.B. Augustinerlatrine in Freiburg) oder großflächigen Auffüllgebieten (Seeuferbereich am Fischmarkt in Konstanz) lassen sich so in einen Zusammenhang mit der stadtbaugeschichtlichen Entwicklung bringen, wodurch sie mithelfen, Schlüsse über Wirtschafts- und Sozialstrukturen einzelner Stadtquartiere zu ziehen. Die systematische archäologische Begleitung von Kanalisationsarbeiten in großen Teilen der Konstanzer Altstadt erlaubt z.B. vielfältige Aussagen über die Infrastruktur der mittelalterlichen Stadt. Hat so die Archäologie des Mittelalters zu einem erheblichen Zugewinn an Erkenntnissen der mittelalterlichen Stadtstruktur und Stadtgeschichte geführt, mußte die Schwerpunktsetzung zwangsläufig zu Lasten der archäologischen Forschung in ländlichen Bereichen (Dorfwüstung, Gewerbeanlagen usw.) gehen. Dasselbe gilt auch für die Erforschung von Burgstellen, die ja einen ganz wesentlichen Bereich der hochmittelalterlichen Lebensform repräsentieren. Nur in Ausnahmefällen wurden im Zusammenhang mit Flurbereinigungen Notgrabungen möglich, wie z.B. auf den Burgstellen Amoltern oder Kiechlinsbergen am Kaiserstuhl oder im Bereich der Pfalz des Klosters Reichenau-Mittelzell. P. Sch.-T.

Steinzeug – das neue Geschirr im hohen Mittelalter

Die häufig verwendeten Warenbegriffe: Frühsteinzeug - Protosteinzeug - Steinzeug sind weniger eine Warendefinition als ein Hinweis auf eine bestimmte historische Phase der Steinzeugproduktion. Denn bevor die Möglichkeiten exakter Tonmischung und kontrollierter Brennverfahren moderner Steinzeugherstellung gegeben waren, war man vom natürlichen Vorkommen spezieller Rohstoffe und einer auf sie abgestimmten Technik abhängig. Als Steinzeug wird eine dichte bzw. gesinterte Keramik bezeichnet, deren Wasseraufnahmefähigkeit (durch Porosität) ideal unter 2% liegt; bei historischem Material wird dieser Wert allerdings gelegentlich überschritten. Steinzeugtone enthalten 60-70% Siliziumdioxid (Quarz), 18-30% Tonerde, möglichst weniger als 2% Eisenoxid und 1,5-4% Alkalien. Durch höheren Quarzgehalt und Toleranz von Eisenoxid grenzt sich Steinzeug gegenüber der Porzellangrundmasse ab, durch die geringen Mengen an Eisenoxid und Anteile an Kalk unterscheidet es sich von gewöhnlicher Irdenware. Die Tonvorkommen mit der günstigsten Zusammensetzung (Kaolin, Illit) finden sich im Rheinischen Schiefergebirge. Sie bilden die Grundlage für die Steinzeugproduktion (Raeren, Siegburg, Mayen, Speicher). Tone mit ähnlichen Eigenschaften gibt es noch in Oberfranken und Nordhessen/Südniedersachsen (Coppengrave). Im Oberrheintal beschränkt sich das Vorkommen auf das Unterelsaß (Betschdorf). Welcher der rheinischen Töpferorte als erster Steinzeug herstellte und in welcher Form sich das Wissen um die Brenntechnik verbreitete, ist noch ungeklärt. Echtes Steinzeug mit völlig durchgesintertem Scherben ist aus Siegburg Ende des 13. Jh. bekannt. Die hessisch-niedersächsische Produktion scheint erst später begonnen zu haben. Möglicherweise hatte sich in der Südwesteifel schon vor Siegburg eine Steinzeugproduktion entwickeln können. In welcher Tradition die Töpferorte mit Steinzeugton stehen, ist ein interessantes Forschungsdesiderat - man denke nur an die etymologischen Verbindungen von lat. "aulla" und der im Rheinland gebräuchlichen Bezeichnung "Aul" für irdene Gefäße, womit ursprünglich oxidierend gebrannte Ware, später jedoch nur weiß und grau gebrannte Töpfe bezeichnet wurden.

Aus der regional eng begrenzten Verfügbarkeit des Steinzeugrohstoffs resultiert, daß Steinzeug bis zur frühen Neuzeit in SW-Deutschland fast völlig fehlt. Funde echten Steinzeugs beschränken sich in Baden bisher auf becherartige Trinkgefäße, Krüge fallen bis ins 16. Jh. nahezu aus. Die Formen verweisen zum großen Teil auf Siegburg, doch lassen einige Stücke Verbindung zur SW-Eifel erkennen, so der um 1340 vergrabene Münzschatzbehälter von Reihen (Sinsheim). Neben einzelnen Funden in Basel, Straßburg, Villingen und Pforzheim ist lediglich in Freiburg Steinzeug in nennenswerter Zahl vertreten. Es entstammt fast ausschließlich dem Fundkomplex der Augustinerklosterlatrine, einige Fragmente schulterloser Tassen fanden sich auch bei den Ausgrabungen an der Gauchstraße. Der überwiegende Teil der Augustinerlatrinenfunde gehört dem Siegburger Formenkreis an. Allerdings gibt es auch Fragmente manganvioletter Ware, wie sie für den unteren Neckarraum beschrieben wurde. Steinzeugtassen und Becher gleicher Formen, einschließlich manganvioletter Ware, fanden sich fragmentarisch auch auf Burg Schwarzenberg bei Waldkirch.

Salzglasiertes Steinzeug setzte sich besonders bei Trink- und Vorratsgefäßen durch. Allerdings erreichte der Handel nach SW-Deutschland nie den Umfang wie der in die Landschaften nördlich der Produktionszentren des Rheinlandes. Erst im 18. Jh. konnte sich das Steinzeug auch am südlichen Oberrhein weiter verbreiten. Nun aber galt die Wertschätzung nicht mehr dem Gefäß, sondern seinem Inhalt, dem Tafelwasser, das in Steinzeugflaschen verhandelt wurde. St.K.

Kostbares Glas aus Kloaken

Aus dem Inhalt einer mittelalterlichen Abortgrube auf dem Baugrundstück Salzstraße 28 in Freiburg (beim Neubau des Landgerichts an Stelle der ehem. Deutschordenskommende) wurden im Frühjahr 1983 die Bruchstücke eines emailbemalten, sog. "syrofränkischen" Glasbechers geborgen. Die Bruchstücke wurden für die Ausstellung "Stadt um 1300" in Zürich und Stuttgart durch die Restauratorin K. Hubert aus Konstanz restauriert und rekonstruiert. Der Becher hat eine auffallend schlanke, hohe Form mit weit ausladender Mündung. Seine Höhe beträgt exakt 12 cm. Einige wesentliche Bestandteile der Dekoration lassen sich aus den Bruchstücken einigermaßen erschließen. Auf der einen Seite war der Becher mit einem halb aufgerichteten Tier mit Löwenpranken verziert, dessen Kopf allerdings fehlt. Vermutlich auf der gegenüberliegenden Seite ist ein weiteres Tier einzuordnen, von dem nur ein Teil des Kopfes mit spitzem Ohr erhalten ist und das vielleicht als Greif gedeutet werden kann. Zwischen den Tierdarstellungen waren Zweige mit mehrfarbigen Blättern angeordnet. Unter dem Rand verlief ein horizontales Schriftband, von dem noch die Buchstaben ...APOP... (oder R?) erhalten sind.

Die Farben sind teilweise auf der Außenseite des Bechers, teilweise auf der Innenseite aufgetragen. Aufgrund der nachträglichen Korrosion ist der Originalfarbton vielfach nur noch durch das Glas auszumachen, während die Außenfläche durch Oxydation gänzlich verändert ist. So war z.B. das Schwarz der Umrißlinien und der Umschrift ursprünglich weiß. Gelb ist ebenfalls weitgehend zu schwarz korrodiert, rot dagegen zu weiß. Die Farben wurden auf das fertig geblasene Becherglas aufgetragen und durch nochmaliges Erhitzen emailartig in die Oberfläche eingebrannt.

Das Fundstück gehört in eine Gruppe von Glasgefäßen, von denen bis vor einigen Jahren nur wenige Exemplare, z.T. allerdings vollständig erhalten, bekannt waren. Die Dekoration weist neben Fabeltieren auch heraldische Motive, Heiligenfiguren, vereinzelt auch figürliche Szenen auf. Erst die verstärkte Tätigkeit der Stadtarchäologie hat in den letzten Jahren die Zahl erheblich anwachsen lassen. Wegen ihrer Dekorationstechnik und der hohen Glasqualität wurden sie zunächst für ein Produkt syrofränkischer Werkstätten im Heiligen Land gehalten. Man nahm an, sie seien extra für den Export ins Ausland produziert worden. Funde von Fragmenten dieser Gruppe in Akkon schienen diese Hypothese zu bestärken. Mittlerweile wird meist eine Entstehung in Venedig/Murano und der Export von dort über ganz Europa angenommen. Das Verbreitungsgebiet reicht von Palästina und Ägypten bis Rußland und Skandinavien sowie England und Irland. Die größte Zahl der Funde liegt in Mitteleuropa. Möglich scheinen auch unterschiedliche Herstellungszentren, was vielleicht durch naturwissenschaftliche Analysen der Glasmasse nachgewiesen werden kann.

Datiert werden die Glasbecher dieser Gruppe in die 2. Hälfte des 13. Jh. oder das beginnende 14. Jh. Die Fundumstände des Freiburger Stückes geben hier keine genaueren Anhaltspunkte. Obwohl es verlockend wäre, lassen sich keine Beziehungen zum Deutschen Ritterorden herstellen, der erst im 17. Jh. das innerstädtische Grundstück erwarb. Immerhin kann man aufgrund der überlieferten Sozialstruktur an der Salzstraße für das späte Mittelalter annehmen, daß der Glasbecher aus einem stadtadeligen Haushalt stammen wird.

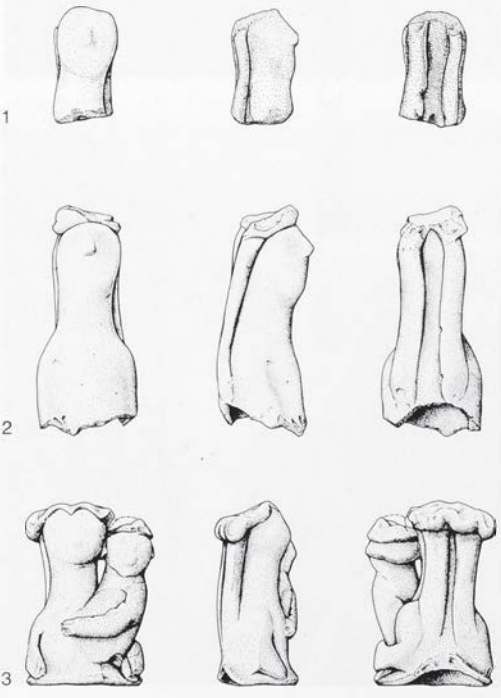
P. Sch.-T.

Stollen und Schächte – früher Silberbergbau im Südschwarzwald

Manche archäologischen Forschungsergebnisse können nicht durch prächtige Fundstücke illustriert werden, sondern nur durch Ausgrabungsbefunde. Der frühe, mittelalterliche Silberbergbau im Schwarzwald gehört mit seinen Geländespuren zu derartigen wirtschaftsgeschichtlich bedeutenden Relikten, aus denen zwar Schlacken von den Verhüttungsprozessen, manchmal auch zerbrochenes Werkzeug des Bergmannes stammen, aber selten schöne Fundstücke. Der südliche Schwarzwald ist reich an Lagerstätten. Es sind meist Blei-Silber-Erze, aber auch Kupfererze, die abgebaut werden konnten. In der Regel streichen diese Erzgänge in Nord-Süd-Richtung, die zur Rheinebene fließenden Bäche haben alle Lagerstätten erschlossen, so daß sie für die frühgeschichtlichen Prospektoren leicht zu entdecken waren, weshalb in jedem Tal südlich von Freiburg Spuren des frühen Bergbaus zu finden sind. Das sind Stollen und Schächte, Reihen von Pingen – verstürzte Schächte – entlang der Erzgänge, Abraumhalden, Schlackenplätze und auch Arbeitsterrassen der Bergschmiede mit Resten der Schmiedeherde zur Reparatur des Gezähes, der Werkzeuge des Bergmanns, oder schließlich auch Meilerplätze von der einstigen Holzkohlegewinnung. Bergbau ging im Schwarzwald bis in die 1950er Jahre um, und in der Regel hat der jüngere Abbau die Spuren des älteren vernichtet oder unter Halden begraben. Erst nach mühsamer Prospektion können mittelalterliche oder gar römische Bergwerke gefunden werden. Dieser Prospektion gilt ein Forschungsprogramm „Zur Frühgeschichte des Erzbergbaus und der Verhüttung im südlichen Schwarzwald", in dem seit 1987 Ausgrabungen alte Erzabbauplätze erschließen. Silber ist schon zur römischen Zeit im Südschwarzwald gewonnen worden, für Bergbau im Mittelalter sprechen schriftliche Nachrichten. Otfrid von Weißenburg, der erste namentlich bekannte Dichter deutscher Zunge – er stammt aus dem nördlichen Elsaß –, schreibt in seinem Evangelienbuch (zwischen 863 und 871), daß in Franken, d.h. im Karolingischen Reich, Erz und Kupfer, Eisen und zur Genüge Silber gewonnen werden, und daß Gold aus den Flußsanden gewaschen wird. Vogesen, Rhein und Schwarzwald waren ihm bekannt, und so ist anzunehmen, daß zu seiner Zeit hier schon Erz abgebaut wurde. Indirekt ist Silbergewinnung für den Kraichgau bei Wiesloch nachgewiesen: Schlackenhalden sind durch Keramik und ^{14}C-Messungen in die karolingische Zeit datiert. In einer Urkunde aus dem Jahr 1028 verleiht Kaiser Konrad II. die Gewinne aus Silbergruben im Breisgau an den Bischof von Basel. Mehrere Orte mit Erzadern (venas) und Silberbergwerken (fossiones argenti) werden genannt, darunter auch das Tal von Sulzburg. Die Bergwerke waren im Betrieb, der Abbau hat hier also sicherlich schon im 10. Jh. begonnen. Dies ist archäologisch nachgewiesen: Am oberen, nördlichen Ende des Erzganges, der östlich von Sulzburg das Tal des Sulzbaches quert, am sog. Riester haben Ausgrabungen einen großen verfüllten Tagebau auf Silbererze freigelegt. Bei diesen Grabungen tat sich 1991 auch ein seit dem Mittelalter völlig zugedeckter Schacht auf, der bis in 8 m Tiefe verfolgt werden konnte. In einem Stollen, der von diesem Schacht ausgeht, wurden Holzreste geborgen, die über ^{14}C-Analyse in die Jahrzehnte um 1000 datiert sind. Damit ist erstmals in Deutschland ein noch teilweise begehbares Grubengebäude aus ottonisch-salischer Zeit entdeckt worden. H.St.

Tonfigürchen aus dem Bergbaurevier von St. Ulrich

Die Montanarchäologie hat im Möhlintal bei Bollschweil ein ca. 15 ha großes mittelalterliches Bergbaurevier von frühindustriellem Zuschnitt erschlossen. Im 13./14. Jh. – vermutlich schon ab dem 12. Jh. – sind die zahlreichen, das Tal kreuzenden Blei-Silber-Erzgänge intensiv ausgebeutet worden. Hier wurden - zentral organisiert – Erze abgebaut und weiterverarbeitet, hier haben aber auch ganze Familien über eine längere Zeit gewohnt und gearbeitet. Darauf deuten Trockenmauerfundamente für Holzhäuser, Kachelofen- und Küchenkeramik, Spinnwirtel, Tonmurmeln und kleine fragmentarische Tonfiguren: Zwei rottonig-unglasierte Frauenplastiken zeigen eine fein modellierte Haartracht, Kappe und zwei Zöpfe oder Stoffbänder, die parallel auf Hinterhaupt und Rücken angebracht sind; die Gesichter sind dagegen eher unplastisch dargestellt, Arme fehlen völlig. Die bisher etwa 15 in SW-Deutschland bekannten Vergleichsobjekte stammen aus städtischem Milieu des 13. Jh. und werden als Kinderspielzeug oder Spielfiguren interpretiert. Obwohl alle einzeln handgeformt sind, weisen auffällige Übereinstimmungen in Formgebung und Herstellungstechnik auf wohl nur eine einzige Töpferwerkstatt hin. Eine dritte, noch 4 cm hohe Plastik ist dagegen singulär im süddeutschen Raum: Eine Frau hält ein kleines Kind; beide Gesichter, nicht ausmodelliert, sind dem Betrachter zugewandt. Durch die Anordnung der Körper zueinander und durch die Armhaltung entsteht trotzdem der Eindruck einer gewollt dargestellten, emotionalen Bindung zwischen beiden Personen. Es handelt sich wohl um eine Mutter-Kind-Statuette, die kaum noch als Spielzeug oder Spielfigur anzusprechen, sondern eher in religiösem Zusammenhang zu sehen ist. Obwohl die üblichen Heiligenattribute fehlen, ist unwillkürlich an eine Darstellung der Mutter Gottes mit Jesuskind zu denken. Solche Madonnenstatuetten sind ab dem 15. Jh. von sog. Bilderbäckern serienmäßig aus weißem Pfeifenton in Hohlformen hergestellt und für Kirchen bzw. als Andachtsbilder für den Privatgebrauch in den Handel gebracht worden. Unsere Figur wäre eine Vorform dieser Pfeifentonmadonnen. Folgt man dieser Interpretation, so wird man auch die Frauenplastiken ohne Kind zum Bereich der Heiligenverehrung im 13. Jh. rechnen müssen; und die relative Häufung von bisher drei Exemplaren auf dem Birkenberg wird erklärlich durch die immer wieder belegte intensive Frömmigkeit der Bergleute, die von den besonderen Gefahren der Arbeit unter Tage herrührt. Die Tonfiguren vom Birkenberg wären dann gedacht und gebraucht für die private Andacht in den Bergmannshaushalten, die direkt neben den Erzabbauen lagen. Dabei kann es sich um Bilder der Maria oder von Schutzheiligen des Berufsstandes der Bergleute (z.B. Hl. Anna, Hl. Barbara) handeln, wie sie für spätere Jahrhunderte belegt sind. U.Z.



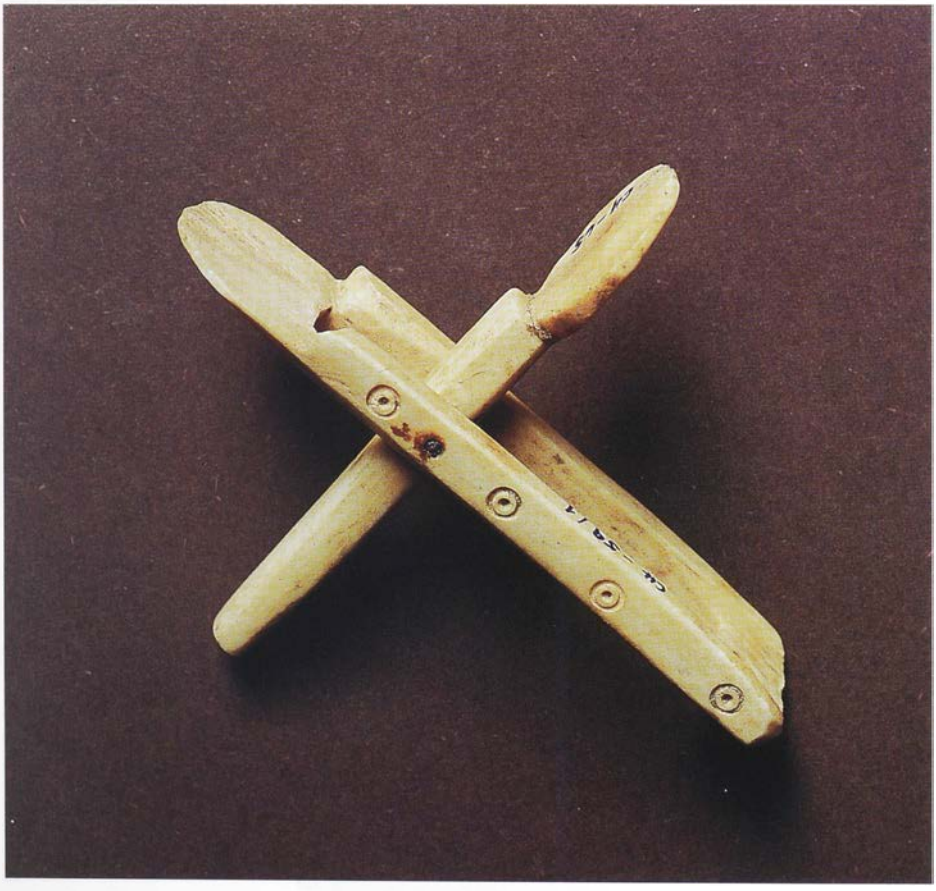
1

2

3

Auf der Suche nach dem schweren Geld – eine Münzwaage aus dem Hirsauer Kloster

Nicht immer geben archäologische Fundstücke auf den ersten Blick ihre kulturgeschichtliche Bedeutung zu erkennen, zumal wenn es nicht gleich gelingt, den ehemaligen Zweck eines Gegenstandes einwandfrei zu bestimmen. Bei den Ausgrabungen in Hirsau wurden 1986 in einer während der 2. Hälfte des 13. Jh. zugeschütteten Kloake zwei kleine knapp 8 cm lange Gegenstände gefunden, geschnitten aus den Mittelfußknochen eines Rindes. Die beiden Stücke sind sorgfältig hergerichtet und außerdem mit Kreisaugen-Muster verziert worden. U. Gross erkannte, daß sie als Teile einer Münzklappwaage zusammengehören. Münzen wechselten wegen ihres Wertes nicht einfach nur nach abgezählten Mengen im Zahlungsverkehr den Besitzer, sondern sie wurden auch einzeln gewogen, da ihre Gewichte beachtlich schwanken konnten. Den in der Mitte geschlitzten Teil des Instruments hielt man mit zwei Fingern senkrecht, der im Schlitz um eine Achse drehbare Stab mit löffelartigem Ende nahm dann eine waagerechte Position ein: Auf diese Fläche legte man die zu prüfende Münze. War sie zu leicht, dann klappte der Hebelarm nach oben oder blieb in der Mittelposition, war sie schwerer als der Nominalwert, dann klappte der Arm nach unten. Diese gewichtigeren, also wertvolleren Exemplare konnten somit rasch aus einem großen Haufen von Münzen herausgefunden werden. Um das zu verhindern, wurde von städtischen Obrigkeiten verboten, privat Münzwaagen zu besitzen. Bei Münzen zwischen 1,00 und 1,45 g soll man nach Übung das Über- oder Untergewicht auf 0,15 g abschätzen können. Derartige Waagen oder Seiger, wie sie im Mittelalter hießen, stellte man - mit gleicher Kreisaugenverzierung - auch aus Bronze oder Messing her, die dann - weniger vergänglich - auch häufiger überliefert sind als beinerne Exemplare. Bei Waagen aus Bein ist oftmals der Stift der Drehachse verrottet, und die zwei auseinandergefallenen Teile konnten nicht als zusammengehörend erkannt werden. Doch wurden Teile derartiger Waagen aus Knochen in mehreren Handelsstädten gefunden, meist ohne daß sie identifiziert worden sind. So gibt es ein Exemplar aus Köln und zwei aus Straßburg, je eine weitere Waage aus Smyrna in Vorderasien und aus Castle Acre/Norfolk, England, hier ebenfalls wie in Hirsau nicht jünger als drittes Viertel des 12. Jh. datiert. Auch im Bild ist die Verwendung des Seigers überliefert. Auf einem der Glasfenster der Kathedrale von Le Mans, datiert in das 13. Jh., haben Geldwechsler nicht nur eine gleicharmige Münzwaage, sondern auch einen Seiger. Das Schachzabelbuch, 1283 unter König Alfons dem Weisen von Kastilien (1221-1284) entstanden, bringt zwei Schachspieler, die offensichtlich um Geld spielen, das im Hintergrund gezählt bzw. gewogen wird, und zwar mit einem Seiger. Welche Münzen nun in Hirsau ausgesondert werden sollten, wäre nur durch Experimente zu untersuchen. Die Silbermünzen während der sog. Periode des regionalen Pfennigs von der 2. Hälfte des 12. Jh. bis ins frühe 13. Jh. wurden in den deutschen Landesteilen zu unterschiedlichen Gewichten ausgebracht, zwischen 0,36 und 1,46 g. Sie waren jeweils nur in einem kleinen Umlaufgebiet gültig, das in der Regel den politischen Territorien entsprach. Die meisten Münzen wogen weniger als ein Gramm, so auch die Konstanzer, Straßburger oder Baseler Pfennige. Seit der Mitte des 13. Jh. forderte die Wirtschaft aber wieder gewichtigere Münzen, ausgehend von Frankreich wurden silberne Turnosen oder Groschen mit einem Gewicht von 3,6 bis 4,2 g geprägt. Florenz begann als erste Stadt, seit 1252 wieder Goldmünzen zu 3,5 g zu prägen. Der Seiger ist daher seit der Mitte des 13. Jh. in Gebrauch. H.St.



Zur täglichen Mahnung – Bilder von Tugend und Laster auf romanischen Bronzeschalen

Gefäße aus Bronze oder Messing waren im Haushalt des Mittelalters um das Jahr 1200 den oberen Gesellschaftsschichten vorbehalten. Unter diesen Gefäßen fallen gravierte Bronzebecken oder -schalen - kürzer aber historisch unzutreffend auch als "Hanseschalen" bezeichnet - wegen ihres besonderen Bild- und Wortprogrammes auf, das in ganz unterschiedlicher Qualität, von sehr sorgfältig bis ungekonnt, eingeritzt oder eingepunzt wurde. Bei dem in Ladenburg gefundenen Exemplar weist beispielsweise das Mittelbild eine gewisse Qualität auf, während die Darstellungen auf der Wandung flüchtig angebracht wirken. Die weitaus größte Zahl dieser verzierten Becken ist den Tugend- und Lasterschalen zuzurechnen. Das Mittelbild unserer Schale personifiziert - ohne Beischrift - Humilitas (Demut), der die durch Büsten oder Buchstaben jeweils in Dreiergruppen wiedergegebenen Tugenden untergeordnet sind: BON-ITA (Güte), BE-NIGN-T (Freundlichkeit), MAN-SVE (Wohlgesittung), CAS-TIT (Keuschheit), MOD-EST (Bescheidenheit), REL-IGI (Glaube), RVE-NTI (Klugheit), PAX (Frieden), OBEND-IEN (Gehorsam), TEM-ANT (Bescheidenheit), FOR-TIT (Tapferkeit), IVS-ICI (Gerechtigkeit), PIE-TAS (Frömmigkeit), PVI-DEN (Voraussicht); die Buchstaben RAT-NEN stehen vermutlich für zwei Begriffe Ratio (Vernunft) und Continentia (Selbstbeherrschung). Solche Ungereimtheiten und die Schreibfehler entstanden wohl dadurch, daß die Graveure nach Vorlagen arbeiteten und selbst nicht lesen und schreiben konnten.

Gesichert scheint die Verwendung der Becken beim Händewaschen zu sein, einmal was den praktischen Vorgang angeht und zum anderen, was die symbolische Geste betrifft. Dabei dienten die Becken zum Auffangen des Wassers, das mittels eines Gießgefäßes in der Form eines Kruges oder Aquamaniles über die Hände gegossen wurde. Das paarweise Auftreten von Becken, das Kontrastprogramm von Tugend und Lastern oder die sich ergänzenden mythologischen Geschichten auf Schalenpaaren führen zu der Frage, ob es nicht auch eine gemeinsame Verwendung gegeben haben könnte. Bildliche und schriftliche Darstellungen belegen eine solche gleichzeitige Verwendung von zwei Becken, je eines zum Gießen und zum Auffangen des Wassers. Das Ladenburger Becken wurde bei Baggerarbeiten - und nicht bei einer Ausgrabung - gefunden und dabei beschädigt. Der heutige Zustand ergibt sich durch die Restaurierung. Das Becken ist das bisher einzige einigermaßen vollständig in Baden-Württemberg gefundene Exemplar. Aus dem nördlichen Europa von England bis zum Baltikum wurde eine beachtliche Zahl solcher Becken bekannt. K.E.

Phantastische Bilderwelt auf dem Boden einer mittelalterlichen Kirche

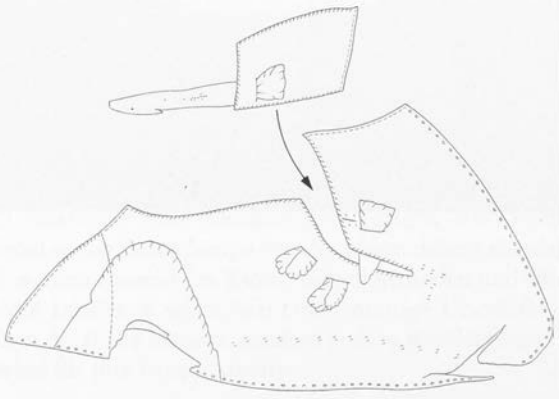
Zwischen 1979 und 1988 war die alte Martinskirche von Ettlingen immer wieder Gegenstand archäologischer Ausgrabungen. Fußend auf den Erkenntnissen älterer Untersuchungen der 30er Jahre wurde den Resten eines römischen Gebäudekomplexes, einem um 700 n.Chr. in den römischen Ruinen angelegten fränkischen Gräberfeld und den Vorgängerbauten der heutigen Martinskirche nachgegangen. Nach Abschluß der Grabungen läßt sich nun die Baugeschichte der Martinskirche bis zu ihrem heutigen Bestand nachvollziehen.
Als erstes Kirchlein am Ort ist sehr wahrscheinlich eine kleine Grabmemorie anzusprechen, von der sich nur ganz geringe Spuren im Boden gefunden haben. Vermutlich schon im 8. oder 9. Jh. wurde darüber die frühromanische Kirche erbaut, die sich in ihren Grundmauern rekonstruieren läßt. Bei dieser handelt es sich um eine einschiffige Anlage mit Rechteckchor im Osten und einem Kirchturm etwa gleicher Abmessungen im Westen. Bei der Gesamtanlage sind also der Chor im Osten und der Westturm annähernd symmetrisch an die beiden Schmalseiten des Kirchenschiffs angefügt. - Diese Kirche wurde wohl noch im 12. Jh. vollkommen niedergelegt und durch eine basilikale, dreischiffige Anlage mit Chorturm im Osten, einem die Breite des Chores aufnehmenden Mittelschiff und zwei durch Pfeilerarkaden von diesem getrennten Seitenschiffen ersetzt. Noch heute ist der Chorturm als Unterteil des Kirchturms der Martinskirche sichtbar. Dieser Bau wurde um die Mitte des 13. Jh. mit einer neuen Innenausstattung versehen. Neben Veränderungen am aufgehenden Gebäudeteil wurde ein Ziegelplattenboden eingefügt, der sich in Teilflächen bei den bisherigen Ausgrabungen gefunden hat. Während in der früheren Grabung Reste dieses Plattenbodens im nördlichen Seitenschiff der spätromanischen Kirche wenige Meter vor der Westwand entdeckt wurden, brachte das Ausheben eines Heizungsschachtes 1987 ein noch in situ gelegenes Segment desselben Plattenbodens von 1,40 x 1,40 m Ausdehnung. Hier wurden etwa 100 Platten sorgfältig dokumentiert, numeriert und nach vorausgegangener Härtung des mürben Materials geborgen. Die Platten haben quadratisches Format (16 x 16 cm) und tragen Darstellungen von Löwe, Adler, Einhorn mit Hahn, Drachen und Hirsch sowie von Rosetten aus gebündelten Lilien. Alle Schmuckmotive sind in einem ornamentierten Rahmen aus vegetabilen Darstellungen, aber auch aus Einstichreihen vorgestellt. Diese Verzierungsart weist bereits Übergangsmerkmale zur Frühgotik auf, wie dies auch in anderen Bereichen ab der Mitte des 13. Jh. zu beobachten ist. Gleichartige Bodenfliesen fanden sich auch bei den Untersuchungen auf dem Turmberg von Karlsruhe-Durlach.
Im 14. Jh. wird schließlich die Martinskirche erneut umgestaltet, diesmal in frühgotischem Stil. Die Kirchenschiffe werden vergrößert, indem die Westfassade gegenüber dem spätromanischen Kirchenbau weiter nach Westen versetzt wird, daneben erhält die Kirche mit der Rüppurrer Kapelle ein weiteres, nördlich angefügtes Seitenschiff. In spätgotischer Zeit, um die Mitte des 15. Jh., wurde der spätgotische Chor mit Fünfachtelabschluß angefügt, der noch heute als besonderes Bauteil der Martinskirche ins Auge sticht.
Nachdem die Kirche im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1689 niedergebrannt wurde, erfolgte bis 1739 der Neubau des in barockem Stil gehaltenen Kirchenschiffs mit einer prächtigen Westfassade. Vierungs- bzw. Altarturm und Ostchoranlage blieben erhalten. Somit gibt das äußere Erscheinungsbild der Martinskirche heute die lange Baugeschichte des Gotteshauses schon rein äußerlich zu erkennen. E.Sch.

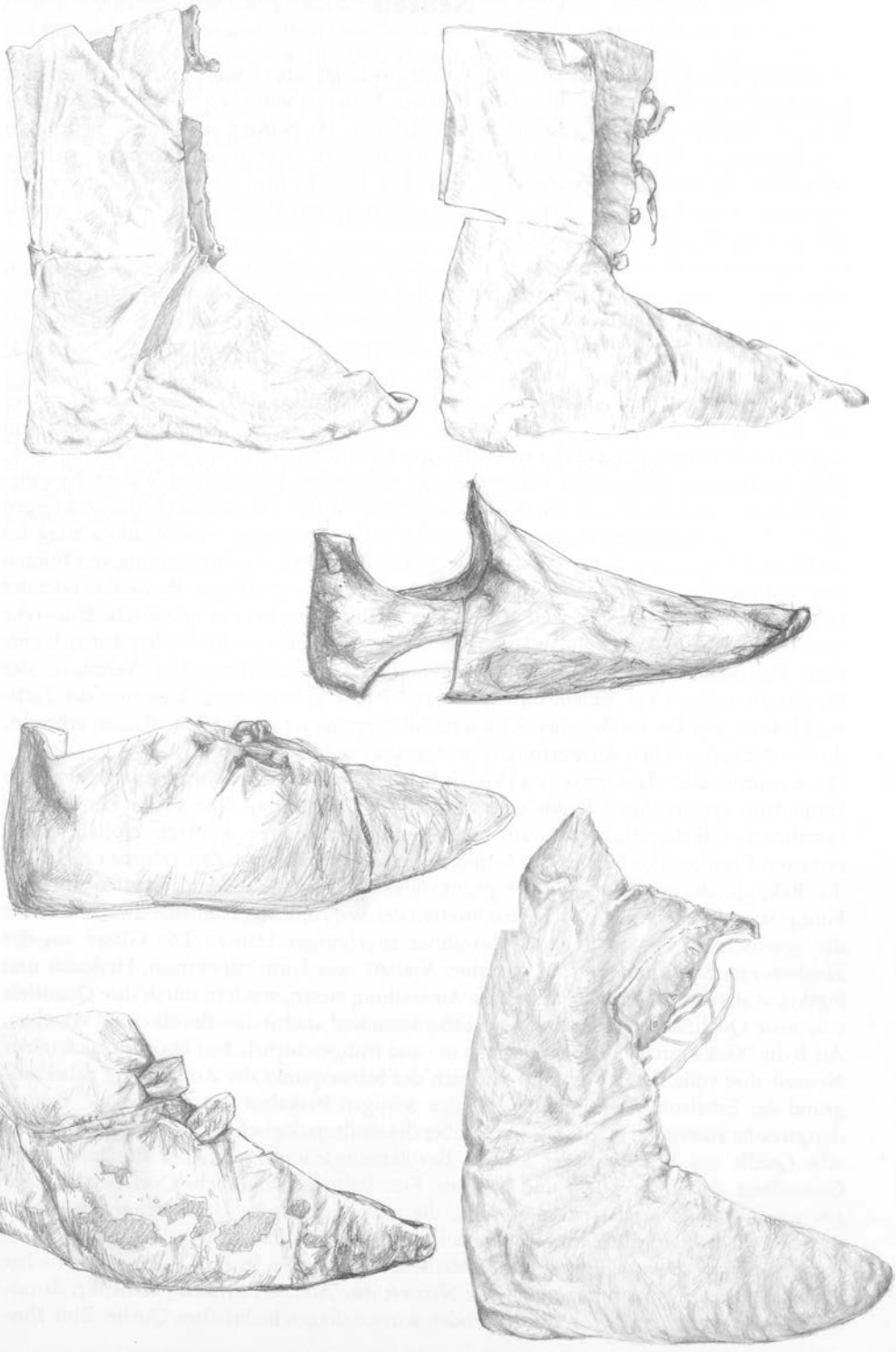
Eine revolutionäre Erfindung im 13. Jh. – die Brille

Manche Erfindungen kommen erstaunlich spät, breiten sich dann aber umgehend aus und haben gewissermaßen eine revolutionäre Wirkung. Zu diesen Neuerungen gehört die Brille, die dem Menschen ab der Mitte des Lebens gestattet, trotz Alterssichtigkeit weiterhin zu lesen. Für 1267 sind die theoretischen Überlegungen des Roger Bacon zur Verwendung geschliffener Gläser als Lesehilfen überliefert, zuerst als Lesestein und dann als gestieltes Einglas. Zwei an den Stielen zusammengenietete Eingläser bilden die Nietbrille. Aus Italien sind Erfindung und Konstruktion derartiger Brillen schon Ende des 13. Jh. durch den Dominikanermönch Giordani da Rivolta aus Pisa in seinem Predigtmanuskript von 1305 bezeugt. In Ratserlassen der Stadt Venedig werden 1300 und 1301 Brillen erwähnt, 1316 ist die erste Rechnung über eine Brille in Italien und 1320 die venezianische Brillenmacher-Gilde belegt. Schon 1326 wird die Brille in England im Nachlaß des Bischofs von Exeter als besondere Neuerung genannt. Von 1352 an ist über Malerei und Graphik lückenlos die Entwicklung der Brille zu verfolgen. Die älteste Darstellung ist ein von Tommaso da Modena (1325/26-1379) im Kapitelsaal des Dominikanerklosters San Niccolo in Treviso, Venetien, gemaltes Fresko, das den schon vor der Erfindung der Brille lebenden Kardinal Hugo von der Provence mit Nietbrille zeigt. Lange bildeten die 1953 unter einem Fußboden des Zisterzienserinnen-Klosters Wienhausen bei Celle entdeckten Brillen aus Buchsbaum- und Lindenholz mit erhaltenen Gläsern die einzigen archäologischen Belege, datiert um 1350. Der nächste Fund kam erst 1974 in London hinzu, ein Brillengestell aus Rinderknochen. 1980 hat H.Plath aus dem Lüneburger St. Michaeliskloster Nietbrillenfragmente aus Bein, sogar eines mit erhaltenem Glas publiziert, datiert in das 15. Jh. Ein umfangreicherer Fund kam schließlich 1982 aus der Kloake des Freiburger Augustiner-Klosters zutage, ein vollständiges Gestell, mehrere größere Bruchstücke, zahlreiche Fragmente der runden Einfassungen und ein Futteral. Die Gläser selbst fehlen. Die Freiburger Brillenfunde gehören in das 14. oder 15. Jh. 1983 sind weitere zwei Brillenfragmente (von F. Unkel) veröffentlicht worden, das eine aus Lindenholz, das andere aus Bein, in Marburg unter hochgenommenen Fußbodendielen eines 1445 auf dem Grundstück des Dominikanerklosters erbauten Hauses entdeckt. Die Wienhausener und Marburger Brillen sind von exakt gleichen Abmessungen, was auf die Fertigung in einer Werkstatt hindeutet. Fragmente von Brillen aus Holz und Knochen sind inzwischen auch aus Konstanz bekannt. Die Brillenfassungen besitzen innen eine Nut, in die das mit einer Fazette versehene Glas eingesetzt werden kann. Die älteren Formen haben aufgeschnittene Fassungen, die nach dem Einsetzen des Glases über Fortsätze an der Schnittstelle mit einem Faden zusammengebunden wurden, die jüngeren bestehen aus zwei flachen aufeinandergelegten Fassungen, die nach Einlegen des Glases verleimt wurden. Die Gläser sind auf der Unterseite plan, auf der anderen konvex geschliffen. Zur Herstellung wurden Ausschnitte aus geblasenen Glaskugeln von zwei bis drei Fuß Durchmesser zurechtgeschliffen. Die Brille wurde sorgfältig in einem Futteral aufbewahrt, zu sehen auf dem Gemälde "Tod der heiligen Jungfrau" der schwäbischen Schule um 1500, das auf einen Kupferstich des Martin Schongauer von 1469 mit Nietbrille und gleichartigem Futteral zurückgeht. Das Brillenfutteral auf einem Gemälde von Beato Jacopo von der Marca datiert ebenfalls in die 2. Hälfte des 15. Jh. Brillen werden zumeist im Klostermilieu gefunden und sind auf Gemälden überwiegend religiösen Inhalts zu sehen, was eine einseitige Überlieferung ist. Denn nicht nur Geistliche haben die Brille benutzt, sondern ebenso Kaufleute und Ratsherren, aber auch viele Handwerker für ihre feinen Arbeiten. H.St.

Mittelalterliche Lederverarbeitung in Freiburg

Die Kloakengrube auf dem Gelände des ehemaligen Augustiner-Eremitenklosters barg im Lederabfall auch Schuhe. Es sind nach Größenunterschieden solche von Erwachsenen und Kindern, darunter abgelaufene, ausgetretene und verschlissene Exemplare. Fersenkappen und Vorderblätter weisen Schäden auf, die Spitzen sind oft eingerissen und an allen haftet die Sohle nicht mehr, sämtliche Nähte sind gelöst. Nur selten konnten in der relativ großen Fundmenge (715 Lederobjekte) anpassende Teile ausfindig gemacht werden. Aufgrund dieses Befundes und weiterer Indizien, die hier nicht dargelegt werden können, ergibt sich, daß wir es mit Schuhen zu tun haben, die in die Hände eines Flickschusters gelangt waren, teilweise für eine Reparatur, aber noch häufiger als bloßes "Sammelgut", das für Ausbesserungsarbeiten gebraucht wurde. Dieses Altmaterial läßt, da eine Schichttrennung der Kloakenfüllung nicht möglich war, pauschal eine Einordnung vom Ende des 13. Jh. bis in das ausgehende 15. Jh. zu. Eine zeitliche Differenzierung der Schuharten ist nur durch Vergleich mit anderen Fundstellen möglich, die u.a. durch dendrochronologische Untersuchungen Anhaltspunkte geben konnten. Danach gehören die Stiefel mit hohem Schaft und geknoteten Lederknöpfen der 2. Hälfte des 14. Jh. an, ebenso Halbschuhe, bei denen der Verschluß ebenfalls über dem Rist liegt. Am Schuh mit den beiden überstehenden Riemenstücken sind Schnallen zu ergänzen, die in Kombination mit der knöchelhohen Form im 15. Jh. aufkommen. In die zweite Hälfte des 15. Jh. ist der etwas elegantere Schlupfschuh zu datieren, mit seiner markanten, weit über den Spann ausgezogenen Spitze und erhöhten Fersenkappe. Trotz einer Zeitspanne von über zwei Jahrhunderten tragen die Schuhe gemeinsame Merkmale, die mit ihrer Herstellung zusammenhängen: alle sind aus einem Lederstück zugeschnitten, das um den ganzen Fuß reicht, und deshalb auch nur eine Naht (Zentralnaht) benötigt. Welche Nähart zur Anwendung kam, wie tief dabei die Nadel eingestochen wurde und was für den Sitz des Schuhs außerdem noch wichtig war, das alles läßt sich nur an der Schuhinnenseite ablesen, die bei den Freiburger Schuhen immer die Fleischseite des Leders ist. Von hier aus führte der Nadelstich durch das Leder, aber weit häufiger nur halb hinein, so daß die Näharbeit an der Außenseite (Narbenseite) gar nicht sichtbar ist. Er trägt deshalb die Bezeichnung Blindstich oder halber Lederstich. Auf diese Weise wurde die Fersenversteifung mit überwendlichen Stichen befestigt oder ein seitlicher Verstärkungsstreifen nahe der Sohle. Er ist an dem gezeichneten Exemplar nicht mehr vorhanden, aber durch die Blindstiche eindeutig nachgewiesen. Auch die zusammenstoßenden Kanten der Zentralnaht waren so geschlossen. Zum Abschluß der Näharbeit hat man die Sohle mit der Innenseite des Oberleders verbunden mit einer Durchstechnaht, bei der eine Querahle und zwei Nadeln verwendet wurden. Erst dann kehrte man das Leder von der Innen- zur Außenseite, weshalb von einem Wendeschuh die Rede ist. Dieser Herstellungsablauf ist kennzeichnend für den mittelalterlichen Schuh, eine Änderung ergibt sich im Verlauf des 16. Jh. I.F.





Neuzeit

Archäologische Forschungen, die ihr Quellenmaterial über Ausgrabungen gewinnen, stoßen auf keine Grenzen gegenüber der Neuzeit. Vom methodischen Standpunkt aus gesehen ist Neuzeit-Archäologie kein Sonderfall, wie H. Schäfer in seinem Beitrag in "Archäologie in Württemberg" mit guten Argumenten erörtert, und nachdem sich die Mittelalter-Archäologie weitgehend etabliert hat, braucht man eigentlich nicht von Archäologie in "nachmittelalterlicher" Zeit zu sprechen; denn damit betont man die randliche Stellung oder doch den Sonderfall.

Die schrecklichen Geschehnisse des 20. Jh. haben dazu geführt, daß jüdische Synagogen über Ausgrabungen wieder rekonstruiert werden mußten und jüdische Kultbäder, Mikwes, dabei entdeckt werden konnten. Unter dem Stichwort Industriearchäologie wird das breite Spektrum einstiger Produktionsanlagen zusammengefaßt, das heute allein über Ausgrabungen erschlossen werden kann. Es sei nicht nur an die archäologische Erforschung der berühmten Porzellanmanufakturen in Ludwigsburg/Württemberg erinnert, sondern vor allem an die Erschließung von Glashütten, von Töpfereien und Hafnereibetrieben, von Eisenproduktionsstätten und Buntmetallbergwerken, von Mühlen und von Wasserkünsten, Hangkanälen und Wuhren zur Versorgung der technischen Betriebe mit Wasser. Neuzeit-Archäologie erforscht Festungen, Befestigungen und Wälle, z.B. aus den Franzosenkriegen des 17. Jh. im Schwarzwald, aber auch fürstliche Gartenanlagen. Stadtkernforschung im umfassenden Ansatz, Kirchen- und Klosterarchäologie sowie die Ausgrabung von Burgen und Schlössern können keine Phase in der Entwicklung des jeweiligen Bauwerkes oder der Gesamtanlage auslassen. Die sog. Monumentenarchäologie, bei der historische Bauwerke vom Dachfirst bis in die Fundamente nach Bauperioden untersucht werden, hat sich eine feste Position im Spektrum der Forschungsansätze geschaffen. Das Verfahren der Dendrochronologie hat zudem oftmals unerwartete Ergebnisse zur Datierung der Fachwerkbauten, der Dachstühle, der Schwarzwaldbauernhäuser und anderer Bauten erbracht, die bei der historischen Auswertung neue Aspekte erschließen.

Die Kenntnis über das Geräte- und Geschirrinventar im neuzeitlichen Handwerker- oder Bürgerhaus erfährt durch Funde eine wesentliche Erweiterung über alle in den Museen bewahrten volkskundlichen Sammlungen und überlieferten kunstgewerblich eingeordneten Prunkstücke hinaus. Kachelfragmente der Renaissance-Zeit erlauben nicht nur die Rekonstruktion vieler weiterer prunkvoller Kachelöfen, sondern erhellen über die Fundplätze Handelsbeziehungen, Reichweiten der Wirkung von Kunsthandwerkern sowie die gesellschaftliche Stellung der Bewohner zugehöriger Häuser. Die Gläser aus der Heidelberger Stadtgrabung sind von einer Vielfalt, was Formenspektrum, Herkunft und Funktion angeht, daß sie nicht nur eine Ausstellung zieren, sondern durch ihre Quantität eine neue Qualität von Aussagen zum Lebensstandard städtischer Bevölkerung erlauben. Auch die "Gräberarchäologie" hat wie in ur- und frühgeschichtlichen Epochen auch in der Neuzeit ihre volle Berechtigung, wenn sich der Schwerpunkt der Auswertung dabei aufgrund der Erhaltungsbedingungen von den wenigen Beigaben den vielfältigen Bekleidungsresten zuwendet. Friedhöfe dienen über die anthropologische Auswertung als historische Quelle zur Erhellung der lokalen Bevölkerungsentwicklung, der Ernährung, der Gesundheit, der Körperpflege und Hygiene. Eine kulturgeschichtliche Quelle ersten Ranges scheinen Gerichtsstätten zu werden, die anthropologische Untersuchungen ebenso erlauben wie über das Studium von Accessoires, z.B. von Wallfahrtsmedaillen, die Herkunft der hingerichteten und dort bestatteten Menschen erschließen lassen. Die Numismatik hat schon immer den Fundmünzen auch der Neuzeit ihre Aufmerksamkeit geschenkt, darunter den Münzschätzen als einer bedeutenden wirtschaftsgeschichtlichen Quelle. Eine ähn-

liche Rolle haben inzwischen auch die Fragmente der zahllosen Tonpfeifen übernommen. Bei Münzen und Tonpfeifen, ebenso wie bei Wallfahrtmedaillen oder Tuchplomben gelingt es zumeist, ihren Herkunftsort zu identifizieren, und durch ihre Verbreitung lassen sich vielfältige Aufschlüsse über Mobilität, Kommunikation und Sozialstrukturen der Bevölkerung gewinnen. Kloaken- und Brunneninhalte, aber auch Sachkomplexe aus Kellern und Speichern beschreiben nicht nur die technische Entwicklung von Gerät und Gefäß, sondern auch ihre Ranghöhe, und nicht selten gestattet die schriftliche Überlieferung die Zuordnung zu bekannten Familien und damit zu deren Position im gesellschaftlichen Gefüge. Rathäuser, Waag- und Kornhäuser, also öffentliche Bauten in den Städten, Apotheken und Spitäler, fürstliche Lagerhallen, Brücken und Badehäuser haben auch in der Neuzeit ihre Geschichte, die über Bauaufnahme und archäologische Ausgrabung umfassender wiedergewonnen wird als über das Studium der Schriftüberlieferung, aus der mehr über Bauaufträge und Kosten zu erfahren ist. Paläobotanische und osteologische Untersuchungen erweitern trotz aller Urkunden und Schriftzeugnisse unsere Kenntnisse über "Kochen, Essen und Trinken, bis hin zu den neuen Genüssen Tabak, Tee und Kaffee".

Einen wesentlichen Unterschied gibt es gegenüber den ur- und frühgeschichtlichen Epochen: Die Neuzeit-Archäologie kann und will auf Phasen- und Periodengliederungen verzichten und strebt mit mehr Aussicht auf Erfolg die Wiedergewinnung der exakten Jahreszahlen an, was schrittweise für die älteren Epochen über die Dendrochronologie auch möglich sein wird.

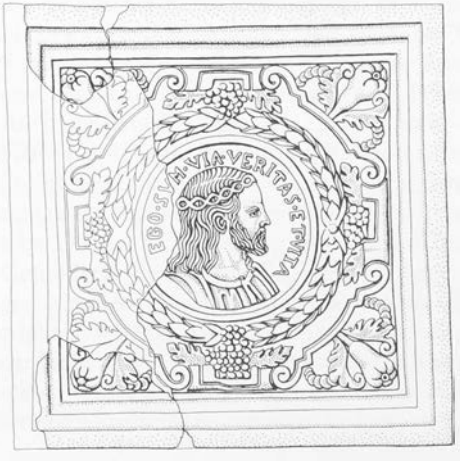
H. St.

Auf den Spuren des Hafnermeisters Hans Kraut

Im Sommer 1928 wurden in Villingen beim Umbau eines Hauses Kachelfunde gemacht. Der berühmte Renaissancehafner Hans Kraut soll dort in der 2. Hälfte des 16. Jh. seine Werkstatt gehabt haben. Unter den Kacheln befand sich die Hälfte einer grünglasierten Medaillonkachel mit einer schleiertragenden Frauenbüste als Zentralmotiv, umgeben von einem Lorbeerkranz in einer Rollwerkkartusche. Bei einer Grabung des Landesdenkmalamtes im Jahr 1985 kam in der Nähe von Emmendingen eine sehr ähnliche Kachel, allerdings mit anderem Innenbild (unten), zum Vorschein. Der Grabungsbefund ergab einen Hausgrundriß, in dessen Kellergeschoß ein verstürzter Kachelofen geborgen wurde. Dieses Haus gehört zur Wüstung Eichberghöfe, die ein Lehen des Klosters Tennenbach waren. Auf der Kachel ist Christus mit der Dornenkrone im Profil dargestellt. Die Umschrift lautet ergänzt: "(EGO SV)M VIA VERITAS ET VITA" (Johannes 14,6). Da die erstgenannte fragmentarische Kachel und die Christuskachel zur selben Serie gehören, ist auf der ersten wohl die Jungfrau Maria abgebildet. Es gelang bisher nicht, die Inschrift "...R DVM TIBI TUTA" zu vervollständigen.

Beide Motive wurden auch auf der Ruine Hohenschramberg (Lkr. Rottweil) bei Grabungen in sehr undeutlicher und daher nicht lesbarer Ausformung gefunden. Der Bearbeiter L. Späth teilte beide Kacheln aufgrund der Befundsituation demselben Ofen zu. Gleichfalls zu diesem Ofen gehörig sieht er eine Eckleistenkachel mit der Inschrift "1532 HS KVI". Die Inschrift wird in der Forschung folgendermaßen gelesen: "1532 HanS Kraut Villingen". Diese Kachel kennt man sowohl aus dem Museum in Villingen als auch vom sog. "Karlsruher Ofen" des Hans Kraut. In den Rechnungsbüchern der Burg Hohenschramberg findet sich im Juli 1553 ein Eintrag über drei Kachelöfen, die von einem nicht namentlich genannten Hafner aus Villingen angeliefert und aufgesetzt wurden. Weitere Eintragungen über Hafner, die neue Kachelöfen einbauten, finden sich erst wieder in der Mitte des 17. Jh. Die Kachel mit den Initialen macht es sehr wahrscheinlich, daß es sich bei dem "Hafner von Villingen" um Hans Kraut handelt.

Die Kachelserie mit Christus und Maria im Medaillon scheint also um die Mitte des 16. Jh. in der Werkstatt des Hafners Hans Kraut in Villingen hergestellt worden zu sein. Bisher sind außer an den oben genannten Orten keine weiteren Parallelen bekannt. Aufgrund enger Beziehungen zwischen dem Kloster Tennenbach und der Stadt Villingen kann auch für die Christuskachel von den Eichberghöfen eine Herkunft aus Villingen angenommen werden.



Hans Kraut ist um das Jahr 1592 in Villingen gestorben. Seit 1566 ist er in Villingen als Hafner belegt. Nun haben wir Hinweise dafür, daß er bereits 1553 als Hafner tätig war. Neben den Prunköfen beginnen wir langsam auch, die alltäglichen Kachelmotive dieser Werkstatt zu fassen. Die Aufarbeitung von Kachelkomplexen aus Museen und Grabungen hält noch viele Informationen bereit, sei es über einzelne Hafner, sei es über den Handel mit Kachelmodeln oder den Austausch von Motiven zwischen den verschiedenen Handwerkszweigen.

S.St.-H.

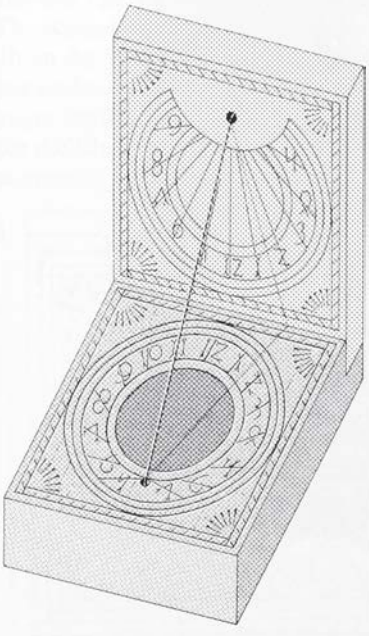
Klösterliche Zeitmessung – eine Taschensonnenuhr aus Freiburg

Um das Jahr 550 n.Chr. läßt Cassiodorus im Rahmen der "Institutiones" für die Mönche des Klosters Vivarium "zwei Uhren machen, einen Stundenweiser, den das Sonnenlicht speist, und eine Wasseruhr, die Tag und Nacht die Stunden angibt". Rund 900/1000 Jahre später gelangt eine Sonnenuhr in die Latrine des um 1278 gegründeten Eremitenklosters in Freiburg, wo sie 1982 aus dem Bodenarchiv wieder ans Tageslicht geholt wurde.

Genaugenommen ist es nur die Grundplatte einer Taschensonnenuhr. Die durch Trocknung geschrumpfte Platte von 3,35 cm Länge und 2,30 cm Breite weist mittig eine kreisförmige, treppenartig abgesetzte Eintiefung (Dm. 1,40 cm) mit zentrierter Bohrung auf. Die Zahlen sind schräg, entsprechend den Zeitmarkierungen im Uhrzeigersinn eingeritzt und nach außen durch drei Zirkelschläge abgesetzt. Die Ecken zieren Sonnenviertel, deren Strahlen nach außen laufen.

Bei der Rekonstruktion der Freiburger Taschensonnenuhr besteht der Schattenwerfer aus einem zwischen den beiden Hälften gespannten Faden, der möglicherweise durch verschiedene Löcher im Deckel auf die gewünschte geographische Breite eingestellt werden konnte. Damit war der Gebrauch der Sonnenuhr an verschiedenen Orten möglich. Die Sonnenuhr wurde waagerecht aufgestellt, der Kompaß entsprechend justiert und dann durch den schattenwerfenden Faden die Zeit abgelesen. Zeigten beide Zifferblätter die gleiche Zeit, war die Uhr richtig eingestellt.

Die Herkunft der Sonnenuhr aus dem Eremitenkloster scheint die Bedeutung besonders der Zeitmessung im Rahmen des kanonischen Systems zu unterstreichen. Zur Einhaltung des strengen, differenzierten Zeitplanes bedurfte es entsprechender Zeitzeichen wie der Glocke oder Zeitnehmer wie der Sonnenuhr, mit der sich die Tages- und Nachtzwölftel (Prim bis Complet) erfassen ließen. Eine solche Anwendung mag durch die Fundumstände naheliegen. Doch die volle Durchsetzung stadtbürgerlicher Wirtschaftsformen, die Rationalisierung der Zeit, die uns durch die Räderuhren und die Verbreitung der modernen Stundenrechnung entgegentritt, schuf regional unterschiedliche Zeiträume. Sonnenuhren dienten auch zur "Korrektur" der Regionalzeit und boten bis zur Entwicklung der Taschenräderuhr um 1500 leidlich exakte Zeitangaben. Der verstärkt ab dem 15. Jh. einsetzende europaweite Export von z.B. in Augsburg oder Nürnberg gefertigten Taschensonnenuhren läßt den Bedarf im Spätmittelalter erkennen. Das runde Zifferblatt unserer Uhr mag modische Angleichung an das Zifferblatt der Räderuhr sein, die schrittweise Alltag und Wirtschaft synchronisierte.



Sonnenuhren sind im archäologischen Fundmaterial eine Rarität. Aus Ulm stammt eine Bronzesonnenuhr mit der eingravierten Jahreszahl 1573. Vergleichbare Uhren gab es im schweizerischen Schloß "Hallwil". Weitere Funde der frühen Neuzeit, die aus Holz und Knochen gearbeitet wurden, fanden sich in Groningen/NL und Dwingeloo/NL sowie in Konstanz, Mainz und Heidelberg. Aus dem 18./19. Jh. sind Sonnenuhren aus Göttingen und Coventry/GB überliefert. U.M.

Hutagraffe mit dem Bildnis Karls V.

Zu den seltenen Schmuckstücken aus dem Freiburger Altstadtbereich zählt ein rundes einseitiges Bronzerelief (Dm. 4.0 cm), das man der Gattung der Plaketten zuordnen kann. Drei mitgegossene Ösen, von denen nur eine intakt erhalten ist, stehen über den abgestuften Rand vor und ermöglichen eine genauere Zweckbestimmung. Diese Befestigungsvorrichtung ist nämlich nur an Agraffen gebräuchlich, die am Hut, im 16. Jh. vornehmlich am Barett, getragen wurden. Ein Bildnis von Sir William Parr, von Hans Holbein d.J. zwischen 1540-43 ausgeführt, zeigt eine solche Rundagraffe an der seitlich hochgeschlagenen Krempe. Für die Ausgestaltung des Medaillonfeldes sind meist Heiligenfiguren oder biblische Themen gewählt, weniger häufig Bildnisse. Auf dem Freiburger Fundstück ist ein männlicher Kopf in strenger Profilansicht nach rechts wiedergegeben mit Hakennase, wulstiger Unterlippe und einem Vollbart. Der unverwechselbare Gesichtszug läßt selbst hier, an einer nicht gerade erstklassigen Gußarbeit erkennen, daß ein Porträt Karls V. vorliegt. Bei einem Bestand von über 250 Medaillen und Plaketten mit diesem Herrscherbild war es nicht allzu schwierig, Beispiele zu finden, die im engeren Sinn als Vorlage für die Hutagraffe in Frage kommen. Hierzu gehört eine Goldmedaille (unten links) des österreichischen Siegelschneiders Ludwig Neufarer, von der mehrere Abgüsse existieren. Sie ist datiert auf das Jahr 1542, die Zuweisung an den Künstler durch die Signatur (LVD NEIFA) gesichert. Die Bronzemedaille daneben, eine etwas vergröberte Kopie (unten rechts), blieb ohne Jahrangabe. Ein Vergleich mit beiden klärt, daß die überkreuzten Bänder mit den herabhängenden Enden auch am Freiburger Stück tatsächlich das Goldene Vlies wiedergeben sollen. Einzelheiten des Kostüms stimmen ebenfalls überein: das flache Barett mit knapper Krempe, der schmale zugespitzte Kragen; von der Schaube ist nur jeweils eine Ecke des Paßansatzes sichtbar. Der qualitative Abstand zwischen der Neufarer-Vorlage und der Freiburger Agraffe ist nicht zu übersehen. Er läßt ahnen, wie hoch die Anzahl der Vervielfältigungen gewesen sein muß, die letztlich zu einer so starken Vereinfachung führte. Der Abguß wird auch dem Hersteller zu flau erschienen sein; er hat deshalb Haupthaar und Bart mit dem Stichel überarbeitet. Dieselben Tremolierstiche überziehen den Bildgrund. Doch war hiermit wohl eher eine Aufrauhung der Oberfläche beabsichtigt, damit das Email besser haftete. Es ist jedenfalls gut vorstellbar, daß die einst vergoldete Büste sich vor farbigem Fond weit wirkungsvoller abhob. Über den Besitzer der Agraffe gibt die Fundstelle insofern Auskunft, als angenommen werden kann, daß er in der Salzstraße lebte. Im Haus "Zum Blauen Storchen" wurde sie bei Sanierungsarbeiten im Innenhof gefunden. Obwohl das Barett auch Teil der weiblichen Kleidung war, spricht das Schmuckmotiv eher für einen Mann. Er wählte das Bildnis Karls V. als Zeichen seiner habsburgischen Gesinnung, die er auf diese Weise sichtbar zur Schau getragen hat. I.F.

Das Reliquienkreuz Alwigs IX.

Das Kreuz lag im Sarg des Grafen Alwig IX. von Sulz, der am 4. Januar 1572 in Ensisheim (Oberelsaß) starb, wo er das Amt eines Landvogtes ausgeübt hatte. Mit großem Trauergeleit wurde er in seine Residenz nach Tiengen am Hochrhein zurückgeführt und vor dem Hochaltar im Chorturm der Pfarrkirche beigesetzt. Die Sargöffnung 1978 ergab, daß die Bestattung unversehrt war. Deshalb ist der Fundsituation ein hoher Aussagewert beizumessen. Das Kreuz lag auf dem Brustkorb, daneben ein Rosenkranz aus 10 runden Bernsteinperlen, die nach unten mit einer Quaste abschließen. Oben ist die Schnur zu einer Daumenschlaufe abgeknotet. Diese Gebetszehner sind ab Mitte des 16. Jh. das typisch männliche Gebetsinstrument. Die überlieferten Exemplare, in Kirchenschätzen aufbewahrt, sind ausnahmslos Einzelstücke. Meist gehört dazu ein Kreuz, das aber immer in den Kranz fest eingefügt ist. Schnurreste an der Kugelöse des Tiengener Kreuzes beweisen, daß es nur angebunden war. Eine primäre Zusammengehörigkeit kann demnach nicht unbedingt vorausgesetzt werden. Ganz intakt hat das Kreuz die Lagerung im Sarg auch nicht überstanden. Die Emailfüllungen sind stellenweise ausgefallen und die in den Balkenwinkeln aufgesteckten Perlen bis auf Spuren vergangen. Am unteren Balken bemerkt man einen provisorisch umgewickelten Draht, der gelöst wurde. Was der kastenförmige Aufbau schon vermuten ließ, erwies sich als zutreffend. Das Kreuz hat einen abnehmbaren Deckel, der Hohlraum war aber leer. Man hatte den Inhalt, die Reliquie, offenbar vor der Einsargung entnommen. Solche Reliquienkreuze sind meist an einer Kette auf der Brust getragen worden, weniger an Rosenkränzen. Für das Anfertigungsdatum gibt die Einsargung (1572) nur einen terminus ante quem. In der Zeit um die Jahrhundertmitte und danach sieht man sich vergeblich nach vergleichbaren Stücken um. Kreuze aus süddeutschen Goldschmiedezentren sind alle geprägt durch kompakte Formgebung, Flächenfüllung mit dichtem Steinbesatz und üppiger Rahmung mit Roll- und Schweifwerk. Virgil Solis, Mathias Zündt, Hans Mielich lieferten die Entwürfe. Ihnen gegenüber erscheint das Tiengener Kreuz zierlich (nicht nur aufgrund seines Miniaturformates von 3,6/2,9 cm) und formklarer. Es ist ein gleicharmiges Kreuz mit geschweiften Balkenenden und spitz vorgezogenen Ecken. Eine Zeichnung von Hans Holbein (1530) stimmt darin überein und kann für die Datierung maßgebend sein. Mit der Einstufung vor der Jahrhundertmitte lassen sich auch die einfachen Kastenfassungen der gemugelten Granatsteine vereinbaren. Über die künstlerisch-handwerkliche Herkunft ist damit noch keine Aussage gemacht. Die zeitgleichen Kreuze haben gravierten und gegossenen Dekor, von denen sich das Tiengener in seiner Farbigkeit abhebt. Der Körper Christi ist mit "émail en ronde bosse" weiß überschmelzt und der Grund mit einer Emailart gefüllt, die man als "émail cloisonné" bezeichnen könnte. Nur sind die Zellen nicht aufgelötet, sondern aus der Fläche ausgehoben, so schmal, daß sie wie Draht wirken. Diese spezielle Ausführung kommt in Spanien an Goldschmiedearbeiten vor, die auf maurische Einflüsse zurückgehen. Auch die einfachen Spiralornamente finden hier Entsprechungen, wie überhaupt Kreuzanhänger, dazu noch so kleinen Formats, in Spanien sehr beliebt waren. Da paßt es gut, daß sich im Leben Alwigs von Sulz persönliche Verbindungen zu diesem Land knüpfen lassen. In der Sulzischen Chronotaxis wird berichtet, daß er 1556 aus Spanien zurückkehrte, vom Hof Karls V., dem er als junger Mann etliche Jahre gedient hatte. Möglich, daß man ihm das kleine Reliquienkreuz als Abschiedsgeschenk reichte. Er hat es offensichtlich in hoher Wertschätzung gehalten und zu Lebzeiten am Rosenkranz getragen. Deshalb wurde es dem Toten auch mit ins Grab gegeben. I.F.

Die bunte Welt des Glases – Massenfunde aus Heidelberg

Die Planung eines Neubaus mit Tiefgarage auf dem Gelände des Kornmarktes und des ehemaligen Hotels Prinz Carl im Kern der Heidelberger Altstadt machte eine archäologische Untersuchung erforderlich. Die in den Jahren 1986-87 durchgeführte Grabung hatte die Erfassung der noch erhaltenen Reste des Heidelberger Bürgerspitals zum Ziel, das sich spätestens ab 1290 bis zu seiner Auflösung im Jahre 1556 auf dem Platz befunden hatte. Durch Überbauung und spätere Eingriffe waren die Befunde soweit zerstört, daß sich die Baugeschichte des Spitals nur noch in groben Zügen feststellen ließ. Etwas besser hatten sich die Bürgerhäuser erhalten, die hier nach der Aufgabe des Spitals seit der 2. Hälfte des 16. Jh. standen. Sowohl die Neubauten des Spitals als auch die Bürgerhäuser verfügten über gemauerte Latrinen, die in der Regel unter dem Kellerfußboden angelegt worden waren und so der Zerstörung selbst durch tiefgreifende jüngere Baumaßnahmen weitgehend entgangen waren. Aus diesen Latrinen wurden enorme Mengen an Haushaltsgegenständen aus Keramik und Glas geborgen. Besonders die Hohlgläser machen, was Anzahl und Qualität betrifft, den Heidelberger Fundbestand zum umfangreichsten und aussagekräftigsten, der je in Süddeutschland geborgen wurde. Für die Auswertung und chronologische Einordnung der Funde kommt dem Umstand, daß ein stratigrafischer Aufbau einiger Latrinenverfüllungen nachgewiesen werden konnte, große Bedeutung zu. Die Gleichzeitigkeit oder aber zeitliche Abfolge der Schichten mehrerer Latrinen ermöglichte die Bildung einer überlappenden Schichtsequenz, welche die gesamte Benutzungsdauer der Entsorgungseinrichtung umfaßt. Darüberhinaus wurden einige Anlagen über hölzerne Rahmen aufgemauert, so daß die relativchronologische Abfolge mit absoluten Errichtungsdaten fixiert werden konnte. Anhand des Fundspektrums aus den Latrinen des Kornmarktes kann so die Entwicklung des Hohlglases vom Ende des 14. Jh. bis zur Zerstörung der Stadt im Jahre 1693 verfolgt werden.

Der Bestand an spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gläsern schließt neben den gängigen Formen wie optisch geblasenen Bechern (sog. Maigel), Krautstrünken, Stangengläsern, doppelkonischen und birnförmigen Flaschen auch zahlreiche Sonderformen ein. Zu den sehr seltenen Gläsern gehört die siegellackrote Kreuse (links). Die keramischen Vorbilder dieser beutelförmigen Trinkbecher (rechts) sind ungleich häufiger erhalten geblieben als die gläsernen Varianten. So ist es besonders erfreulich, daß in Heidelberg mit einer Kreuse aus dunkelblauem Glas ein weiteres Exemplar geborgen werden konnte, das bereits in die Zeit um 1600 datiert und damit das Weiterleben des Typs über das späte Mittelalter hinaus belegt. Ch.P.-G.

Wallfahrtsmedaillen vom Zähringer Burgberg

Erst in den letzten Jahren, und bisher noch recht zögerlich, beschäftigt sich die Archäologie auch mit der Neuzeit. Als ein Beispiel der Neuzeitarchäologie sollen hier die religiösen Anhänger dienen, die im Rahmen der Erforschung der Höhensiedlung auf dem Zähringer Burgberg bei Freiburg gefunden wurden. Trotz ihrer starken Verbreitung in den katholischen Landesteilen seit dem ausgehenden 16. Jh. fanden die religiösen Anhänger bisher bei den Archäologen nur eine geringe Beachtung. Dabei lassen sich mit dieser Objektgruppe wertvolle Aussagen zur Frömmigkeitsgeschichte gewinnen.

Die religiösen Anhänger wurden in erster Linie am Rosenkranz befestigt, daneben auch an einer Halskette getragen, an Haus und Stall angebracht oder im Acker vergraben; man wollte so Unheil abwehren. Praktisch dürfte jeder katholische Erwachsene zwischen dem 17. und dem 19. Jh. einen oder mehrere solcher Anhänger besessen haben. So finden die Archäologen diese Zeugnisse der Frömmigkeit in erster Linie in Gräbern (als Teile der Rosenkränze, die man den Toten mitgab) oder unter Kirchenfußböden, auf Äckern, Wiesen und in Wäldern, wo sie beim Gebet oder bei der Arbeit verlorengegangen waren. Letzteres gilt auch für die Funde vom Zähringer Burgberg.

Die sieben bis heute dort gefundenen Anhänger bieten einen guten Querschnitt der vom 17. bis 19. Jh. vorkommenden Objekte. Zwei gehören zu den sog. Benediktuspfennigen. Zentrales Element darauf sind der "Benediktusschild" und die Buchstabenkombinationen. Aufgelöst ergeben diese segnende und unglückabwehrende Sprüche (u.a. den "Benediktussegen"). In oft sehr preiswerten Ausgaben war der Benediktuspfennig in der Barockzeit überaus zahlreich verbreitet, wahrscheinlich sogar der am häufigsten vorkommende religiöse Anhänger neben den Kreuzanhängern. Auf dem hier abgebildeten Objekt (oben links) steht auf der Rückseite noch ein weiterer Pestsegen, der sog. Zachariassegen.

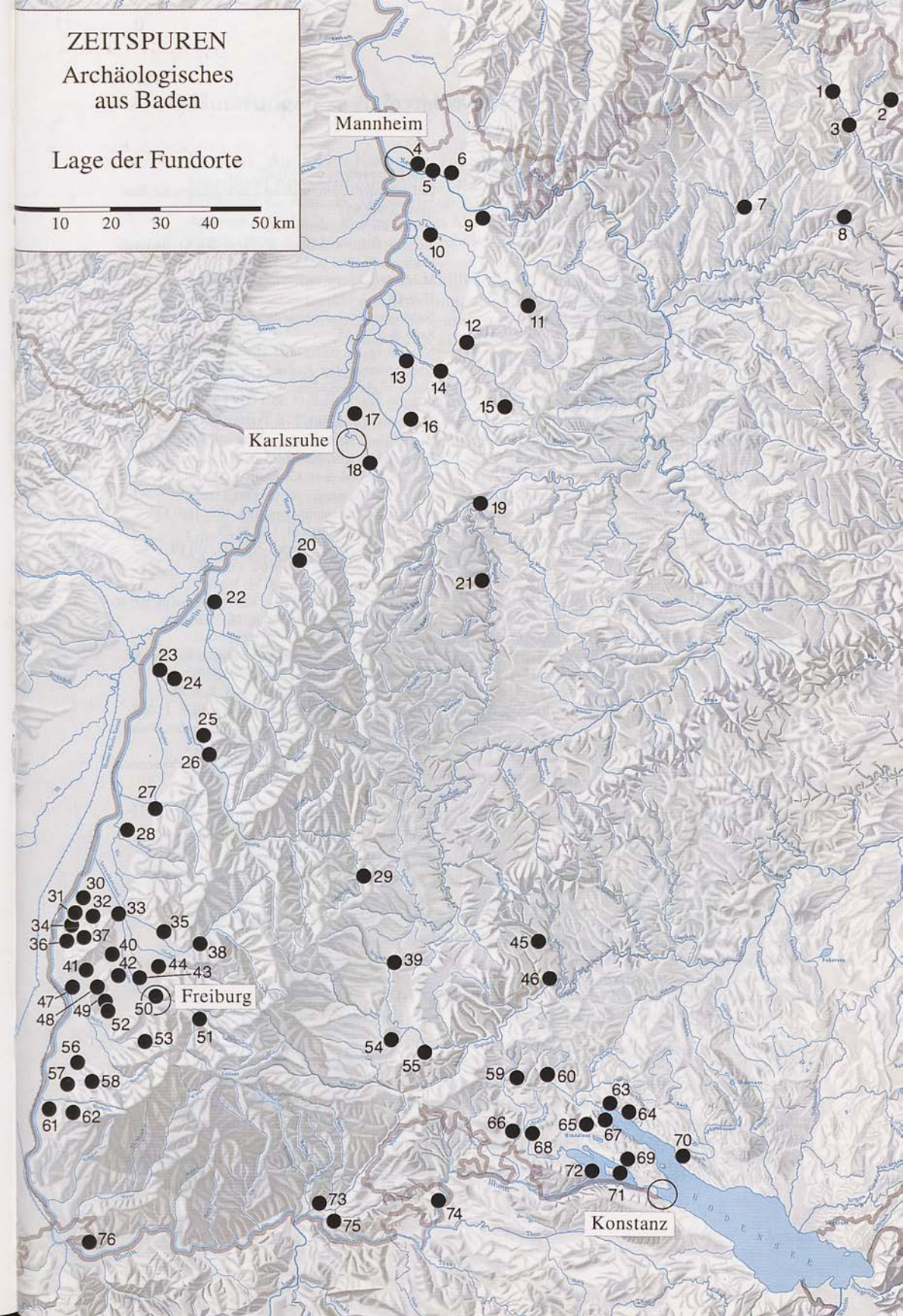
Der Benediktussegen findet sich auch auf dem kreuzförmigen Anhänger (oben rechts). Dieses sog. "Ulrichskreuz" gehört aber auch zu den Wallfahrtsandenken, die die Wallfahrer von ihren oft zahlreichen Pilgerfahrten mit nach Hause brachten. Das Ulrichskreuz erwarben die Gläubigen bei einer Wallfahrt nach Augsburg zum Grab des hl. Ulrich. Wichtiger aber noch als diese Wallfahrt zur Kirche St. Ulrich und Afra in Augsburg war die nach Einsiedeln. Wallfahrtsmedaillen von diesem Pilgerziel in der Ostschweiz kommen am zahlreichsten unter den Funden in SW-Deutschland vor.

Neben den großen Wallfahrten über die eigene Region hinaus gab es in der Barockzeit eine Vielzahl kleinerer Wallfahrtziele. Als Beispiel für diese weniger bedeutenden Nahwallfahrten fanden sich auf dem Zähringer Burgberg je ein Anhänger von der Wallfahrt zum hl. Landelin nach Ettenheimmünster (unten) und zum hl. Trudpert ins Münstertal (Mitte links). Auf den Rückseiten der Wallfahrtsandenken wurden beliebte Heilige oder Maria abgebildet. Bei unseren Beispielen sind es der böhmische Brückenheilige Johannes Nepomuk, der Ordensgründer Benedikt von Nursia und eben Maria.

Für die jüngsten Entwicklungen der Frömmigkeitsgeschichte kann die sog. "Wundertätige Medaille" stehen (Mitte rechts). Sie geht zurück auf eine Marienerscheinung in Paris 1830 und ist bis heute beliebt; es gibt Ausgaben von ihr in allen gängigen Sprachen. Diese Medaille verweist auf die letzte große Umgestaltung des Wallfahrtswesens in Europa: Nach einem durch Aufklärung und Französische Revolution bedingten Niedergang der Wallfahrten erfolgte im zweiten Drittel des 19. Jh. ein Neuaufschwung, der sich aber auf wenige europaweit besuchte Ziele beschränkte (Lourdes, Fatima usw.). St.F.

Numerisches Verzeichnis der Fundorte (vgl. Karte S. 225)

1 Impfingen, Stadt Tauberbischofsheim, Main-Tauber-Kreis (S. 60; 94)
2 Oberwittighausen, Gem. Wittighausen, Main-Tauber-Kreis (S. 110)
3 Gerlachsheim, Stadt Lauda, Main-Tauber-Kreis (S. 158)
4 Mannheim-Wallstadt (S. 126)
5 Ilvesheim, Rhein-Neckar-Kreis (S. 86)
6 Ladenburg, Rhein-Neckar-Kreis (S. 202)
7 Osterburken, Neckar-Odenwald-Kreis (S. 140)
8 Klepsau, Stadt Krautheim, Hohenlohekreis (S. 166)
9 Heidelberg (S. 220)
10 Schwetzingen, Rhein-Neckar-Kreis (S. 38)
11 Dühren, Stadt Sinsheim, Rhein-Neckar-Kreis (S. 116)
12 Stettfeld, Gem. Ubstadt-Weiher, Lkr. Karsruhe (S. 146)
13 Graben-Neudorf, Lkr. Karlsruhe (S. 164)
14 Bruchsal, Lkr. Karlsruhe (S. 26; 50)
15 Oberderdingen, Lkr. Karlsruhe (S. 114)
16 Weingarten, Lkr. Karlsruhe (S. 70)
17 Karlsruhe-Neureut (S. 88)
18 Ettlingen, Lkr. Karlsruhe (S. 32; 142; 204)
19 Pforzheim (S. 138)
20 Baden-Baden (S. 144)
21 Hirsau, Stadt Calw, Kr. Calw (S. 200)
22 Helmlingen, Stadt Rheinau, Ortenaukreis (S. 184)
23 Auenheim, Stadt Kehl, Ortenaukreis (S. 184)
24 Bodersweier, Stadt Kehl, Ortenaukreis (S. 112)
25 Ortenberg, Ortenaukreis (S. 156)
26 Berghaupten, Ortenaukreis (S. 156)
27 Lahr, Ortenaukreis (S. 134)
28 Kappel, Gem. Kappel-Grafenhausen, Ortenaukreis (S. 98; 100)
29 Schramberg, Kr. Rottweil (S. 210)
30 Wyhl, Kr. Emmendingen (S. 160)
31 Sasbach, Kr. Emmendingen (S. 44; 170; 180)
32 Königschaffhausen, Stadt Endingen, Kr. Emmendingen (S. 76)
33 Riegel, Kr. Emmendingen (S. 128)
34 Jechtingen, Gem. Sasbach, Kr. Emmendingen (S. 40; 102; 150)
35 Emmendingen (S. 210)
36 Burkheim, Stadt Vogtsburg, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 78)
37 Bischoffingen, Stadt Vogtsburg, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 72)
38 Waldkirch, Kr. Emmendingen (S. 136)
39 Villingen, Stadt Villingen-Schwenningen, Schwarzwald-Baar-Kreis (S. 96)
40 Bötzingen, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 82)
41 Ihringen, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 100)
42 Umkirch, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 134)
43 Freiburg-Lehen, Stadt Freiburg i. Br. (S. 134)
44 Gundelfingen, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 222)
45 Egesheim, Kr. Tuttlingen (S. 104)
46 Stetten, Stadt Mühlheim a.D., Kr. Tuttlingen (S. 62)
47 Breisach, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 106)
48 Merdingen, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 170; 172)
49 Tiengen, Stadt Freiburg i. Br. (S. 172)
50 Freiburg i. Br. (S. 192; 194; 206; 208; 212; 216)
51 Kirchzarten, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 118)
52 Mengen, Gem. Schallstadt-Wolfenweiler, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 170; 180; 188)
53 Bollschweil, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 198)
54 Hüfingen, Schwarzwald-Baar-Kreis (S. 168; 170; 172; 176; 178; 180)
55 Neudingen, Stadt Donaueschingen, Schwarzwald-Baar-Kreis (S. 170)
56 Heitersheim, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 132)
57 Buggingen, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 176)
58 Sulzburg, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 196)
59 Bittelbrunn, Stadt Engen, Kr. Konstanz (S. 30)
60 Eigeltingen-Münchhöf, Kr. Konstanz (S. 152)
61 Neuenburg, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 184)
62 Feldberg, Stadt Müllheim, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 28)
63 Ludwigshafen, Gem. Bodman-Ludwigshafen, Kr. Konstanz (S. 48)
64 Sipplingen, Bodenseekreis (S. 54; 56)
65 Güttingen, Stadt Radolfzell, Kr. Konstanz (S. 174)
66 Hilzingen, Kr. Konstanz (S. 36)
67 Bodman, Gem. Bodman-Ludwigshafen, Kr. Konstanz (S. 64)
68 Singen, Kr. Konstanz (S. 66; 84; 112)
69 Allensbach, Gem. Reichenau, Kr. Konstanz (S. 92)
70 Unteruhldingen, Gem. Uhldingen-Mühlhofen, Bodenseekreis (S. 80)
71 Reichenau-Niederzell, Kr. Konstanz (S. 186)
72 Hornstaad, Gem. Gaienhofen, Kr. Konstanz (S. 46)
73 Tiengen, Stadt Waldshut-Tiengen (S. 218)
74 Altenburg, Gem. Jestetten, Kr. Waldshut (S. 120)
75 Dangstetten, Gem. Küssaberg, Kr. Waldshut (S. 124)
76 Grenzach, Gem. Grenzach-Wyhlen, Kr. Lörrach (S. 130)


ZEITSPUREN
Archäologisches aus Baden
Lage der Fundorte
10 20 30 40 50 km
Mannheim
Karlsruhe
Freiburg
Konstanz
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76

Ortsregister*

Allensbach, Gem. Reichenau, Kr. Konstanz (S. 92) 69
Altenburg, Gem. Jestetten, Kr. Waldshut (S. 120) 74
Auenheim, Stadt Kehl, Ortenaukreis (S. 184) 23
Baden-Baden (S. 144) 20
Berghaupten, Ortenaukreis (S. 156) 26
Bischoffingen, Stadt Vogtsburg, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 72) 37
Bittelbrunn, Stadt Engen, Kr. Konstanz (S. 30) 59
Bodersweier, Stadt Kehl, Ortenaukreis (S. 112) 24
Bodman, Gem. Bodman-Ludwigshafen, Kr. Konstanz (S. 64) 67
Bollschweil, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 198) 53
Bötzingen, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 82) 40
Breisach, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 106) 47
Bruchsal, Lkr. Karlsruhe (S. 26; 50) 14
Buggingen, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 176) 57
Burkheim, Stadt Vogtsburg, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 78) 36
Dangstetten, Gem. Küssaberg, Kr. Waldshut (S. 124) 75
Dühren, Stadt Sinsheim, Rhein-Neckar-Kreis (S. 116) 11
Egesheim, Kr. Tuttlingen (S. 104) 45
Eigeltingen-Münchhöf, Kr. Konstanz (S. 152) 60
Emmendingen (S. 210) 35
Ettlingen, Lkr. Karlsruhe (S. 32; 142; 204) 18
Feldberg, Stadt Müllheim, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 28) 62
Freiburg i. Br. (S. 192; 194; 206; 208; 212; 216) 50
Freiburg-Lehen, Stadt Freiburg i. Br. (S. 134) 43
Gerlachsheim, Stadt Lauda, Main-Tauber-Kreis (S. 158) 3
Graben-Neudorf, Lkr. Karlsruhe (S. 164) 13
Grenzach, Gem. Grenzach-Wyhlen, Kr. Lörrach (S. 130) 76
Gundelfingen, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 222) 44
Güttingen, Stadt Radolfzell, Kr. Konstanz (S. 174) 65
Heidelberg (S. 220) 9
Heitersheim, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 132) 56
Helmlingen, Stadt Rheinau, Ortenaukreis (S. 184) 22
Hilzingen, Kr. Konstanz (S. 36) 66
Hirsau, Stadt Calw, Kr. Calw (S. 200) 21
Hornstaad, Gem. Gaienhofen, Kr. Konstanz (S. 46) 72
Hüfingen, Schwarzwald-Baar-Kreis (S. 168; 170; 172; 176; 178; 180) 54
Ihringen, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 100) 41
Ilvesheim, Rhein-Neckar-Kreis (S. 86) 5
Impfingen, Stadt Tauberbischofsheim, Main-Tauber-Kreis (S. 60; 94) 1
Jechtingen, Gem. Sasbach, Kr. Emmendingen (S. 40; 102; 150) 34
Kappel, Gem. Kappel-Grafenhausen, Ortenaukreis (S. 98; 100) 28
Karlsruhe-Neureut (S. 88) 17
Kirchzarten, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 118) 51
Klepsau, Stadt Krautheim, Hohenlohekreis (S. 166) 8
Königschaffhausen, Stadt Endingen, Kr. Emmendingen (S. 76) 32
Ladenburg, Rhein-Neckar-Kreis (S. 202) 6
Lahr, Ortenaukreis (S. 134) 27
Ludwigshafen, Gem. Bodman-Ludwigshafen, Kr. Konstanz (S. 48) 63
Mannheim-Wallstadt (S. 126) 4
Mengen, Gem. Schallstadt-Wolfenweiler, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 170; 180; 188) 52
Merdingen, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 170; 172) 48
Neudingen, Stadt Donaueschingen, Schwarzwald-Baar-Kreis (S. 170) 55
Neuenburg, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 184) 61
Oberderdingen, Lkr. Karlsruhe (S. 114) 15
Oberwittighausen, Gem. Wittighausen, Main-Tauber-Kreis (S. 110) 2
Ortenberg, Ortenaukreis (S. 156) 25
Osterburken, Neckar-Odenwald-Kreis (S. 140) 7
Pforzheim (S. 138) 19
Reichenau-Niederzell, Kr. Konstanz (S. 186) 71
Riegel, Kr. Emmendingen (S. 128) 33
Sasbach, Kr. Emmendingen (S. 44; 170; 180) 31
Schramberg, Kr. Rottweil (S. 210) 29
Schwetzingen, Rhein-Neckar-Kreis (S. 38) 10
Singen, Kr. Konstanz (S. 66; 84; 112) 68
Sipplingen, Bodenseekreis (S. 54; 56) 64
Stetten, Stadt Mühlheim a.D., Kr. Tuttlingen (S. 62) 46
Stettfeld, Gem. Ubstadt-Weiher, Lkr. Karsruhe (S. 146) 12
Sulzburg, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 196) 58
Tiengen, Stadt Freiburg i. Br. (S. 172) 49
Tiengen, Stadt Waldshut-Tiengen (S. 218) 73
Umkirch, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (S. 134) 42
Unteruhldingen, Gem. Uhldingen-Mühlhofen, Bodenseekreis (S. 80) 70
Villingen, Stadt Villingen-Schwenningen, Schwarzwald-Baar-Kreis (S. 96) 39
Waldkirch, Kr. Emmendingen (S. 136) 38
Weingarten, Lkr. Karlsruhe (S. 70) 16
Wyhl, Kr. Emmendingen (S. 160) 30

*Die Zahlen hinter den Seitenangaben beziehen sich auf die Numerierung in der Karte auf Seite 225.

27 Bruchsal "Aue", Lkr. Karlsruhe. Faustkeil der Mittleren Altsteinzeit (Micoquien), Einzelfund aus einem Michelsberger Erdwerk.
Literatur: G. Bosinski, Die mitteleuropäischen Funde im westlichen Mitteleuropa. Fundamenta A 4 (1967). - E. Wagner, Das Alt- und Mittelpaläolithikum in Württemberg, in: D. Planck (Hrsg.), Archäologie in Württemberg. Ergebnisse und Perspektiven (1988) 25 ff.

29 Feldberg "Steinacker", Stadt Müllheim, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald. Feuersteingeschoßspitzen von einem jungpaläolithischen Schlagplatz.
Literatur: W. Mähling, Eine bemerkenswerte spätpaläolithische Waffenspitze aus dem Markgräflerland. Arch. Nachr. aus Baden 21, 1978, 4 ff.

31 Bittelbrunn "Petersfels", Stadt Engen, Kr. Konstanz. Lochstab des Jungpaläolithikums aus der Höhle (Bild oben). Ansicht des Höhlenmundes (Bild unten).
Literatur: P.F. Mauser, Funde der Altsteinzeit (Petersfels bei Bittelbrunn, Lkr. Konstanz). Arch. Nachr. aus Baden 1, 1968, 21 ff. - G. Albrecht in: H.J. Müller-Beck (Hrsg.), Urgeschichte in Baden-Württemberg (1983) 331 ff.

33 Ettlingen "Färbergasse", Lkr. Karlsruhe. Bergkristallgerät aus einer Freilandstation des Mesolithikums.
Literatur: E. Schallmeyer, Eine mesolithische Freilandstation in Ettlingen, Kreis Karlsruhe. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1990, 22 ff.

37 Hilzingen "Forsterbahn", Kr. Konstanz. Luftaufnahme des Siedlungsgrundrisses einer bandkeramischen Siedlung.
Literatur: B. Dieckmann/B. Fritsch, Linearbandkeramische Siedlungsbefunde im Hegau. Arch. Korrbl. 20, 1990, 25 ff. - B. Fritsch, Zwei bandkeramische Siedlungen im Hegau. Arch. Nachr. aus Baden 38/39, 1987, 10 ff.

39 Schwetzingen "Schälzig", Rhein-Neckar-Kreis. Grabbeigaben der Bandkeramik, Muschelschmuck (Bild oben) aus Grab 48 und Gefäßkeramik (Bild unten).
Literatur: R.-H. Behrends, Ein Gräberfeld der Bandkeramik von Schwetzingen, Rhein-Neckar-Kreis. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1989, 45 ff.

41 Jechtingen "Humbergäcker", Gem. Sasbach, Kr. Emmendingen. Grabbeigaben aus einem mittelneolithischen Gräberfeld (Großgartach-Rössen). Keramik (Bild oben). Scheibenring (Bild unten). Textabb. S. 40. Verbreitung der unregelmäßigen Scheibenringe, Punkt: 2 Ex., Kreis: 1 Ex., Quadrat: Werkstatt, Dreieck: fraglich.
Literatur: R. Dehn, Ein Gräberfeld der Rössener Kultur von Jechtingen am Kaiserstuhl. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 4 (1975) 25 ff. - Ders., Ein Gräberfeld der Rössener Kultur von Jechtingen, Gem. Sasbach, Kr. Emmendingen. Arch. Nachr. aus Baden 34, 1985, 3 ff.

45 Sasbach "Wörthstück", Kr. Emmendingen. Keramik und Steingeräte eines jungneolithischen Grabfundes der Wauwiler Gruppe.

47 Hornstaad "Hörnle I", Gem. Gaienhofen, Kr. Konstanz. Schmuck aus einer jungneolithischen Seeufersiedlung der Hornstaader Gruppe. Textabb. S. 46. Marmorperlen in unterschiedlichen Fertigungsstadien; o.M.
Literatur: B. Dieckmann, Ein bemerkenswerter Kupferfund aus der jungneolithischen Siedlung Hornstaad-Hörnle I am westlichen Bodensee. Arch. Nachr. aus Baden 38/39, 1987, 28 ff. - Ders., Zum Stand der archäologischen Untersuchungen in Hornstaad. Ber. d. Röm.-Germ. Komm. 71, 1990, 84 ff.

49 Ludwigshafen "Seehalde", Gem. Bodman-Ludwigshafen, Kr. Konstanz. Wandverputz in Gestalt weiblicher Brüste aus einer jungneolithischen Pfahlbausiedlung der Pfyner Kultur. Textabb. S. 48. Verbreitung der urgeschichtlichen Pfahlbausiedlungen am westlichen Bodensee.
Literatur: H. Schlichtherle, Taucharchäologische Untersuchungen in der Ufersiedlung Ludwigshafen-Seehalde, Gmde. Bodman-Ludwigshafen, Kr. Konstanz. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1991, 65 ff.

51 Bruchsal "Aue", Lkr. Karlsruhe. Tulpenbecher aus der Grabenverfüllung eines Erdwerkes der Michelsberger Kultur.
Literatur: R.-H. Behrends, Erdwerke der Jungsteinzeit in Bruchsal. Arch. Informationen aus Baden-Württemberg 22, 1991.

55 Sipplingen, Bodenseekreis. Luftbild einer Seeufersiedlung der Horgener Kultur.
Literatur: M. Kolb, Die Ufersiedlung der Horgener Kultur bei Sipplingen - Bemerkungen zur Stratigraphie aufgrund der Reinerthschen Grabung von 1929/30 und aktueller taucharchäologischer Untersuchungen. Arch. Nachr. aus Baden 38/39, 1987, 67 ff. - Ders., Taucharchäologische Untersuchungen an der endneolithischen Stratigraphie im Osthafen von Sipplingen, Bodenseekreis. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1986, 40 ff.

57 Sipplingen, Bodenseekreis. Schmuck aus einer Seeufersiedlung der Horgener und Pfyner Kultur.

61 Impfingen "Rebhuhn", Stadt Tauberbischofsheim, Main-Tauber-Kreis. Beigaben aus Gräbern der Schnurkeramischen Kultur. Muschelschmuck (Bild oben) und Keramikgefäße (Bild unten).
Literatur: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 3, 1974, 19 ff.

63 Stetten, Stadt Mühlheim a.D., Kr. Tuttlingen. Keramikgefäße (Glockenbecher) aus Gräbern der Glockenbecherkultur.
Literatur: R. Dehn, Neue Grabfunde der Schnurkeramik und der Glockenbecherkultur von Stetten a.d. Donau, Kr. Tuttlingen. Arch. Nachr. aus Baden. 45, 1991, 3 ff.

65 Bodman, Gem. Bodman-Ludwigshafen, Kr. Konstanz. Keramik aus einer Seeufersiedlung der Frühbronzezeit.
Literatur: J. Köninger, Abschluß der Unterwassergrabungen in Bodman-Schachen, Kr. Konstanz. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1986, 52 ff.

67 Singen "Nordstadtterrasse", Kr. Konstanz. Beigaben aus einem Gräberfeld der Frühbronzezeit.
Literatur: R. Krause, Die endneolithischen und frühbronzezeitlichen Grabfunde auf der Nordstadtterrasse von Singen am Hohentwiel. Forsch. und Ber. zur Vor- und Frühgesch. in Baden-Württemberg 32 (1988).

71 Weingarten "Dörnig/Obere Kehrwiesen", Lkr. Karlsruhe. Bronzeschmuck aus Hügel 34 eines Gräberfeldes der Hügelgräberbronzezeit.
Literatur: R.-H. Behrends, Grabhügelfeld "Dörnig". Karlsruhe und der Oberrheingraben. Führer zu arch. Denkmälern in Deutschland 16 (1988) 152 f. - E. Schallmayer, Notbergung eines hügelgräberzeitlichen Grabfundes bei Weingarten, Lkr. Karlsruhe. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1990, 62 ff.

73 Bischoffingen, Stadt Vogtsburg, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald. Gefäßkeramik der Hügelgräberbronzezeit.
Literatur: B. Grimmer-Dehn, Neue Funde der mittleren Bronzezeit im Breisgau. Dynamique du Bronze Moyen en Europe Occidentale. Actes du 113e Congrès National des Sociétés Savantes, Strasbourg 1988, 103 ff.

77 Königschaffhausen, Stadt Endingen, Kr. Emmendingen. Gefäßkeramik eines Brandgrabes der Urnenfelderkultur.
Literatur: R. Dehn/G. Fingerlin, Ausgrabungen der archäologischen Denkmalpflege Freiburg im Jahre 1979. Arch. Nachr. aus Baden 24, 1980, 2 ff.; bes. 5-9. - R. Dehn, Bemerkungen zu urnenfelderzeitlichen Grabfunden von Königschaffhausen. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 10 (1981) 21 ff.

79 Burkheim "Burgberg", Stadt Vogtsburg, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald. Verzierte Keramik aus einer Höhensiedlung der Urnenfelderkultur.
Literatur: B. Grimmer-Dehn, Die urnenfelderzeitliche Siedlung auf dem Burgberg bei Burkheim. Informationsheft des Museums f. Ur- und Frühgesch. Freiburg.

81 Unteruhldingen "Stollenwiesen", Gem. Uhldingen-Mühlhofen, Bodenseekreis. Luftbild einer Pfahlbausiedlung der Urnenfelderkultur. Textabb. S. 80. Rekonstruierter Dorfplan der Pfahlbausiedlung.
Literatur: G. Schöbel, die spätbronzezeitliche Siedlung von Unteruhldingen, Bodenseekreis. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1983, 71 ff.

83 Bötzingen, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald. Feuerbock (Mondidol) aus einer Siedlung der Urnenfelderkultur.
Literatur: B. Grimmer, Ein "Feuerbock" oder "Mondidol" aus Ton von Bötzingen. Arch. Nachr. aus Baden 29, 1982, 3 ff.

85 Singen "Nordstadt", Kr. Konstanz. Bronzephaleren aus einer reichen Bestattung (Grab 166) der Urnenfelderkultur.
Literatur: G.v. Merhart, Über blecherne Zierbuckel (Faleren). Jahrb. d. Röm.-Germ. Zentralmus. Mainz 3, 1956, 28 ff.

87 Ilvesheim "Atzelbuckel", Rhein-Neckar-Kreis. Fingerringe aus einem Brandgrab der Urnenfelderkultur.
Literatur: Fundber. aus Baden-Württemberg 17/2, 1992, 49 f.

89 Karlsruhe-Neureut. Opferfund der Spätbronzezeit. Bronzekettengehänge (Bild oben) und Keilerhaueranhänger (Bild unten).

93 Allensbach, Gem. Reichenau, "Ochsenbergle" (gegenüber der Reichenau auf dem Bodanrück), Kr. Konstanz. Bemalte Alb-Hegau-Keramik aus Hügel A einer hallstattzeitlichen Grabhügelgruppe.
Literatur: R. Dehn, Grabhügellandschaft Bodanrück. Arch. Nachr. aus Baden 28, 1982, 27 ff. - J. Keller, Die Alb-Hegau-Keramik der älteren Eisenzeit (1939).

95 Impfingen "Rebhuhn", Stadt Tauberbischofsheim, Main-Tauber-Kreis. Grabbeigaben aus einem Gräberfeld der Hallstattkultur. Schmucknadeln (Bild oben) und Bronzearmringe (Bild unten).
Literatur: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 3, 1974, 19 ff.

97 Villingen "Magdalenenbergle", Stadt Villingen-Schwenningen, Schwarzwald-Baar-Kreis. Bernsteinkollier aus Grab 97 des "Fürstengrabhügels" der Hallstattkultur.
Literatur: K. Spindler, Magdalenenberg. Der hallstattzeitliche Fürstengrabhügel bei Villingen im Schwarzwald 4 (1976) 44 ff. - Ders., Der Magdalenenberg bei Villingen. Ein Fürstengrabhügel des 6. vorchristlichen Jahrhunderts. Führer zu arch. Denkmälern in Baden-Württemberg 5 (1976).

99 Kappel, Gem. Kappel-Grafenhausen, Ortenaukreis. Bronzegeschirrsatz aus einem Grabhügel der Hallstattkultur.

Literatur: C. Beyer/R. Dehn, Ein zweiter, reich ausgestatteter Grabfund der Hallstattzeit von Kappel a.Rh. (Ortenaukreis). Arch. Korrbl. 7, 1977, 273 ff. - R. Dehn, Erste Ergebnisse der Restaurierung von Funden aus dem Fürstengrab von Kappel a. Rhein, Ortenaukreis. Arch. Nachr. aus Baden 23, 1979, 3 ff.

101 Kappel, Gem. Kappel-Grafenhausen, Ortenaukreis. Hals- und Armringe (oben u. unten links) aus einem Grabhügel der Hallstattkultur. Ihringen, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald. Goldblecharmring aus einem Grabhügel der Hallstattkultur (unten rechts).
Literatur: E. Wagner, Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden 1 (1908) 188 Fig. 125; 209 Taf. III. - W. Kimmig/W. Rest, Ein Fürstengrab der späten Hallstattzeit von Kappel am Rhein. Jahrb. RGZM 1, 1954, 179 ff., Taf. 10,1.5; 11,1.2 u. 17,4; Abb. 4,2.5; 5,1.2. - W. Struck, Ein Goldarmband der späten Hallstattkultur von Ihringen, Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald. Arch. Nachr. aus Baden 25, 1980, 26 ff. Abb. 1. - Ders., Luftbildarchäologie in der südlichen Oberrheinebene. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1982, 19 Abb. 8.

103 Jechtingen, Gem. Sasbach, Kr. Emmendingen. Bronzearmringe mit Kugelenden aus einem Gräberfeld der Hallstattkultur.
Literatur: E. Sangmeister, Ein Fund der jüngeren Hallstattzeit von Lörrach. Arch. Nachr. aus Baden 29, 1982, 6 ff.

105 Egesheim "Heidentor", Kr. Tuttlingen. Fibeln aus einem Naturheiligtum der Hallstatt- und Frühlatènezeit (Bild oben). Ansicht des "Heidentores" (Bild unten).
Literatur: R. Dehn, Das "Heidentor" bei Egesheim, Kreis Tuttlingen: Ein bedeutendes archäologisches Denkmal der Hallstatt- und Frühlatènezeit durch Raubgrabungen zerstört. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1991, 102 ff. - R. Dehn/J. Klug, Fortführung der Grabungen am "Heidentor" bei Egesheim, Kreis Tuttlingen. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1992, 99 ff.

107 Breisach "Münsterberg", Kr. Breisgau-Hochschwarzwald. Importkeramik aus einer Höhensiedlung der Hallstatt und Frühlatènezeit. Keramikfragment aus der Champagne (oben links), Fragment attisch-schwarzfigurig bemalter Keramik aus Griechenland (oben rechts), scheibengedrehtes pokalartiges Gefäß und "Linsenflasche" (unten).
Literatur: K. Bittel/W. Kimmig/S. Schieck (Hrsg.), Die Kelten in Baden-Württemberg (1981) 314 ff. -Archäologische Ausgrabungen in Breisach a. Rhein 1984-1986. Arch. Informationen aus Baden-Württemberg 1, 1987.

111 Oberwittighausen, Gem. Wittighausen, Main-Tauber-Kreis. Maskenfibeln aus einem Grabhügel der Frühlatènezeit.
Literatur: E. Wahle, Grabfund der frühen Latènezeit von Oberwittighausen. Bad. Fundber. 1, 1925-28, 7 ff. - P. Jacobsthal, Early Celtic Art (1944, Nachdruck 1969) 194. - K. Bittel/W. Kimmig/S. Schieck (Hrsg.), Die Kelten in Baden-Württemberg (1981) 184 ff.

113 Singen "Nordstadtterrasse", Kr. Konstanz. Fibeln aus einem Gräberfeld der Frühlatènezeit. Textabb. S. 112. Bodersweier, Stadt Kehl, Ortenaukreis. Scheibenhalsring aus einem frühlatènezeitlichen Grab.
Literatur: K. Bittel/W. Kimmig/S. Schieck (Hrsg.), Die Kelten in Baden-Württemberg (1981) Abb. 83. - G. Fingerlin, Neue Grabfunde der Frühlatènezeit aus Südbaden. Arch. Nachr. aus Baden 1, 1968, 12 Abb. 4,2; bes. 13 f. - W. Struck, Zwei keltische Münzen von Querbach, Gem. Kehl, Ortenaukreis. Arch. Nachr. aus Baden 30, 1983, 18; 19 Abb. 5,1. - Ders., Fundber. aus Baden-Württemberg 10, 1985, 512 f.; Taf. 47 A1.

115 Oberderdingen "Wanne", Lkr. Karlsruhe. Grabfund der Frühlatènezeit.
Literatur: K. Bittel/W. Kimmig/S. Schieck (Hrsg.), Die Kelten in Baden-Württemberg (1981).

117 Dühren, Stadt Sinsheim, Rhein-Neckar-Kreis. Glasarmringe aus einem reichen latènezeitlichen Grab.
Literatur: K. Bittel/W. Kimmig/S. Schieck (Hrsg.), Die Kelten in Baden-Württemberg (1981).

119 Kirchzarten "Tarodunum", Kr. Breisgau-Hochschwarzwald. Goldmünzen aus einer Siedlung der Latènezeit.
Literatur: G. Weber, Neues zur Befestigung des Oppidums Tarodunum, Gde. Kirchzarten, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald. Fundber. aus Baden-Württemberg 14, 1989, 273 ff. - R. Dehn, Zu spätlatènezeitlichen Siedlungen im Breisgau. Marburger Kolloquium 1989, 89 ff. [Wolfgang Dehn zum 80. Geburtstag].

121 Altenburg, Gem. Jestetten, Kr. Waldshut. Stierkopf (Bild oben) und Eberplastik, (Bild unten) aus einer befestigten Siedlung (oppidum) der Spätlatènezeit.
Literatur: K. Bittel/W. Kimmig/S. Schieck (Hrsg.), Die Kelten in Baden-Württemberg (1981) 290 ff. - F. Fischer, Das keltische Oppidum von Altenburg-Rheinau. Arch. Nachr. aus Baden 13, 1974, 14 ff.

125 Dangstetten, Gem. Küssaberg, Kr. Waldshut. Glasbecher und Millefioriglasschale aus einem frührömischen Legionslager. Textabb. S. 124. Silbermünze des Kaisers Augustus.
Literatur: G. Fingerlin, Rheinheim-Dangstetten. Ein Legionslager frührömischer Zeit am Hochrhein. Arch. Nachr. aus Baden 6, 1971, 11 ff.

127 Mannheim-Wallstadt. Lochgürtelhaken aus einer neckarsuebischen Siedlung des 1./2. Jh. Textabb. S. 126. Verbreitung der Lochgürtelhaken.
Literatur: I. Jensen, Kelten und Germanen. In: museum (Westermann). Museum für Archäologie und Völkerkunde und Museum für Naturkunde im Reiß-Museum der Stadt Mannheim 1 (1991) 34 ff. - E. Gropengießer, Die Neckarsueben. In: G. Neumann/H. Seemann (Hrsg.), Beiträge zum Verständnis der Germania des Tacitus, II. Bericht über die Kolloquien der Kommission für Altertumskunde Nord- und Mitteleuropas im Jahre 1986 und 1987 (1992) 91 ff.; 102.

129 Riegel, Kr. Emmendingen. Kultinventar (Räucherkelche) aus einem römischen Mithrasheiligtum.
Literatur: W. Schleiermacher, Ein Mithräum in Riegel. Bad. Fundber. 3, 1933, 69 ff. - Ph. Filtzinger/D. Planck/B. Cämmerer (Hrsg.), Die Römer in Baden-Württemberg3 (1986) 506 ff.

131 Grenzach, Gem. Grenzach-Wyhlen, Kr. Lörrach. Bruchstücke von Fresken aus einer römischen Villa.
Literatur: M. Schleiermacher, Figürliche Wandmalerei aus einer römischen Villa in Grenzach, Kr. Lörrach. Fundber. aus Baden-Württemberg 14, 1989, 359 ff. (dort ausführliche techn. Angaben zur Grenzacher Wandmalerei. - Die Szene wird hier als eine Episode aus der Frühgeschichte Roms interpretiert: Äneas besiegt einen Feldherrn; auf Äneas schwebt Victoria zu, deren Hand in der ausgestreckten Frauenhand und deren Kopf in dem von mir als Kentaurenkopf gedeuteten Kopf gesehen wird. - Dies., Figürliche Wandmalerei aus einer römischen Villa in Grenzach, Kreis Lörrach. Arch. Nachr. aus Baden 43, 1990, 21 ff. - G. Fingerlin, Große römische Gutshöfe im Klettgau und im westlichen Hochrheintal. Arch. Nachr. aus Baden 43, 1990, 17 ff. (s. dort auch zu der Villenanlage mit Verweisen auf frühere Lit.). - Die o. erwähnten Fresken von Lisieux sind noch nicht publiziert; Fotos und Auskünfte verdanke ich Cl. Allag und H. Eristov.

133 Heitersheim, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald. Luftbild einer römischen Villa urbana. Textabb. S. 132. Rekonstruierter Plan der Villa urbana.
Literatur: K. Kortüm/H.U. Nuber, Die römische Villa urbana von Heitersheim, Kreis Breis-

gau-Hochschwarzwald. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1991, 154 ff. - H. Allewelt/K. Kortüm/H.U. Nuber, Das Hauptgebäude der villa urbana von Heitersheim, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1992, 171 ff.

135 Terra-Sigillata-Formschüsselfragmente aus römischen Töpfereien. Freiburg-Lehen, Stadt Freiburg i. Br. (oben). Umkirch, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (Mitte). Lahr, Ortenaukreis (unten).
Literatur: H.U. Nuber, A. Giamilus - ein Sigillatatöpfer aus dem Breisgau. Arch. Nachr. aus Baden 42, 1989, 3 ff.

137 Waldkirch, Kr. Emmendingen. Bronzekrug aus einem römischen Depotfund.
Literatur: W. Harster, Westdeutsche Zeitschr. f. Geschichte und Kunst 1, 1882, 497. - E. Wagner, Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden 1 (1908) 230 ff. Abb. 150. - A. Radnóti, Die römischen Bronzegefäße von Pannonien (1938) 160, Anm. 10. - J. Werner in: Marburger Studien [Festschrift G. Merhart] (1938) 263; 265 Tf. III, 5a-b. - A. Cahen-Delhaye, Helinium 10, 1970, 128 Anm. 20; 131; 134 Nr. 45.

139 Pforzheim "Kappelhofplatz". Römischer Münzschatz, Vorderseiten der Münzen (Bild oben), Rückseiten (Bild unten).
Literatur: E. Schallmayer, Fortsetzung der Ausgrabungen auf dem Kappelhofplatz von Pforzheim. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1990, 141 ff.

141 Osterburken, Neckar-Odenwald-Kreis. Weihealtar aus einem Beneficiarier-Weihebezirk.
Literatur: E. Schallmayer, Ein Kultzentrum der Römer in Osterburken. In: Der Keltenfürst von Hochdorf. Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie (1985) 379 ff.

143 Ettlingen "Martinsgasse/Johannesgasse", Lkr. Karlsruhe. Sandsteinrelief mit Weinszene aus einer römischen Siedlung.
Literatur: E. Schallmayer, Ein steinernes Zeugnis römischen Weinbaus in Ettlingen, Landkreis Karlsruhe. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1989, 148 ff.

145 Baden-Baden "Hindenburgplatz". Militärgrabstelen eines römischen Gräberfeldes.
Literatur: E. Schallmayer, Aquae - das römische Baden-Baden. Führer zu arch. Denkmälern in Baden-Württemberg 11 (1989). - J. Krier, Die Treverer außerhalb ihrer Civitas. Trierer Zeitschr. Beih. 5 (1981).

147 Stettfeld "Rosenberg", Gem. Ubstadt-Weiher, Lkr. Karlsruhe. Silberschale von einem römischen Gräberfeld in drei Ansichten. Textabb. S. 146. Ringboden der Schale mit Besitzername.
Literatur: S. Alföldy-Thomas in: J. Wahl/M. Kokabi, Das römische Gräberfeld von Stettfeld I. Forsch. und Ber. zur Vor- und Frühgesch. in Baden-Württemberg 29 (1988). - Fr. Baratte/K. Painter/Fr. Leyg, Trésors d'Orfèvrerie Gallo-Romains (1989).

151 Jechtingen "Sponeck", Gem. Sasbach, Kr. Emmendingen. Blick auf die spätrömische Kastellmauer mit Ecktürmen nach Abschluß der Restaurierungsarbeiten.
Literatur: R.M. Swoboda, Die spätrömische Befestigung Sponeck am Kaiserstuhl. Münchener Beiträge zur Vor- und Frühgesch. 36 (1986). - G. Fingerlin in: Jechtingen am Kaiserstuhl. Hrsg. G.A. Auer (1992) 9 ff.

153 Eigeltingen-Münchhöf, Kr. Konstanz. Römisches Goldmultiplum (Vorderseite, oben; Rückseite, unten), Lesefund.
Literatur: Fr. Wielandt, Bonner Jahrb. 149, 1949, 309 ff. Taf. 22. - J.P.C. Kent, Roman Imperial Coinage VIII (1981) Constantius II Nr. 285 Taf. 11. - Ph. Filtzinger/D. Planck/B. Cämmerer (Hrsg.), Die Römer in Baden-Württemberg[3] (1986) Taf. 48 a,b.

157 Kerbschnittverzierte Gürtelbeschläge mit Jagdszenen von völkerwanderungszeitlichen Höhensiedlungen. Ortenberg "Kügeleskopf", Ortenaukreis (links). Berghaupten "Geiskopf", Ortenaukreis (rechts).
Literatur: H. Steuer, Die Alamannen auf dem Zähringer Burgberg. Begleitheft zur Ausstellung. Arch. Informationen aus Baden-Württemberg 13 (1990) 37 ff.; bes. 47.

159 Gerlachsheim, Stadt Lauda, Main-Tauber-Kreis. Bernsteinschmuck aus einem Doppelgrab der Völkerwanderungszeit.
Literatur: A. Dauber, Neue Funde der Völkerwanderungszeit aus Baden. Bad. Fundber. 21, 1958, 139 ff. -R. Roeren, Zur Archäologie Südwestdeutschlands im 3. bis 5. Jh. n. Chr. Jahrb. RGZM 7, 1960, 214 ff. -H.P. Kuhnen (Hrsg.), Gestürmt - Geräumt - Vergessen? Der Limesfall und das Ende der Römerherrschaft in Südwestdeutschland. Begleitheft zur Sonderausstellung vom 28.5.-1.11.1992 im Limesmuseum Aalen (1992) 119 f.

161 Wyhl "Leiselheimer Kreuz", Kr. Emmendingen. Silberfibeln aus einem völkerwanderungszeitlichen Gräberfeld.
Literatur: G. Fingerlin, Frühalamannische Grabfunde aus Wyhl am Kaiserstuhl, Kr. Emmendingen. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1982, 159 ff. - Ders., Brisigavi im Vorfeld von Breisach. Archäologische Spuren der Völkerwanderungszeit zwischen Rhein und Schwarzwald. Arch. Nachr. aus Baden 34, 1985, 30 ff.

165 Graben-Neudorf "Wingertfeld", Lkr. Karlsruhe. Bügelfibeln aus Silber (oben) und Beinkamm (unten) aus einem frühmerowingerzeitlichen Grabfund.
Literatur: J.D. Boosen/P.H. Martin, Ein alamannisches Frauengrab des 5. Jahrhunderts von Graben-Neudorf, Kreis Karlsruhe. Fundber. aus Baden-Württemberg 10, 1988, 281 ff.

167 Klepsau, Stadt Krautheim, Hohenlohekreis. Pferdezaumzeug aus Grab 6 eines Adelsfriedhofes der Merowingerzeit.
Literatur: U. Koch, Das fränkische Gräberfeld von Klepsau im Hohenlohekreis. Forsch. und Ber. zur Vor- und Frühgesch. in Baden-Württemberg 19 (1990) 35 ff.; 202 ff. - J. Oexle, Studien zu merowingerzeitlichem Pferdegeschirr am Beispiel der Trensen. Germ. Denkmäler Völkerwanderungszeit A 17 (1991) 144 ff.

169 Hüfingen "Gierhalde", Schwarzwald-Baar-Kreis. Silberne Zierscheiben mit christlichen Motiven aus einem reich ausgestatteten merowingerzeitlichen Grab (Grab 1). Erste Aufnahmen nach provisorischer Reinigung.
Literatur: G. Fingerlin, Der Reiter von Hüfingen. Notizen zu einem alamannischen Adelsgrab auf der Baar. Arch. Nachr. aus Baden 17, 1976, 16 ff.

171 Fibelschmuck aus merowingerzeitlichen Frauenbestattungen. Hüfingen "Auf Hohen", Schwarzwald-Baar-Kreis. Mengen "Hohle-Merzengraben", Gem. Schallstadt-Wolfenweiler, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald. Merdingen, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald. Neudingen, Stadt Donaueschingen, Schwarzwald-Baar-Kreis. Sasbach "Behans", Kr. Emmendingen.

173 Bronzegefäße aus merowingerzeitlichen Gräbern. Hüfingen "Auf Hohen" (Grab 239), Schwarzwald-Baar-Kreis, Bronzeschüssel (unten rechts). Merdingen "Auf der Gans" (Grab 135), Kr. Breisgau-Hochschwarzwald, Perlrandbecken (unten links). Tiengen "Erlenrain/Kirchpfad" (Grab 6), Stadt Freiburg i. Br., Perlrandbecken (oben).

175 Güttingen (Grab 38), Stadt Radolfzell, Kr. Konstanz. Holzeimer und Holzschale mit Metallbeschlägen aus einem reichen Frauengrab der Merowingerzeit. Textabb. S. 174. Glasschale aus dem gleichen Grab.
Literatur: G. Fingerlin, Grab einer adeligen Frau aus Güttingen, Lkr. Konstanz (1964).

177 Goldblattkreuze aus merowingerzeitlichen Gräbern. Hüfingen "Auf Hohen" (Grab 279 u. 212), Schwarzwald-Baar-Kreis (oben links u. unten). Buggingen "Wekersgraben", Kr. BreisgauHochschwarzwald (oben rechts).

179 Hüfingen "Auf Hohen" (Grab 335), Schwarzwald-Baar-Kreis. Schmuckperle (links) einer Spatha (Zeichnung rechts) aus einem Männergrab der Merowingerzeit.
Literatur: G. Fingerlin, Hüfingen, ein zentraler Ort der Baar im frühen Mittelalter. In: Der Keltenfürst von Hochdorf. Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie (1985) 410 ff.; bes. 438 f.

181 Gläser aus merowingerzeitlichen Gräbern. Hüfingen "Auf Hohen", Schwarzwald-Baar-Kreis. Kugelbecher aus Grab 574 (links). Glasamphore aus Grab 333 (2. von links). Sasbach "Behans", Kr. Emmendingen. Stengelglas (3. von links). Mengen "Hohle-Merzengraben", Gem. Schallstadt-Wolfenweiler, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald. Glasschale (rechts).
Literatur: G. Fingerlin, Hüfingen, ein zentraler Ort der Baar im frühen Mittelalter. In: Der Keltenfürst von Hochdorf. Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie (1985) 411 ff. - Ders., Grabungen im frühmittelalterlichen Sasbach, Kr. Emmendingen. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1982, 170 ff.

185 Flügellanzenspitzen der Karolingerzeit aus dem Rhein. Helmlingen, Stadt Rheinau, Ortenaukreis (links). Neuenburg, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald (Mitte). Auenheim, Stadt Kehl, Ortenaukreis (rechts).
Literatur: H. Steuer, Karolingische Waffen aus dem Oberrhein bei Kehl-Auenheim, Ortenaukreis. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1988, 229 ff.

187 Reichenau-Niederzell, Kr. Konstanz. Platte einer karolingerzeitlichen Chorschranke mit Flechtwerkornamentik. Textabb. S. 186. Planskizze der romanischen Basilika von Niederzell.
Literatur: W. Erdmann, Die Reichenau im Bodensee (1988, 10. Aufl.), 16 ff.

189 Mengen "Löchleacker", Gem. Schallstadt-Wolfenweiler, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald. Emailscheibenfibel (Bild oben) und Silberzierscheibe (Bild unten) aus der karolingisch-ottonischen Siedlungsphase einer frühmittelalterlichen Siedlung.
Literatur: G. Fingerlin, Arch. Nachr. aus Baden 14, 1975, 14 f. - Ch. Bücker, Neue Ausgrabungen in der frühmittelalterlichen Siedlung von Mengen, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1987, 161 ff. - A. Stroh, Die Reihengräberfelder der karolingisch-ottonischen Zeit in der Oberpfalz (1954) 8 Taf. 1,8. - J. Gießler, Zu einer Gruppe mittelalterlicher Emailscheibenfibeln. Zeitschr. Arch. des Mittelalters 6, 1978, 57 ff.

193 Freiburg i.Br. "Gauchstraße". Gefäße aus Steinzeug.
Literatur: U. Groß, Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb.Forsch. und Ber. der Arch. des Mittelalters in Baden-Württemberg 12 (1991). – S. Kaltwasser, Keramik im Breisgau. In: Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300. Ausstellungskatalog Zürich, Stuttgart (1992), 323 ff.

195 Freiburg i. Br. "Salzstraße". Emailglasbecher des 13./14. Jh.
Literatur: P. Schmidt-Thomé, Neue Funde emailbemalter Glasbecher aus Breisach und Freiburg. Arch. Nachr. aus Baden 35, 1985, 36 ff. - E. Baumgartner/I. Krueger, Phönix aus Sand und Asche. Glas des Mittelalters. Ausstellungskatalog Bonn/Basel (1988) 126-160, bes. 143 f.

197 Sulzburg "Riester", Kr. Breisgau-Hochschwarzwald. Einblick in den Schacht (Bild unten). Grabungssituation (Bild oben).
Literatur: Erze, Schlacken und Metalle. Früher Bergbau im Südschwarzwald. Freiburger Universitätsblätter Heft 109, Sept. 1990. - Hochschwarzwald. Arch. Ausgr. in Baden-Württ-

temberg 1991, 314 ff. - R. Mischker/C. Pause/H. Steuer, Montanarchäologische Ausgrabungen am oberen Riestergang bei Sulzburg, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1992, 375 ff. - G. Weisgerber, Römischer Erzbergbau in Deutschland. In: Alter Bergbau in Deutschland, Hrsg. H. Steuer/U. Zimmermann. Archäologie in Deutschland, Sonderheft 1993, 55 ff.

199 Bollschweil, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald. Tonfigur aus dem 13. Jh. Textabb. S. 189. Tonfiguren aus dem mittelalterlichen Bergbaurevier am Birkenberg bei St. Ulrich, Gem. Bollschweil.
Literatur: A. Brunn/H. Wagner/U. Zimmermann, Ein mittelalterliches Bergbaurevier am Birkenberg bei St. Ulrich, Gemeinde Bollschweil, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1990, 297 ff. - Erze, Schlacken und Metalle. Früher Bergbau im Südschwarzwald. Freiburger Universitätsblätter Heft 109, Sept. 1990. - U. Zimmermann, Früher Bergbau in Bollschweil. Zum Stand der montanarchäologischen Untersuchungen im Möhlintal. In: Bollschweil, Chronik des Ortes. Beiträge zur Geschichte von St. Ulrich, Bd. 1 (1993) 9 ff.

201 Hirsau "Peter- u. Paulskloster", Stadt Calw, Kr. Calw. Münzwaage aus Bein, 2. Hälfte des 13. Jh.

203 Ladenburg, Rhein-Neckar-Kreis. Romanische Bronzeschale, um 1200.
Literatur: J. Weitzmann-Fiedler, Romanische gravierte Bronzeschalen (1981). K. Eckerle, Eine neuentdeckte gravierte romanische Bronzeschale aus Ladenburg a.N. Forsch. und Ber. der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 8 (1983) 319 ff. - K. Eckerle, Gießgefäße und Becken aus Bronze und Messing im mittelalterlichen Haushalt (1150-1250). Zeitschr. Arch. des Mittelalters, Beih. 4 (1986) 207 ff. - U. Gross, Ein "Hansaschalen"-Fragment vom Marktplatz in Heilbronn. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 19, 1990, 180 ff.

205 Ettlingen "Martinskirche", Lkr. Karlsruhe. Bodenfliesen des 13. Jh.
Literatur: E. Schallmayer, Neue Ausgrabungen in der Martins-Kirche zu Ettlingen, Kreis Karlsruhe. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1987, 220 ff.

207 Freiburg i. Br. "Augustinerplatz". Brillen (oben), Brillenfutteral (unten links) und Wachsschreibtäfelchen (unten rechts) des 14./15. Jh. aus der Kloake des Augustiner-Klosters.
Literatur: H. Steuer, Mittelalterliche Nietbrillen aus Freiburg im Breisgau. Arch. Nachr. aus Baden 34, 1985, 46 ff. - Ders., Mittelalterliche Brillenfutterale - ein Nachtrag. Arch. Nachr. aus Baden 36, 1986, 47 f.

209 Freiburg i. Br. "Augustinerplatz". Lederschuhe des 14./15. Jh. aus der Kloake des Augustiner-Eremiten-Klosters. Textabb. S. 208. Schnittmuster eines Lederschuhes.

213 Schramberg "Ruine Hohenschramberg", Kr. Rottweil. Ofenkachel mit Mariendarstellung der 2. Hälfte des 16. Jh. Textabb. S. 212. Emmendingen "Eichberghöfe". Ofenkachel mit Christusdarstellung aus einer Wüstung.
Literatur: E. Kayser, Der Villinger Kunsthafner Hans Kraut. Geschichts- und Heimatverein Villingen XII, 1987/88, 38 ff. - L. Späth, Ruine Schramberg, Fundbericht, Teil 2, Ofenkacheln (unpubl. o.O. 1985). - S. Stelzle, Ein Renaissancekachelofen aus der Wüstung Eichberghöfe bei Emmendingen (unpubl. Magisterarbeit Freiburg i. Br. 1992).

215 Freiburg i. Br. "Augustinerplatz". Zifferblatt einer Taschensonnenuhr aus Holz. Textabb. S. 214. Rekonstruktionszeichnung einer aufgeklappten Taschensonnenuhr.
Literatur: G. Dohrn van Rossum, Die Geschichte der Stunde. Uhren und moderne Zeitordnung (1992).

217 Freiburg i. Brsg. "Altstadtbereich" (Salzstraße). Hutagraffe des 16. Jh. mit dem Bildnis Karls V. (oben), Zeichnung von H. Holbein d.J. (unten). Textabb. S. 216. Goldmedaille mit Bildnis Karls V. aus dem Jahre 1542 (links) und Bronzemedaille ohne Jahresangabe (rechts).

219 Tiengen, Stadt Waldshut-Tiengen. Reliquienkreuz des 16. Jh. aus dem Sarg Alwigs IX. von Sulz.
Literatur: I. Fingerlin, Die Grafen von Sulz und ihr Begräbnis in Tiengen am Hochrhein. Forsch. und Ber. der Arch. des Mittelalters in Baden-Württemberg 15 (1992).

221 Heidelberg "Kornmarkt". Trinkbecher (Kreusen) aus Glas (links) und Keramik (rechts) aus mittelalterlichen Latrinen.
Literatur: E. Baumgartner/I. Krueger, Phoenix aus Sand und Asche. Glas des Mittelalters. Ausstellungskatalog Bonn/Basel (1988). - A travers le verre du moyen-age à la renaissance. Ausstellungskatalog Rouen (1988). - Ch. Prohaska-Gross, Der Heidelberger Glasfund. In: Vor dem großen Brand. Archäologie zu Füßen des Heidelberger Schlosses. Ausstellungskatalog Heidelberg, Hrsg. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (1992) 82 ff.

223 Gundelfingen "Zähringer Burgberg", Kr. Breisgau-Hochschwarzwald. Wallfahrtsmedaillen der Neuzeit.

225 Lage der Fundorte. Ausschnitt aus der Reliefkarte des Landes Baden-Württemberg. Grundlage des Historischen Atlasses, hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde, bearbeitet vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg. Vervielfältigung genehmigt unter Az: 5.11/983. Thematisch ergänzt durch E. Sangmeister und M. Hoeper; Zeichnung: R. Plonner.

Bildnachweis

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Freiburg: S. 29, 31, 41, 45, 63, 67, 73, 77, 85, 97, 99, 103, 105, 107, 135, 137, 157, 161, 169, 171, 173, 175, 177, 179, 181, 185, 187, 189, 193, 195, 201, 207, 213, 215, 217, 223

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Karlsruhe: S. 139, 141, 145, 205

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart (Luftbildarchiv): S. 37, 55, 81, 133

Institut für Ur- und Frühgeschichte, Freiburg: S. 57, 197, 199

Archäologisches Landesmuseum, Konstanz: S. 47, 49, 65, 219

Badisches Landesmuseum, Karlsruhe: S. 27, 33, 39, 51, 61, 71, 87, 89, 95, 101, 111, 115, 117, 129, 143, 147, 153, 159, 165, 167, 203

Museum für Ur- und Frühgeschichte, Freiburg: S. 79, 83, 121, 125, 131

Reiß-Museum, Mannheim: S. 127

Rosgartenmuseum, Konstanz: S. 93

L. Geiges, Staufen: S. 119, 151

Huber-Wintermantel, Hüfingen: S. 209

Otto Kasper, Singen: S. 113

Christine Prohaska-Gross, Heidelberg: S. 221